This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 765,623

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
1817
LIBRARIES

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES · 1817

Mednyánszky, Alois

Erzählungen,

Sagen und Legenden

aus

Ungarns Vorzeit.

Von

Alois Freiherrn von Mednyánszky.

Pesth,
bei Konrad Adolph Hartleben.
1829.

GR
153
.M79

Gedruckt
bei Chr. Fr. Schade
in Wien.

Vorwort.

Nicht alle, wohl aber die meiſten der hier erſcheinenden Erzählungen, ſind bereits aus dem von mir und Freiherrn von Hormayr gemeinſchaftlich herausgegebenen Taſchenbuche für vaterländiſche Geſchichte, aus Hesperus und dem Archiv für Geographie, Hiſtorie, Staats- und Kriegskunſt, ſo wie meiner maleriſchen Reiſe auf dem Waagfluß bekannt. Ich würde daher nie auf den Gedanken verfallen ſeyn, ſie nochmals der Leſewelt vorzuführen, wenn nicht von mehreren Seiten der Wunſch geäußert worden wäre, was in ſo vielen, mitunter koſtſpieligen und zum Theil ganz vergriffenen Werken zerſtreut iſt, in einem oder zwei Bändchen vereint zu finden. Keinesweges bin ich ſo befangen, dieſen Wunſch jener Ausſtattung zuzuſchreiben, die Erzeugniſſe geiſtreicher Schriftſteller anziehend macht, auch wenn ihre Beſtimmung nur jene des augenblicklichen angenehmen Eindruckes iſt, denn wie viel dieſe Erzählungen hierin zu wünſchen übrig laſſen, kann ich mir nicht verhehlen. Wohl aber darf ich ihn der täglich zunehmenden, mehr und mehr ſich erwärmenden Theilnahme an vaterländiſchen Ereigniſſen und Gegenſtänden beimeſſen, die von Bildern

der Vorzeit angeregt wird, ſelbſt wo die Unbehülflichkeit des Pinſels gegen die vollendete Rundung äſthetiſcher Formen anſtößt. Nicht ohne Erfolg ſind in dieſer Hinſicht die von dem Freiherrn von Hormayr ſeit zwanzig Jahren mit regem Eifer verfolgten und von mir nicht minder lebhaft aufgefaßten Bemühungen geweſen, die bildende und redende Kunſt mit der vaterländiſchen Geſchichte zu vermählen. Mehrere hier gegebene Erzählungen gaben Stoff und Veranlaſſung zu dichteriſchen Erzeugniſſen, die als Ballade, Epos oder Drama nicht ohne Werth ſind, und zum Theil auch ihre Anerkennung gefunden haben. Somit iſt ihre Beſtimmung erfüllt, der nur noch mangelt, daß auch die bildende Kunſt das Ideale, dem ſie mit ſchöpferiſcher Hand das anſchauliche Daſeyn zu geben geſonnen iſt, aus dieſen oder ähnlichen Darſtellungen, deren Grundzug geſchichtlich iſt, wählen möchte.

Bloß in dieſer Abſicht ſei es mir daher geſtattet, das ſchon bekannte Zerſtreute zuſammengefaßt hier wieder zu geben, ſomit vielleicht Anregungen zu veranlaſſen, die von liebenden Händen talentvoller Männer groß gezogen, dem Vaterlande herrliche Blüten und Früchte bringen können. Dieſe offen ausgeſprochene Abſicht iſt zugleich lebhafter Wunſch; möchte er doch erfüllt und durch vaterländiſche Geſinnung angeregt, verbreitet und befeſtiget werden.

Inhalt.

	Seite
Der Rabenfels	1
Der Bruderzwiſt	30
Das Schloß am Munde	48
Der eiſerne Hahn zu Raab	59
Die Flucht	66
Der ſteinerne Mönch vor der Geiſterburg Hricſo	80
Der Brunnen der Liebenden	90
Edle Rache	105
Der Wunderſturz zu Lietawa	120
Das Gaſtmahl zu Winna	126
Liſt mächtiger als Gewalt	139
Der Löwenſtein	150
Des Vaters Fluch	161
Das ſteinerne Geld	171
Die Felskapelle an der Waag	179
Die Brautwerbung	194
Die Mauerblende zu Budethin	210
Die Freunde	230
Der Margittafelſen in der Waag	249
Achmet Paſcha	254

Seite

Des Willens Kraft. 267
Der Mädchenbrunnen zu Pöſtény. 278
Der Berggeiſt des weißen Gebirges. 289
Das Windſchloß. 294
Der Rektor Magnificus. 304
Das Wunderkreuz im Baume. 310
Szolnok's Vertheidiger. 316
Die Teufelsfurche. 339
Das Jungfernſchloß zu Schemnitz. 346
Die Gründung der Helenenkirche. 355
Vergeltung. 366
Der ſchwarze Heerführer. 380
Die Gründung von Zeben. 396
Die gefährliche Wette. 403
Das blutige Gaſtmahl. 410
St. Simeons Finger. 416
Der abgehaute Fuß. 422
Die Bluthalle zu Lockenhaus. 442
Das Teufelsgemälde zu Preßburg. 450
Sanct Georgs Felſenſprung. 457
Die Sagen vom Stibor. 461

Der Rabenfels.

Unter jener Hügelreihe, die den Anfang der Karpathen bildet, erhebt ſich der Wetterling an der Grenzſcheide des Preßburger und Neutraer Komitats zuerſt in anſehnliche Höhe. Weit in die Ebene des hier ſchon ganz geöffneten Waagthales hinausſchauend, zieht er die Blicke der Bewohner desſelben gar oft auf ſich, denn als Wetterprophet ſteht er in nicht geringem Anſehen bei ihnen. Trügen ſeine Verkündungen auch öfter, gehen ſie doch nicht minder oft in Erfüllung, und ſo bleibt denn ſeine Glaubwürdigkeit von der Menge unangefochten, die begierig einen Blick wenn auch nur in die allernächſte Zukunft zu thun, zehn unerfüllte Vorherſagungen für eine, die der Zufall verwirklichte, vergißt, und auf dieſe hin jedem Wahrſager Glauben beimißt.

Aber nicht bloß, daß er gut oder ſchlimm Wetter verkünde, ſondern auch ſo manche Geſchichte von Ereigniſſen, die auf dem Berge in längſt entſchwunde-

ner Zeit Statt gehabt, mitunter noch in Spuren und geheimnißvollen Anklängen ſich erhalten, erzählt ſich das Volk in geſchäftsloſer Abendſtunde. So kenne jedermann, beſonders Jäger und Holzhauer, die oft auf dem Berge weilen, den Rabenfels, eigentlich einen flachen tafelartigen großen Steinblock, der mitten aus berastem Boden ſich erhebt, und unter ſeinem Vorſprung, bei plötzlich eintretenden Gewitterſchauern, ſchon Manchem Zuflucht gewährte. Mit dieſem habe es eine gar ſonderbare Bewandtniß. Allezeit, wenn der Mond im Scheiden iſt, verſammelt ſich in grauſer Mitternachtsſtunde eine Unzahl von Raben, die aus allen Weltgegenden herbeigeflogen kommen, auf dieſem Fels. Sie ſprechen und krächzen, und flattern und gehn, und drängen und ſtreiten in ungeheurem Lärm und Bewegen mit und auf und durch einander, bis eine Stimme in durchdringendem Schrei alle übrigen übertönt. Hierauf wird es plötzlich ſtill, und einen Augenblick nachher zerſtiebt das ganze Heer nach allen Richtungen. Aber nunmehr erſcheint eine weibliche Geſtalt in weite flatternde Gewänder gehüllt. Sie ſchlägt den wallenden Schleier zurück, blickt ſehnſuchtsvoll nach dem fernen Oſten, mit langſam erhobenen Armen den Blick geleitend; dreimal

entquillt dem blaſſen Munde ein ſchmerzlicher, aus den tiefſten Tiefen der bewegten Bruſt heraufgeholter Seufzer; der Schleier fällt, und die Erſcheinung zerfließt in leichte Morgennebel.

Wie dies eigentlich zu deuten und was dazu Veranlaſſung gegeben, ſei folgendes:

In dem letzten Rákoczyſchen Kriege, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts dieſe Gegenden lang und ſchwer heimſuchte, war die Burg Szomolán, an des Wetterlings Fuß gelegen, von kaiſerlichen Truppen beſetzt, die der Beſitzer, die eigene Mannſchaft zu verſtärken, willig aufgenommen hatte. Er ſelbſt in öffentlichem Dienſte vollauf beſchäftigt, und an den Ort, wo es ſein Amt erheiſchte, gebunden, ſah die Burg nur ſelten, in der ein wackerer, ſeit vielen Jahren als treu erprobter Kaſtellan, den Oberbefehl in des Herrn Namen führte. Auch itzt war Ellewény die Sorge um Land und Leute zu dem Burgbann gehörig, ſo wie über die Veſte ſelbſt, anvertraut worden, nachdem bei dem Herannahen des Ungewitters alles, was in einer möglichen Belagerung als nothwendig ſich erproben konnte, im Voraus beſtellt wurde.

Die Vorſicht ſchien auch wirklich nicht vergeblich, denn der Krieg, obwohl an des Reiches nördlicher

Grenze entzündet, wälzte ſich mit beiſpielloſer Schnelligkeit bis in dieſe Gegend. Szomolán, an ſich keine der bedeutenderen Burgen des Landes, erhielt durch ihre Lage eine Wichtigkeit, die es nicht zuließ, daß ſie von Freund oder Feind unbeachtet bleibe. An dem über das weiße Gebirge gegen Mähren führenden Hauptpaß gelegen, konnte nur der ſich als Herrn dieſer wichtigen Kommunication betrachten, der nicht zu befürchten hatte, von der Schloßbeſatzung beunruhigt zu werden. Auch entging dieſe Berückſichtigung dem Rákotzyſchen Oberfeldherrn Bertſényi keineswegeſ, darum ſandte er einen bedeutenden Heerhaufen unter dem Befehle Ladislaw Otſkay's gegen Szomolán, ſich der Veſte und des Gebirgspaſſes zu bemächtigen.

Schon aus weiter Ferne ſah Ellewény die feindlichen Reiter raſch anrücken, und kaum hatte der rückkehrende Späher über Anzahl, Abſicht und Namen der feindlichen Scharen und Führer ſeinen Bericht erſtattet, als auch der Trompeter ſchon vor dem Burgthor mit der Aufforderung zur Übergabe erſchien. Abgewieſen, wie man es von dem wackern Kaſtellan erwarten konnte, mußte dieſer bald abziehen, und Otſkay ſich zur Belagerung entſchließen. Mit dieſer

ging es ganz lässig, denn es war nur ein Reiterregiment, das die Burg durch Überfall oder Kapitulation zu nehmen gehofft hatte; als dies aber nicht gelang, wenig ausrichten konnte. Bis daher Fußvolk und Geschütz nachkommen würde, begnügte man sich, vor der Veste zu lagern, und in einzelnen Abtheilungen Streifzüge in der Umgegend zu machen.

Zwar hatte Otskay den Feldherrn dringend um Belagerungsgeräth und Mannschaft angegangen, allein Graf Bertsényi's Absicht ging eigentlich auf die feste Stadt Tyrnau, die er zum Stützpunkt seiner ferneren Operationen machen wollte, und nothwendig nehmen mußte, bevor noch General Heister mit den kaiserlichen Truppen von Preßburg ankommen würde. Die Bürger hatten indeß die Thore verschlossen, Wälle und Mauern besetzt, und sich zum hartnäckigsten Widerstand gerüstet. Bertsényi wollte daher versuchen durch Gewalt zu erlangen, was seinen Unterhandlungen und Verheißungen durchaus nicht gelingen wollte. Dazu benöthigte er seines sämmtlichen Geschützes, dessen ohnedies nicht gar zu viel war. Denn obschon bei Ausbruch des Krieges in kurzer Zeit eine bedeutende Anzahl Menschen sich unter Rákotzy's Fahnen versammelte, würde er doch nie etwas Bedeu-

tendes haben unternehmen können, wofern nicht Frankreich Geld, Geſchütz und erfahrne Artilleriſten, ſo wie Ingenieurs zu deſſen Leitung geliefert hätte. Im Überfluß jedoch war dies auch nicht geſchehen, auf dem bisherigen Zuge manches unbrauchbar geworden, wofür, was man in eroberten Feſtungen gefunden, kaum hinlänglichen Erſatz gewährte. Das Reſultat alles deſſen war, daß genau mit dem Vorhandenen Haus gehalten werden mußte, daher — ſo berichtete Otſkay's aus dem Hauptquartier rückkehrender Hadnagy — außer ein paar leichten Feldſtücken, die bald ankommen würden, vor der Hand auf keine größere Unterſtützung zu rechnen ſei.

Dieſe Nachricht gab die Überzeugung, daß die Belagerung wohl von ſelbſt aufhören müſſe, doch bevor ſollte noch ein nächtlicher Überfall in aller Stille verſucht werden, damit man doch nicht, ohne irgend etwas unternommen zu haben, ruhmlos abziehe. Allein Ellewény war auf ſeiner Hut, die Bewegung im Lager entging ſeiner Aufmerkſamkeit nicht. So fand denn Otſkay, als er in der Nacht mit Sturmleitern in größter Stille anrückte und die Sorgloſen zu überraſchen hoffte, die ganze Beſatzung auf den Beinen. Verrathen ſah er ſeinen Plan, zu weit

hatte er ſich gewagt, um ſo leicht zurückzutreten und ſich dem Hohn der Gegner Preis zu geben. Sein ungeſtümer Muth trieb ihn und die Seinen vorwärts. Der erſte war er auf der Mauer des Hauptvorwerkes, mehrere Braven folgten ihm, ſchon wollte er den Siegesruf anſtimmen, da brach die Leiter unter den Nachklimmenden, er und ſeine Gefährten wurden nach wüthendem Widerſtande übermannt und zu Boden geworfen, der Angriff war abgeſchlagen, der Rückzug eilig, einer Flucht ähnlich.

Der Kaſtellan, hoch erfreut über den köſtlichen Fang, empfing den gefangenen Feldobriſten mit Anſtand und Edelmuth; er war ja ein ehemaliger Bekannter, dem er oft begegnet bei Freunden und Nachbarn, bevor der unſelige Bürgerkrieg ſie einander gegenüber geſtellt. Nur auf wenige Stunden weit lag das befeſtigte Kaſtell von Otſko durch einen Hügel gedeckt, der im Geſichtskreis der Burg Szomolán ſich befand. Ellewény drückte ſeinem Gefangenen das lebhafteſte Bedauern aus, ihn ſo unterſehen zu müſſen, trug ihm jedoch an, wofern er mit dem Ehrenwort bürgen wolle, keinen Verſuch des Entweichens zu machen, ſtatt in enger Haft frei in der ganzen Burg wandeln zu können. Nur mit Widerwillen be-

quemte ſich der raſche Kriegsmann hiezu, denn er hatte gehofft, gegen Löſegeld oder Austauſch entlaſſen zur vorigen Thätigkeit zurückkehren zu können. Bald aber minderte ſich dieſer Widerwille, denn wofern Ilka, des Kaſtellans liebliche Tochter, ſich aus des Vaters Gemach nicht entfernte, wenn Otſkay eintrat, um an dem Imbiß oder am Geſpräch Theil zu nehmen, glaubte dieſer ſeine Lage um Vieles leichter ertragen zu können.

Obſchon ſeit ein paar Jahren Witwer, ſtand doch der tapfere Krieger in der Blüte ſeines Alters, mit allen Vorzügen begabt, die als vortheilhafte Empfehlungsbriefe einer gütigen Mutter Natur gelten können. So günſtig ſein Äußeres ſich geſtaltete, ſo ausgezeichnet waren die Eigenſchaften des Mannes, der keine der geringſten Stützen des Heeres, an der Spitze eines Reiterregimentes ſtand, mit dem er manche kühne That ausgeführt, die ſeinen Namen geehrt und gefürchtet machte.

Mächtig fühlte ſich der edel ſtolze Mann zu Ilka hingezogen, die in aller Anmuth aufblühender Jugend, die Geſchäfte der Häuslichkeit emſig beſorgend, dem Vater die früh verlorne Gattinn treulich erſetzte. Bald konnte er ſich es nicht verhehlen, daß

ihr Beſitz zu ſeiner Wünſche höchſten gehöre. Auch auf das Mädchen hatten die in tauſend unnennbaren und doch ſo bedeutungsvollen Nichts ſich ausſprechenden Bewerbungen des ausgezeichneten Gefangenen Eindruck gemacht, und endlich zu der (wohl auch mit einem Seufzer begleiteten) Bemerkung geführt, wie Jammerſchade es doch ſei, daß ein ſo tapferer und angenehmer Mann gerade ein feindlicher Offizier ſeyn müſſe. Was ſich Ilka kaum ſelbſt geſtand, bedauerte Ellewény — nur in ganz anderer Beziehung — gar oft. So manches Mal betrachtete er ihn mit langen durchdringenden Blicken, ſprach dann väterlich mahnend über das Unheil der Zeit und die verderblichen Folgen, die der Bürgerkrieg über das Vaterland bringen müſſe, und wie ſchmerzlich ihm ſei, ſo viele ausgezeichnete Männer, darunter auch Ladislaw, einem Panier folgen zu ſehen, deſſen Untergang ihm gewiß ſei. Mit aufbrauſendem Ungeſtüm vertheidigte dieſer ſich und ſeine Genoſſen, und manchmal wären die Männer hart aneinander gerathen, würde nicht Ilka ſanft begütigend und vermittelnd zwiſchen ſie getreten ſeyn. Sie war es, die den löwenkühnen jungen Mann mit einem Blick, mit einem Wort bändigte, denn er hatte ſich ihr hingege-

ben ganz mit aller Kraft ſeiner Feuerſeele, wenn ſchon das Geſtändniß ſeiner grenzenloſen Liebe noch nicht über die ſonſt beredten Lippen ſich geſtohlen hatte.

Die Nachricht von Otſkay's Unfall erfüllte das ganze Rákotzyſche Heer mit Bedauern, und kam dem Oberfeldherrn zur ungelegenſten Zeit, da er eben dieſen muthigen und bisher glücklichen Parteigänger zu einer Unternehmung von Wichtigkeit auserſehen hatte. Er knüpfte daher ſogleich Unterhandlungen wegen deſſen Auswechslung gegen einen hohen kaiſerlichen Offizier an. Allein dieſe zogen ſich in die Länge, und ſo mußte denn das Kommando einem anderen übertragen werden. Endlich kam das Kartell zu Stande, und Ellewény erhielt den Befehl, ſeinen Gefangenen unter ſicherem Geleit nach Tyrnau zu ſtellen, wo die Auswechslung erfolgen ſollte.

So ſehr ſich der Kriegsmann über ſeine Befreiung glücklich pries, ſo ſchmerzlich fiel ihm der Abſchied von Ilka, die auch erſt im Augenblick der bevorſtehenden Trennung zum klaren Bewußtſeyn gelangte, wie theuer ihr der ſcheidende Feind geworden. Unmöglich konnte er ſie verlaſſen, ohne ſeine Gefühle ausgeſprochen zu haben. Noch an demſelben Abend fand ſich Gelegenheit dazu, und Ilka, hocherröthend, doch

unvermögend dem Drang des fliehenden Augenblicks zu widerſtehen, verrieth das ſüße Geheimniß ihres Buſens. In freudigem Entzücken ſchwor ihr der Glückliche unverbrüchliche Treue, unwandelbare Liebe, verſprach, ſobald dieſer unſelige Krieg geendet ſei, zurückzukehren, bei ihrem Vater um ihre Hand anzuhalten, ſie als ſeine Gemahlinn feierlich heimzuholen, und wollte ihr zum ſichtbaren Unterpfand ſeines Wortes einen koſtbaren Ring darreichen. Bei dem Worte »Vater« wand ſich das überraſchte Mädchen aus ſeinen Armen, und eilte, indem ein Strom von Thränen ihren blauen Augen entſtürzte, raſch der Thüre zu. »Wohin?« rief ihr der Betroffene nach und vertrat ihr eben ſo raſch den Weg. »Zum Va»ter,« ſchluchzte Ilka, »der mir rathen, mir helfen »ſoll, vor dem ich kein Geheimniß haben darf.« »Nicht ohne mir,« fiel Ladislaw ſchnell ein — doch in eben demſelben Augenblick öffnete ſich die Thüre und Ellewény ſtand vor den Überraſchten.

»Was geht hier vor?« ſagte er ernſt, und die Stirne in finſtere Falten zuſammenziehend, »ich will »nicht hoffen — —«

»Nichts, was Eure oder Eurer Tochter Ehre ge»fährden könnte,« erwiederte Otſkay ſchnell, »denn

» ſo eben war ich im Begriff, mit dieſem himmliſchen
» Mädchen zu Euch zu eilen, und um Euren Segen
» zu dem Beſitze ihrer Hand zu flehen, ſo wie ich ih-
» res Herzens bereits gewiß zu ſeyn hoffen darf.«

» Ihr ſeyd ein wackerer Mann, Herr Obriſt,«
ſagte Ellewény, » und würdet mir in jeder Hinſicht
» auch ein willkommener Schwiegerſohn ſeyn. Doch
» dem Feinde meines Herrn und meines Königs gebe
» ich die einzige Tochter nimmermehr, und wäre es
» der Fürſt ſelbſt, der gegen ihn kriegt. Verlaßt Ihr
» aber ſeine Fahnen, erwirket die Verzeihung des ge-
» krönten Landesherrn, und kehrt glücklich aus dem
» Felde heim, ſei ſie Euer, ſammt meinem Segen
» und meiner Habe.«

Ein Donnerſchlag würde die Liebenden nicht hef-
tiger erſchreckt haben, als dieſer Ausſpruch, deſſen
ſie ſich am wenigſten verſahen. Vergebens waren alle
Vorſtellungen, daß ja die Gerechtſame, um die ge-
ſtritten werde, mit den Herzensangelegenheiten Ein-
zelner gar nichts gemein haben, daß Ladislaw auf
jeden Fall den Ausgang des Streites abwarten, und
für jetzt nur ſeines künftigen Glückes Zuſage zu er-
halten wünſche. Der Kaſtellan blieb feſt und uner-
ſchütterlich, und trieb zum Abſchied, denn längeres

Zögern' könne nicht zum Heil führen. Die beiden Scheidenden fanden nur noch so viel Zeit zu verabreden, wie und wenn sie sich Nachricht von einander geben und an welchem Ort sie sich sprechen könnten. Am geeignetsten dazu schien der unferne Rabenfels, dessen wirthliches Dach Schutz und Verborgenheit versprach. Da mahnte die Trompete des Thorwächters zum Abzug, und in wenig Minuten war Ladislaw mit seinen Begleitern dem Gesichtskreis der Burg entschwunden.

Großer Jubel ertönte im Lager, als der tapfere Obrist wieder mitten unter seine Kriegsbrüder trat, und seine verwaisten Reiter begrüßte. Alle drängten sich um ihn, bezeigten ihm ihre Theilnahme an dem, was ihn betroffen, und wie es nun sogleich muthiger vorwärts gehen werde. Wirklich hatte der Rückkehrende kaum ein paar Tage Zeit gehabt, in die Kenntniß des indeß Vorgefallenen sich zu setzen, so erging an ihn der Befehl, eine Recognoscirung gegen den über das weiße Gebirge von Szenitz her anrückenden kaiserlichen General Ricsan vorzunehmen. Der Feind war viel stärker als man vermuthete, bewegte sich jedoch mit großer Vorsicht und Langsamkeit vorwärts. Otskay bat daher um Verstärkung, und ließ indeß einen

Verhau anlegen, hinter dem er ſich auf dem höchſten Punkte des Gebirgsüberganges an der noch itzt ſo benannten — Teufelsfurche — feſtſetzte.

Die Straße führte ihn nahe bei der Geliebten vorüber, doch konnten ſich damals nur ſeine Blicke und Wünſche ihr nahen. Nun das Nöthige beſorgt war und, bis größere Streitkräfte anlangten, ohnedies nichts unternommen werden konnte, widerſtand er dem ungeſtümen Pochen ſeines Herzens nicht länger, und benachrichtigte Ilka, daß er ihrer nächſten Abend am Rabenfels harren werde. Sie kam voll Liebe, doch auch harmvoll, denn der Vater beſtand feſt und unwiderruflich auf ſeinem Ausſpruch, und von dieſem würde ihn nie etwas abbringen, meinte ſie, denn ſeine Sinnesart ſei ihr wohl bekannt. Alle Troſtgründe dagegen waren vergebens, und ſo mußten ſich die Liebenden mit ſchwerem Herzen wieder trennen.

Bald ſah ſich der Obriſt an der Spitze einer Macht, mit der er aus ſeinen Verſchanzungen heraus zu kommen wagte. Täglich fielen kleine Scharmützel vor, Ricſan wurde unaufhörlich geneckt und ermüdet, wozu das Terrain treffliche Gelegenheit darbot, doch auch hingehalten, daß er die ihm obliegende Vereinigung mit der Hauptarmee nicht bewerkſtelligen

konnte. Da beſchloß er den Übergang zu erzwingen, und rückte mit allen ſeinen Truppen gegen den Verhau. Otſkay, von dieſem Vorhaben unterrichtet, ſtellte ihm nur ſchwachen Widerſtand entgegen, und ſchickte ein Detaſchement von Holzhauern, auf unwegſamen Stegen geführt, dem Feind in den Rükken. Langſam, doch feſten Schrittes, rückten die Kaiſerlichen vor, den ſie umſchwärmenden leichten Trupp zurückdrängend. Als ſie aber in den engen Schluchten auf dem auserſehenen Platz angelangt waren, erhob ſich der Wald, als wäre jeder Baum plötzlich belebt. Das Gefecht ward bald allgemein, obſchon ſich die Streitmaſſen nicht gehörig entfalten konnten, und Angriff ſo als Widerſtand gleich hartnäckig. Ricſan ſah das ungünſtige ſeiner Lage bald ein, beſonders da er von ſeinen Feldſtücken keinen rechten Gebrauch machen konnte, und gab den Befehl zum Rückzug, um den Feind in das Freie herabzulocken. Da ertönte plötzlich Angriffsgeſchrei im Rücken, die Unordnung riß ein und wandelte ſich bald in Flucht, die auch den Feldherrn mit ſich riß. Mit Mühe gelang es dieſem bei dem Dorfe Jablonitz ſich mit einiger Mannſchaft aufzuſtellen. Doch lange konnte er dem Anſtürmen des ſiegtrunkenen Feindes nicht widerſtehen.

Eine Kugel warf ihn verwundet vom Pferde, mit ſeinem Fall war auch das Schickſal des Tages unwiderruflich entſchieden. Das ganze Corps war aufgerieben oder zerſprengt, der Anführer ſelbſt mit einem großen Theile der Seinen gefangen, Otſkay's Sieg glänzend und vollſtändig.

Weniger günſtig geſtalteten ſich indeß die Ereigniſſe bey Rákotzy's Hauptarmee, in deren Operationen die ſchon früher beſtehende, aber nun auf das höchſte geſtiegene Spaltung zwiſchen den beiden Hauptanführern Bertſényi und Forgáts eine Unſicherheit und Mangel an Übereinſtimmung gebracht hatte, die ſpäter das Meiſte zum Mißlingen der ganzen Unternehmung beitrug. General Heiſter war indeß von Preßburg herangerückt, hatte das berannte Tyrnau entſetzt und machte Miene zu einer Hauptſchlacht, ohne ſich auf einzelne Gefechte einzulaſſen, oder ſein Heer durch Abſendung von Truppenabtheilungen zu ſchwächen. Otſkay hatte mit dem Bewußtſeyn einer ausgezeichneten Waffenthat auf ausgezeichneten Empfang gehofft. Doch mit Schmerz und Ahnung böſer Zukunft mußte er erfahren, daß ſich der Parteigeiſt der ganzen Armee bemächtiget habe, und weil er keinem von beiden huldigen wolle, auch ſeinem Verdienſt

nicht jene Anerkennung werde, auf die er zu rechnen ſich berechtiget glaubte.

Mißmuthig hierüber und in ernſtem Nachdenken über die Geſtaltung der Zukunft, berief ihn der Befehl des Feldherrn zum Kriegsrath, den Heiſters drohende Stellung und die mancherlei ungünſtigen Nachrichten von dem Abfall mehrerer angeſehener Herren zu erheiſchen ſchien. Die wenige Übereinſtimmung der Abſichten und die Leidenſchaftlichkeit, die in den Äußerungen der doch nur zu einem großen Zweck hier verſammelten Kriegsobriſten herrſchte, ſtimmten ihn noch düſterer, und brachten den Gedanken immer zu größerer Wahrſcheinlichkeit, daß bei dieſer unſeligen Zerwürfniß nimmermehr ein gutes Ende zu erwarten ſei. Nach langem Berathen kam es endlich zum Schluß, daß die Stellung der Armee verändert, und dieſelbe an das weiße Gebirge ſich ſtützen ſolle, wobei ſowohl das rechte Waagufer, als der durch Otſkay's Sieg nun ganz freie Paß, für den Fall eines Mißgeſchickes offen bleiben würde. Dabei aber kam ganz natürlich in Betrachtung, daß man im Rücken dieſer Stellung unmöglich einen, wenn ſchon nicht ſtarken Feind laſſen könne, daher Szomolány durchaus nehmen müſſe. Schnell erbat ſich Otſkay dieſen Auf-

trag, um — wie er ſagte — die dort erlittene Scharte auszuwetzen, indeß wohl auch noch mitunter aus ganz andern Beweggründen.

Kaum war der Kriegsrath geendet, war er auch ſchon an der Spitze einer mit allem wohlverſehenen Macht auf dem Wege nach der Burg. Schnell war dieſe umzingelt, und eine ſchriftliche Aufforderung an den Kaſtellan abgeſchickt. Ein kleines Zettelchen darin eingeſchoben, bat um geheime Unterredung am bekannten Orte, und Begleitung Ellewénys, mit dem er ſich durchaus verſtändigen müſſe. Die Aufforderung ward abgeſchlagen, die Zuſammenkunft zugeſagt.

Noch war die Nacht erſt angebrochen, ſtand der ungeduldig Harrende ſchon unter dem Rabenfels, und verwünſchte den langſamen Lauf der Zeit und die Vorſicht des alten Kaſtellans, die ſeinen Wünſchen ſo ſehr entgegenſtand. Endlich ertönte das verabredete Zeichen, ſchnell ward es erwiedert, und Ellewény, doch nur allein, trat aus dem Dunkel der zweifelhaften Schatten hervor.

»Zu ernſt,« hub er an, »iſt die Zeit, als daß »man ſie mit der Liebe Tändeleien zubringen dürfte, »überdies kennt Ihr meine Bedingniß. Ihr habt mich »in des Vaterlandes Namen hieher beſchieden, ein

» hochheiliger Name, für den ich alles zu wagen, al-
» les zu opfern bereit bin. Sagt — was wollt Ihr —
» sprecht kurz und von der Sache, Ilka's erwähnt
» nicht dabei. «

Getäuscht in seiner süßesten Erwartung, faßte sich Otskay doch bald und erwiederte: » Ihr habt nicht
» redlich an mir gehandelt, indem allein den Gang
» Ihr gemacht, doch rechten will ich nicht, und ernst,
» wie die Zeit, an die Ihr mich gemahnt, ein ern-
» stes Wort mit Euch sprechen. Ihr seht, mit wel-
» cher Macht ich angerückt, und daß es diesmal gilt,
» denn nehmen muß ich die Burg, es koste was es
» will, so lautet mein Auftrag, und der Auftrag der
» äußersten Nothwendigkeit, der jede andere Rück-
» sicht weichen muß. Zum ernsten Widerstande seid
» Ihr zu schwach, so ergebt Euch denn auf ehrenvolle
» Bedingung, wenn ich neuerdings Euch auffordere. «

» Da sei Gott vor, « entgegnete der Kastellan,
» daß ich, so lange noch ein Arm in der Veste sich
» rühren kann, dem leisesten Gedanken an Ergebung
» Raum gebe. Ich thue meine Pflicht, wollte Gott,
» Ihr kehrtet auch zu der Euren zurück. «

» So muß ich, « fiel der Aufgeregte schnell ein,
» zum äußersten, zum Sturm schreiten, wie kann

» ich dann der rohen Soldaten Wuth Einhalt thun,
» was ſoll dann aus Euch, was aus Ilka werden? «

» Was Gott will, was er über uns beſchloſſen hat. «

Und nun redete der Alte mit Eifer über Pflicht und Recht und die gegenwärtigen Verhältniſſe und die Geſtaltung der Zukunft, ſo daß der tiefe Eindruck, den ſeine Vorſtellungen auf den Zuhörer machten, unverkennbar war. Zuletzt drang er in Otſkay, ſich dem Kaiſer zu unterwerfen, verhieß die Vermittelung zu übernehmen, malte ihm das Gemälde des häuslichen Glückes an Ilka's Seite mit den reizendſten Farben aus, und zeigte ihm ſcharf damit contraſtirend als Gegenbild Flucht, Verbannung oder unrühmlichen Tod, als Folge der Niederlage ſeiner Partei, an der bei dem Abfall ſo Vieler, die anfangs daran Theil nahmen, und der Uneinigkeit der Übrigbleibenden kein Zweifel mehr ſeyn könne.

Immer finſterer, aber auch immer ſchweigſamer ward der Obriſt, endlich fuhr er wie aus einem ſchweren Traume auf, ſchüttelte dem Alten die Hand und verſchwand mit dem Rufe » auf Wiederſehen « hinter dem Fels.

Am nächſten Morgen begannen die Belagerungsanſtalten und die nöthigen Arbeiten, um das Geſchütz

aufzuſtellen; allein es ſchien damit keine Eile zu haben; alles wurde nur läſſig betrieben, der belebende Geiſt fehlte, denn der Befehlshaber ſaß düſter ſinnend in ſeinem Zelt, unbekümmert, ob und wie ſeine Befehle vollzogen würden. Da brachte man ihm Briefe von dem Heere, die meldeten, indem das Lager abgebrochen und die neue Stellung bezogen werden ſollte, ſei der Streit zwiſchen den Anhängern der beiden Feldherren ſo heftig ausgebrochen, daß es beinahe zu Thätlichkeiten kam, und nur die perſönliche Dazwiſchenkunft des Fürſten (Rákotzy) habe noch eine förmliche Schlacht im Angeſicht des Feindes verhindert; die Bande der Subordination löſten ſich mit jedem Tage mehr, und wenn nicht ein Wunder geſchehe, ſei nächſtens ihr aller Verderben unvermeidlich. Dies entſchied. — In einer halben Stunde überbrachte ein Trompeter ſchriftliche Aufforderung dem Kaſtellan zur Ergebung. Eine Beiſchrift meldete, ſchwer ſei das Gewicht der letzten Unterredung ſeither auf Otſkay gelegen, die bisherige Überzeugung von der Rechtmäßigkeit ſeines Handelns habe ſie ſtark erſchüttert. Noch erübrigten ihm aber wichtige Zweifel und Beſorgniſſe, die zu löſen ſei Ort und Zeit am Rabenfels die angemeſſene; doch beſchwöre er Elle-

wény, ja gewiß auch Ilka mitzubringen, denn unmöglich sei ihm länger zu leben, ohne sie gesehen zu haben.

Die Zusammenkunft fand Statt; das Entzücken der Liebenden war grenzenlos, lange weidete sich der Alte mit vergnügtem Blick daran. Aber nun mahnte er — seien noch wichtigere, größere Dinge abzuthun. Die Unterredung der beiden Männer dauerte lange, das Resultat derselben war, Otskay wolle sich dem Kaiser unterwerfen, und ihm sein ganzes Regiment zuführen, dagegen mit selbem in dessen Dienste aufgenommen werden, jedoch gegen seine bisherigen Genossen zu dienen nicht verpflichtet seyn; überdies solle ihm, so wie andern, die sich von Rákotzy losgesagt, Amnestie in vollem Sinne des Wortes gewährt werden. Ellewény bleibe es überlassen, die Gewährleistung dieser Zusage von dem kaiserlichen Oberfeldherrn zu erwirken, und so wie diese in Otskay's Händen, müsse die Burg gegen freien Abzug der Besatzung übergeben werden, indem ohne ihren Besitz der ganze weitere Plan nicht ausführbar sei.

Ilka jubelte über diese Wendung der Dinge, die ihr die Aussicht auf Vereinigung mit dem Geliebten eröffnete, und auch der Kastellan freute sich, einen

ſo wichtigen Mann ſeinem Herrn zugeführt zu haben. Doch er ſelbſt, obwohl von Ilka's Gegenwart befeuert, und ihr geſtehend, daß die unbegrenzte Liebe zu ihr, und die Unmöglichkeit, ſie zu miſſen, auf den ſo eben gethanen Schritt großen, ja entſcheidenden Einfluß habe, konnte ſich bei aller Ausſicht des Glückes der Liebe einer düſtern Ahnung nicht erwehren, die ſeine reine Freude trübte. Endlich mußte man ſich trennen, und am folgenden Morgen begann jeder mit der Ausführung ſeiner Entwürfe.

In dem Lager regte ſich alles in ungeheurer Geſchäftigkeit, denn Otſkay trieb und drängte die Belagerungsarbeiten, als müſſe die Veſte heute noch fallen. Indeß waren Ellewény's Boten an Hoiſter durchgelaſſen worden, und binnen wenig Tagen ſowohl die in kaiſerlicher Vollmacht ausgeſtellte Urkunde für Otſkay, als die Gutheißung der übrigen Verabredungen eingetroffen. Nun kündigte dieſer ſeinen Truppen einen allgemeinen Sturm für den nächſten Morgen an, wenn die nochmalige Aufforderung unwirkſam bliebe. Sie geſchah, und der Kaſtellan, von der Unmöglichkeit, ſich länger zu halten, überzeugt, ergab ſich gegen freien Abzug mit Mannſchaft und Gepäck.

Nachdem das Nöthige wegen Beſetzung der Burg

veranſtaltet war, rückte Otſkay zu dem Heere ein, wo er alle Vorbereitungen zu einer Hauptſchlacht getroffen fand, die durch Heiſter's kombinirte Bewegungen unvermeidlich ſchien, dabei wegen Überlegenheit an Mannſchaft, beſonders an Reiterei, im Rákoßyſchen Heer auf dem ganz flachen Terrain mit Vortheil geliefert werden konnte. Der Plan war gemacht, allen Anführern mitgetheilt, jedem ſein Poſten angewieſen, voll Muth und Zuverſicht für den Augenblick durch die gemeinſame Gefahr jeder einzelne Groll zum Schweigen gebracht. Otſkay erhielt die Beſtimmung, am rechten Flügel den Angriff des Fußvolkes zu unterſtützen, und wo möglich den Feind zu umgehen und ihm dann in die Flanke zu fallen.

Am früheſten Morgen verkündeten drei Kanonenſchüſſe den Anfang der Schlacht. Heiſter hatte eine ſchiefe Schlachtordnung angenommen, und ſich zuerſt auf den linken feindlichen Flügel geworfen. Doch bald ward das Gefecht allgemein und die ganze Linie darein gezogen. Das Glück ſchien bald den einen, bald den andern Theil zu begünſtigen, mehrere Stunden dauerte das Schwanken. Da brach plötzlich Otſkay mit ſeinem Regimente auf, als wolle er auf eine gegenüber ſtehende Maſſe ſich werfen. Dieſe

öffnete ſich, das ganze Regiment drang im ſchnellſten Lauf durch die Reihen, und ein lautes Geſchrei verkündete den Übertritt desſelben zu den kaiſerlichen Fahnen. Den Augenblick benützend, drang der Feind in die Lücke, brachte Verwirrung in die Operationen, und rollte ſo den ganzen Rákotzyſchen rechten Flügel auf, was alſobald eine vollſtändige Niederlage herbeiführte. Abgeſchnitten von dem weißen Gebirge mußte die geſchlagene Armee, um nicht ganz aufgerieben zu werden, das ganze Waagthal räumen, und ſomit Vortheile aufgeben, die ſie theuer errungen hatte.

Otſkay kehrte ſeiner geſetzten Bedingniß, nicht gegen den Fürſten von Siebenbürgen dienen zu wollen, gemäß, nach Hauſe, voll der ſüßen Hoffnung, nunmehr mit Ilka die Vermählung feiern zu können. Die glänzendſten Vorbereitungen dazu füllten jetzt ſeine Zeit aus, und wurden mit dem lebhafteſten Eifer betrieben. Ilka war mit ihrem Vater nach Szomolány zurückgekehrt, denn die Beſatzung ſchloß ſich an die nach verlorner Schlacht eilig abziehende Armee, und ließ die Burg, deren Beſitz weiterhin ohne allen Zweck blieb, leer ſtehen, worauf alſobald kaiſerliche Truppen einzogen, und den Kaſtellan wieder

einſetzten. So wie dies Otſkay in Erfahrung brachte, ritt er, von einigen Freunden begleitet, auf die Burg, und bat Ellewény feierlichſt um die Hand ſeiner Tochter. Freudig gewährte dieſer die Bitte, mit lautem Jubel folgte der Zuſage die Verlobung, die Liebenden ſchwammen in einem Meere von Wonne.

Allmälig begann die Gegend ruhiger zu werden, Heiſter war dem rückziehenden Feind nachgefolgt, und eine wohlthätige Stille auf den Lärm und die Unruhe folgend, gewährte einige Erholung.

Näher rückte der zur Vermählung der Liebenden beſtimmte Tag, alles war auf dem Kaſtell zu Otſko in Thätigkeit und Bewegung, da kam ein Bote an den Obriſt mit der Bitte, ein ehmaliger Freund und Kriegskamerad liege krank zu Verbó danieder und wünſche ſich ſeines Rathes und Beiſtandes in einem äußerſt wichtigen Geſchäft zu bedienen. Beſuchen möge er ihn doch, da Unwohlſeyn es ihm ſelbſt nicht geſtatte. Gerne ſagte es Ladislaw zu, und beſtimmte ſogleich den folgenden Tag zu dieſem Ritt.

Der Freund empfing den Erbetenen mit vieler Freude, das Geſchäft ward beſprochen und berathen, dann getafelt, und durch das zufällige Eintreffen mehrerer Bekannten, Geſpräch und Gläſerklang bis ge-

gen Abend verlängert. Nun aber forderte Otſkay ſein Roß, und ritt ganz gemächlich, nur von einem Diener begleitet, nach Hauſe. Allmälig war es dunkel geworden, allein der Weg nicht entfernt und bekannt, obſchon über einen Hügel am Saume eines Waldes vorüberführend. Kaum waren die beiden Reiter an dieſer Stelle angelangt, ſprangen ſchwarze Geſtalten mit furchtbarem Gebrüll dem Pferde in den Zügel, das mit einem gewaltigen Seitenſprunge den nichts ahnenden Ritter ſtürzen machte. Augenblicklich warfen ſich die Vermummten über ihn, bemächtigten ſich ſeines Säbels, bevor er ihn noch ziehen konnte, knebelten ihn an Händen und Füßen, warfen ihn auf einen Karren, nahmen den überwältigten Diener mitten unter ſich, und fort ging es über Stock und Stein ſo eilig, als nur die Pferde laufen konnten. Bald war die Landſtraße verlaſſen, und das Gebirge erreicht, wo man ſich in einer einſamen Hütte bei Tag verborgen hielt, und nur des Nachts weiter fuhr. Auf alle Fragen bekam der Gefangene keine Antwort, nur die Drohung, ihn augenblicklich tödten zu wollen, wofern er einen Laut von ſich geben würde. Endlich in der dritten Nacht ſchien die Eile etwas nachzulaſſen, doch mit Schreck gewahrte

der Überwältigte, daß man sich einem Lager nahe, und der Anruf des nächsten Vorpostens belehrte ihn, daß er in Rákotzy's Hände gefallen. So war es auch. Ein kühner Waghals, Jaworka, mit der Gegend wohl bekannt, weil es seine Heimath war, machte sich anheischig, Otskay im Rücken des kaiserlichen Heeres aufzuheben und einzuliefern, und brachte ihn nun den racheschnaubenden Verbündeten.

Fürst Rákotzy befand sich so eben in dem wichtigen Neuhäusel, als dieser ausgezeichnete Gefangene anlangte. Graf Bertsényi, der das Heer befehligte, traute sich nicht, über ihn zu verfügen, und sendete ihn daher dem Fürsten zu. Klar sah Otskay, welches Schicksal ihm bevorstehe, er waffnete sich also mit Muth, ihm standhaft entgegen zu gehen.

Wie er zu Neuhäusel anlangte, befahl Rákotzy alsogleich einem Kriegsgericht sich zu versammeln, und übergab ihm den Abtrünnigen, das Urtheil über ihn zu sprechen. Es sprach Tod durch das Schwert, — und in drei Stunden war es auf dem großen Platze, vor dem gegenwärtigen Primatial-Gebäude, das der Fürst bewohnte, vollzogen.

Absichtlich verbreiteten die Rákotzyschen die Nachricht davon auf das schnellste im ganzen Lande, und

ſo gelangte ſie auch nach Szomolány, und durch Unvorſichtigkeit eines Dieners zu Ilka. Mit einem durchdringenden Schrei ſank ſie zu Boden, von ſchrecklichen Phantaſien war ihr Erwachen begleitet. Längere Zeit ſchwebte ſie in höchſter Gefahr, endlich ſprach ſie der Arzt davon frei, doch ihr Verſtand war zerrüttet. Nie ſprach ſie mehr ein Wort, doch jeden Tag ging ſie zu dem Rabenfels, harrte dort eine Stunde, ſtieg dann auf den Stein, ſtreckte voll Sehnſucht die Arme der Gegend zu, wo ihr Geliebter geendet, und kehrte dann wieder traurig zur Burg zurück. Alle Verſuche, ſie von dieſem Gang zurückzuhalten, waren vergebens und brachten ſie nur zur Wuth. Man mußte ſie daher gewähren laſſen, doch in einem Jahre hatte auch ſie geendet.

Der Bruderzwiſt.

Mächtig, berühmt und gefürchtet war im fünfzehnten Jahrhundert das Geſchlecht der Ritter von Podmanin, nicht bloß in dem Waagthal, das ſie bewohnten, ſondern auch im benachbarten Mähren und Schleſien, das ſie gar oft durch ihre Raubzüge in Furcht und Schrecken ſetzten. Viele Burgen, auf den höchſten Gipfeln der ſich im Norden der Trentſchiner Geſpanſchaft bereits mächtig erhebenden Karpathen erbaut, waren in ihrer Gewalt, einige zwar durch das Recht der Geburt, doch bei weitem die meiſten ihren rechtmäßigen Beſitzern gewaltſam entriſſen. Grauſend ragen die Trümmer der zerſtörten Veſten gleich Adlerneſtern über die hohen Bergſpitzen empor, und die Bewunderung des kühnen Menſchenwerkes wird bald von dem Schauder verdrängt, den die Erinnerung an ſo manche Unthat, die in dieſen Mauern verübt ward, unwillkührlich erwecket.

Bei ſo ausgedehnten Beſitzungen konnte es an

Dienſtmannen, und bei der zu jener Zeit ſo allgemeinen Raubluſt an Bundesgenoſſen nicht fehlen. Daher ſich denn die Unternehmungen jener Ritter nicht auf kleine Buſchklepperſtreiche beſchränkten, ſondern förmlichen Heereszügen glichen. So zog Blaſius von Podmanin mit Bielko von Lednitz im Jahre 1466 nach Mähren, plünderte und verbrannte das Kloſter Wiſowitz, verheerte die umliegende Gegend, und trieb einen ſo argen Spuk, daß der von ſeinen Zeitgenoſſen ſowohl als der Nachwelt ſo ſehr verkannte Böhmenkönig, Georg Podiebrad, in einem eigenen Schreiben von ſeinem Eidam, dem großen Korvin, Abhülfe verlangte, obwohl kurz vorher Matthäus Sternberg und Heinrich Lipa, Obriſt-Marſchall von Böhmen, einen ähnlichen Raubzug nach Ungarn unternommen hatten. Doch weit berüchtigter noch erſcheinen in der vaterländiſchen Geſchichte die Enkel dieſes Blaſius, die beiden Brüder Johann und Raphael von Podmanin; denn günſtig war ihren Gewaltthaten jene für Ungarn ewig beweinenswerthe Epoche, die zwar gerade das Gegentheil von der durch den unſterblichen Schiller unnachahmlich beſungenen »kaiſerloſen Zeit« doch nicht minder ſchrecklich war. Nicht königlos war Ungarn, es hatte vielmehr der Könige zwey;

dennoch war »kein Richter mehr auf Erden.« Gedrängt von dem mächtigen Zapolya und dessen fürchterlichen Verbündeten, den Türken, konnte Ferdinand I. der Anarchie und dem heillosen Unwesen der beiderseitigen Parteigänger nicht steuern, die, während beide Könige um den Besitz der Krone kämpften, unter dem Vorwande, die Rechte ihrer Herrscher zu verfechten, den friedlichen Bürger vollends zu Grunde richteten.

Schrecklich benützten die beiden Brüder diese richterlose Zeit, und unterwarfen sich endlich den ganzen obern Theil des Waagthales, dem sie den Namen der Sileiner Gespanschaft beilegten, und mit unumschränkter Willkühr beherrschten. Zwar erhoben sich laute Klagen gegen die Unterdrücker, und mehrere königliche Abmahnungsschreiben wurden an sie erlassen, ja endlich, da diese nichts fruchteten, im Jahre 1542 die Acht über sie verhängt. Doch nützte alles dieses sehr wenig, denn es fehlte an der nöthigen Kraft, um dem Gebote Nachdruck zu geben, und stets innigst vereint, widerstanden die Brüder jedem Angriff.

Endlich erhob sich um einer zufälligen Ursache willen ein heftiger Zwist unter ihnen, der sie tödtlich

entzweite, und im Jahre 1545 ihre Unterwerfung unter die königliche Gewalt zur Folge hatte. Der Hergang der Sache war folgender:

Einſt ſaßen die Brüder auf ihrer Burg Biſtritz zuſammen, die rauhe Jahrszeit rückte heran, die Streifzüge drohten beſchwerlicher zu werden, da beſchloſſen ſie ſchnell noch einen Zug zu machen, und dann für dieſes Jahr ihre Unternehmungen zu beſchließen. Johann ſollte das nachbarliche Mähren, Raphael Schleſien heimſuchen. Kaum war der Plan entworfen, als an alle Lehnsleute und Verbündete abgeſandt, die in beiden Provinzen befindlichen Raubgeſellen von der baldigen Ankunft der Ritter benachrichtigt und zur freundlichen Theilnahme geladen wurden. In einigen Tagen war alles bereit. Am Burgthor theilten die Brüder die Mannſchaft, und jeder zog mit ſeinem Haufen den vorbeſtimmten Weg.

Das Glück, das ſo oft dem Laſter beiſteht, lächelte Raphaeln ganz beſonders auf ſeinem Zuge; da ſtieß er unfern des Jablunkerpaſſes auf einen von bewaffneten Reitern umgebenen Wagen, in dem Herr Girich von Laſſinkowitz, ein alter, angeſehener ſchleſiſcher Herr, mit ſeiner Tochter Hedwig fuhr.

Stets bereit zu gewaltthätigen Unternehmungen

und jede Gelegenheit benützend, die einen einträglichen Fang versprach, fiel die ganze Rotte unsers Raubritters augenblicklich über den Wagen. Tapfer vertheidigten die Knechte ihren Herrn, der trotz seines hohen Alters selbst das Schwert gezogen hatte, doch zu groß war die Anzahl der Angreifenden, und in wenig Minuten erhielt Herr Girich eine tiefe Wunde, die ihn besinnungslos daniedersteckte, die Bedeckung ward überwältigt, und die ohnmächtige Hedwig aus dem Wagen gerissen.

Ritter Raphael, obwohl mit allen sanftern Gefühlen ganz unbekannt, konnte sich doch einer plötzlich erwachenden, zärtlichen Neigung bei dem Anblick des schönen Mädchens nicht erwehren, und beschäftigte sich auf das angelegentlichste mit ihrer Erweckung, während seine Gesellen alles plünderten. Nach vielen Bemühungen gelang es endlich, Hedwig schlug die Augen auf und erhob ein mächtiges Geschrei, als sie ihren Vater todt, und sich in den Händen der Räuber erblickte. Allein der Ritter kehrte sich nicht an ihre Thränen, nöthigte sie, ein lediges Pferd zu besteigen, und fort ging es nun nach seinem Felsennefte, das in der Nacht noch erreicht ward. Hier wies man zwar der Gefangenen eines der besten

Zimmer an, allein ſorgfältig ward es verſchloſſen, und der Schlüſſel vom Burgherrn ſelbſt bewahrt.

Indeß war der unglückliche Verwundete zum Bewußtſeyn erwacht, ſchleppte ſich nackend und rein ausgeplündert mit vieler Mühe zur nächſten Hütte und flehte um Hülfe. Lange wollte ſich niemand hiezu bequemen, denn Furcht und Schrecken über das vorüberſtürmende wüthende Heer hatten die Leute in die verborgenſten Winkel ihrer Behauſung getrieben, bis ſie endlich überzeugt wurden, daß von dem Jammernden nichts zu beſorgen ſei. Nothdürftig ward er nun verbunden und gekleidet, ein Bote mit der Nachricht des erlittenen Unfalls an die Seinigen geſendet, und Hülfe aus dem benachbarten Teſchen erbeten. Eilend erſchien ſein Sohn, ein wackerer Jüngling, der durch die erhaltene Kunde in die äußerſte Beſtürzung verſetzt ward, ließ den kranken Vater zur Stadt führen, und ſchwor, nicht eher zu ruhen, bis er ſeine Schweſter befreit und die angethane Unbild blutig gerächt hätte.

Sorgfältig ward Hedwig von ihrem Räuber gehütet. Niemand, als ein altes Weib durfte zur nothwendigſten Bedienung an beſtimmter Stunde ihr Zimmer betreten, welches dann ſogleich feſt ver-

ſchloſſen ward. Deſto freier bediente ſich der Ritter ſelbſt ſeiner Schlüſſel, denn ſeine Leidenſchaft für die ſchöne Gefangene ward durch den heldenmüthigen Widerſtand, den ſie ihm entgegen ſetzte, bis zur Raſerei geſteigert. Immer dringender wurden die Anträge ſeiner Liebe, doch ſtets waren ſie vergebens, und ſein Herz zwiſchen Zärtlichkeit und Wuth getheilt, konnte zu keinem Entſchluß kommen. Bald wollte er mit Gewalt erzwingen, was er nicht erflehen konnte; bald hoffte er durch unabläſſiges Beſtreben gefällig zu ſeyn, Gegenliebe zu erlangen; bald wollte er ſich ſogar entſchließen, das Mädchen zu heirathen, obwohl ihm der Spott ſeines Bruders und der wilden Spießgeſellen, dem er ſich unausweichlich ausſetzte, unerträglich ſchien. Ein Spiel der widerſprechendſten Leidenſchaften, mißvergnügt, verſtimmt, wußte er ſelbſt nicht recht, was er wollte, als ſein Bruder vom mähriſchen Streifzug heimkehrte.

Mit Jubel und Freudengeſchrei nach gewohnter Weiſe zog dieſer in die Burg, allein nicht alſo ward er empfangen. Mürriſch und grämlich empfing ihn Raphael, und konnte ſeinen Mißmuth nur ſchwer unter gezwungener Freundlichkeit verbergen. Hoch verwundert über das ungewohnte Benehmen, und

bei allen Fragen kurz abgefertigt, wandte ſich der Angekommene mit einem derben Fluch nach ſeiner Behauſung, da ſteckte ihm einer der Knappen die Mähre, ſeit ihrem ſchleſiſchen Zuge und der Anweſenheit des gefangenen Fräuleins ſei es nicht richtig mit dem Herrn.

Mit lautem Gelächter kehrte Johann zum Bruder zurück, und wollte ihn mit ſeinem weichen Herzen derb aufziehen; doch mit fürchterlichem Ernſt verbat ſich Raphael jeden Spott, und drohte der brüderlichen Eintracht zu vergeſſen, würde er an dieſer ſeiner empfindlichſten Seite angegriffen. Lautlos vor Staunen über dieſe ganz fremde Sprache ſtand Johann eine geraume Weile, bis endlich Neugierde das Wundermädchen zu ſehen, deren Reize ſeinen ſonſt ſo harten Bruder ganz verändern konnten, jedes andere Gefühl verdrängte. Doch hartnäckig verweigerte ihm dieſer den Eintritt zu ſeiner Gefangenen, und endlich erhob ſich ein heftiger Streit zwiſchen den Brüdern, da Johann ſich auf das gemeinſchaftliche Eigenthum jeder Beute berief, und folglich auch auf dieſe ein unbeſtreitbares Recht zu haben behauptete; Raphael dagegen gerade hier eine Ausnahme machen wollte. Keiner wollte nachgeben, der Wortwechſel wurde immer

lebhafter und bitterer, und ſchon riß Johann das Schwert von der Seite, um nach der Sitte jener Zeit ſeinen Beweisgründen die fehlende Deutlichkeit zu geben, als einige der mitgekommenen Geſellen die Streitenden auseinander brachten. Fürchterlich tobte der Abgewieſene, und weder die vollen Humpen, noch der Zuſpruch ſeiner Freunde vermochten ihn zu beſänftigen. Als daher bald darauf der edle Rebenſaft ſeine Wirkung auf die Geſellſchaft zu äußern begann, raffte er ſich empor, feſt entſchloſſen, den Bruder im Guten oder im Böſen zum Nachgeben zu zwingen.

Dieſer wähnte ſeinen Bruder von den Saufgenoſſen feſtgehalten, und war eben wieder zu der unglücklichen Hedwig hinaufgeſchlichen, ſie mit ſeinen Bitten und Anträgen zu beſtürmen. Johann hörte nicht ſo bald, wo jener ſich befinde, als er ſchnell ihm nacheilte, und raſch in das Zimmer der Gefangenen eintrat. Raphael, erzürnt über die ungelegene Störung, ward vollends in die äußerſte Wuth verſetzt, als er in dem Eintretenden ſeinen Bruder erkannte. Ganz außer Faſſung ſpringt er auf, packt ſeinen Gegner mit kräftiger Fauſt an der Bruſt und will ihn erwürgen. Allein dieſer nicht minder ſtark, ergreift den Wüthenden,

und nun ringen beide in höchſter Anſtrengung, einander zu überwältigen, bis ſie zu Boden fallen, feſt umſchlungen, erneuernd den fürchterlichen Fauſtkampf. Hedwig, von dieſer mörderiſchen Scene aufgeſchreckt, erhebt ein Geſchrei, von dem alle Gewölbe wiederhallen; die Leute laufen herbei und erblicken ihre Gebieter auf der Erde im heftigſten Kampfe begriffen. Nicht ohne Mühe gelingt es ihnen, die mächtig verſchlungenen Arme der Kämpfer auseinander zu reißen, und ſchäumend vor Wuth wird jeder halb bewußtlos auf ſein Zimmer gebracht.

Doch nun war der tödtlichſte Haß zwiſchen die Brüder getreten, die heftigſten Leidenſchaften einmal aufgeregt, überſprangen alle Schranken, die Stimme der Mäßigung ward nicht mehr angehört, und nur Blut, ſollte es auch Bruderblut ſeyn, konnte das empörte Gemüth beruhigen. Schlaflos verſtrich die Nacht, tauſend Plane durchkreuzten die wilde Phantaſie der Tobenden, und kaum graute der Morgen, als Johann ſeinem Bruder den Fehdehandſchuh ſchickte und ihn zum Kampfe auf Leben und Tod auf den dritten Tag fordern ließ. »Sagt dem Ritter,« entgegnete Raphael dem Boten, »nur zuvorgekom»men ſei ſeine Botſchaft der meinigen; denn eine

» Stunde ſpäter hätt' er die nämliche von mir erhal-
» ten. Doch nicht den Aufſchub von drei Tagen nehm'
» ich an, heut', alſogleich entſcheide das Schwert zwi-
» ſchen uns. «

Mit Schrecken vernahmen die Gäſte, die ſich zum Abzug gerüſtet hatten, den Entſchluß der Brüder. Alle ihre Plane ſahen ſie zertrümmert, wenn dieſe ihre Hauptanführer ſich wechſelſeitig aufrieben. Bloß unter ihrem Schutz hatten ſie bisher ſtraflos geraubt, und ein herrliches, ſorgenfreies Leben auf Koſten anderer geführt. Dies drohte zu enden, die ſchlummernde Gerechtigkeit zu erwachen, Rechenſchaft zu fordern für ſo manches vergoſſene Blut, ihre ganze Exiſtenz ſtand auf einem zweifelhaften Spiele, und dies alles — eines Mädchens wegen. Dies wohl überdenkend, ließen ſie kein Mittel unverſucht, die Verſöhnung der Brüder auf friedlichem Wege zu betreiben. Lange waren ihre Bemühungen vergebens, zuletzt wirkte die Vorſtellung, nur durch ihre Einigkeit ſeien ſie bisher im Stande geweſen, der gegen ſie verhängten Acht Trotz zu bieten; nun dieſe zerſtört würde, ſei es leicht vorher zu ſehen, daß ihre Feinde neuen Muth gewinnen und nichts unverſucht laſſen würden, um den Übrigbleibenden zu ſtürzen. Welch

ein Triumph für dieſe, wenn die mächtigen, noch ſtets unbeſiegten Ritter von Podmanin einander ſelbſt aufrieben, wenn ſie vielleicht beide im Kampfe blieben. Lieber ſollten ſie ſich friedlich vergleichen, und das Mädchen ſelbſt entſcheiden laſſen, wem ſie angehören wolle.

Dies ward denn endlich nach vielem Hin- und Herreden angenommen; die Brüder verſöhnten ſich wenigſtens dem Schein nach, und Hedwig ward vorgerufen, zwiſchen den Brüdern zu wählen. Doch beinahe wäre der mühſam zu Stande gebrachte Friede alſogleich wieder gebrochen worden, denn Hedwig wollte ſich ſchlechterdings zu keiner Wahl verſtehen, und drang, trotz aller Verſprechungen und Drohen, auf ihre Freilaſſung. Schon ſchienen die Sachen auf den vorigen Punkt zu kommen, als einer der Vermittler den Vorſchlag machte, den Beſitz des Mädchens durch das Los beſtimmen zu laſſen. Der Vorſchlag gefiel; die Würfel werden gebracht, und Johann begünſtigt das Glück. Voll verbiſſenen Grimmes ſieht Raphael ſeine ſchöne Beute ſich entriſſen, und indeß er auf heimliche Tücke ſinnt, kündet der Bruder ſeiner Braut ihr Schickſal an, und beſtimmt den Vermählungstag, wenig achtend auf ihr Sträuben und Flehen.

Ein Paar Tage gehen mit den Vorbereitungen zum Feſte hin, da bringen Kundſchafter die Nachricht, die beiden Herren Johann und Georg Szuniogh ſeien an den kaiſerlichen Hof berufen, mit einem zahlreichen Gefolge dahin abgereiſt, ihre Burg Budetin daher nur mit weniger Mannſchaft beſetzt.

Lange ſchon hatten die Ritter von Podmanin ein Augenmerk auf dieſes Schloß; denn hart an der Waag, dem Markte Silein gerade gegenüber gelegen, beherrſcht es dieſen Fluß und kann ſich die Vorüberfahrenden zinspflichtig machen. Auch war es der einzige feſte Punkt im ganzen obern Waagthale, der ihnen nicht gehorchte.

Nun ſchien die Gelegenheit da, ſich in den Beſitz desſelben zu ſetzen, oder wie man es in der verfeinerten Sprache unſerer aufgeklärten Zeiten nennt, ſich zu arrondiren; der Zug dahin ward beſchloſſen, und augenblicklich angetreten, denn ſchnell mußte geſchehen, was geſchehen ſollte, bevor die Eigenthümer zu Hülfe eilen konnten.

Ritter Raphael fand hier die gewünſchte Gelegenheit, ſeinen verborgenen Grimm auszulaſſen und beſchloß ſofort, ſie zu benützen. Zwar zog er mit ſeinem Bruder aus, um ihm allen Verdacht zu beneh-

men, doch ſchon nach ein Paar Stunden gab er eine Unpäßlichkeit vor, die immer zunahm, und endlich ſo heftig ſchien, daß er ſich kaum mehr im Sattel halten konnte, und Johann ſelbſt ihm rieth, ſich nach der Burg zurückbringen zu laſſen. Dies war es, was der ſchlaue Raphael gewollt hatte, obwohl er ſich ſtellte, als gäbe er nur nothgedrungen und mit Widerwillen den Vorſtellungen ſeines Bruders nach. Von zwei Knappen geleitet, wankte er mühſam nach Hauſe, doch kaum angelangt, ſchritt er zur Ausführung ſeines Vorhabens.

Hedwig, die den Abzug der Ritter mit inniger Freude vernommen hatte, ſann nun auf Mittel, ſich zu befreien, doch keines ſchien ausführbar, als durch Liſt. Gefälliger bewies ſie ſich daher gegen die zu ihrem Dienſt beſtimmte Alte, und ohne Widerwillen zu äußern, hörte ſie die Lobpreiſungen der Glückſeligkeit, die ſie an Ritter Johann's Seite erwarte. Schon glaubte Hedwig, einen Schritt weiter gehen zu können, als ſie durch den Eintritt Raphaels erſchreckt, all ihr Bemühen vereitelt ſah. Der Ritter, entſchloſſen das Äußerſte zu wagen, verſchwendete der Bitten viel, bot alle Künſte der Beredſamkeit auf, zu ſeinem Ziele zu gelangen und wollte endlich, da

alles vergebens war, Gewalt brauchen. Schnell besann sich die Geängstete, und drohte, von dem heimkehrenden Bräutigam schreckliche Rache zu heischen. Da wendete sich die stürmische Leidenschaft des Verblendeten in Haß, und in wüthender Eifersucht schwor er bei sich, einen gräßlichen Eid, könnte er sie nicht besitzen, sollte sie seinem Bruder auch nicht werden.

Mit Hülfe eines Vertrauten sollte der Unglücklichen Gift gereicht werden, dies ihr über das Vorgefallene ewig den Mund schließen, und die verschmähte Liebe rächen. Selbst sollte sie es gethan haben, dies sollte die Aufwärterinn gegen den Bruder aussagen, mit der Versicherung, oft aus dem Munde der Gefangenen gehört zu haben, sie würde sich eher den Tod geben, als Ritter Johann ehelichen.

Unter der Maske falscher Freundschaft verbarg der Verräther seine finstere Absicht, und lud das unschuldige Opfer zu der verhängnißvollen Abendtafel. Schon stand der tödtliche Trank auf dem Tisch, Raphael gab eben mit gleißnerischen Worten seine Reue über das Vorgefallene zu erkennen, bat um Verschwiegenheit gegen den Bruder, mit Angelobung künftiger Bescheidenheit, und erhob den Becher auf herzliche Versöhnung, da fiel, indem die arme Ge-

täuſchte das unheilbringende Gefäß an die Lippen ſetzen wollte, ein Schuß, das Horn des Thürmers erſcholl fürchterlich, und ein Knecht ſtürzte blaß und entſetzt mit der Nachricht herein, ein unbekannter Feind ſtürme die Burg mit großer Gewalt. Vor Schreck entſank dem unſchuldigen Schlachtopfer der giftige Becher, und der Ritter ſtürzte zur Thüre hinaus, um dem Feind Gegenwehr zu leiſten. Doch ſeine Mannſchaft, durch den Abzug des Bruders geſchwächt, überdies keines Überfalles gewärtig, und in finſterer Nacht plötzlich aufgeſchreckt, nur nothdürftig bewaffnet, konnte keinen langen Widerſtand leiſten; bald waren die Mauern von der Weſtſeite erſtiegen, und Raphaeln blieb nichts übrig, als ſich unter Begünſtigung der Dunkelheit an das Thor durchzuſchlagen und zu entfliehen.

Hedwig lag während des ſchrecklichen Lärmens auf den Knien und flehte zum Himmel um Rettung. Plötzlich ſprang die Thüre auf und ihr Bruder ſtürzte laut jubelnd in ihre Arme. — Dieſer hatte nämlich alles in Bewegung geſetzt, um ſeine Freunde zur Hülfe zu vermögen, und war endlich ſo glücklich, ein tapferes Häuflein zuſammen zu bringen, mit dem er das Äußerſte zur Befreiung ſeiner geliebten Schwe-

ſter zu wagen beſchloß. Allein, um ſeine Abſicht deſto beſſer zu verbergen und kein Aufſehen zu erregen, zerſtreute er ſeine Mannſchaft, und nur einzeln zog ſie an dem beſtimmten Tage zum auserſehenen Sammelplatz, eine Stunde von Biſtritz gelegen. In größter Stille wurde dann bei Annäherung der Nacht mit Äxten, Sturmleitern, Stricken und kurzen Waffen der Marſch nach der Burg angetreten, dieſe von der Weſtſeite, wo ſie mit einem andern Berg zuſammen hängt, angegriffen und erſtiegen.

Mit anbrechendem Morgen zogen die Sieger fort, nachdem ſie, was ſich leicht fortbringen ließ, mitnahmen, das Übrige zerſtörten, und das Neſt anzündeten.

Der Anſchlag auf die Veſte Budetin war indeß gelungen, und Ritter Johann feierte ſeinen Sieg, aus dem gefüllten Keller, mit vollen Humpen, bis tief in die Nacht. Sehr unangenehm ward er durch die Ankunft ſeines Bruders geweckt, der mit der Nachricht der eigenen verlornen Veſte kam. Schnell ſaßen die beiden Ritter mit ihrer Mannſchaft auf, um ihr Eigenthum wieder zu nehmen, allein leer und ausgebrannt fanden ſie die Mauern, ohne Widerſtand, doch in einen Aſchenhaufen zogen ſie ein und vermißten nicht bloß ihre ſchöne Gefangene, ſondern

auch noch gar Manches von ihren zusammengeraubten Schätzen. Indeß, der Streich war geschehen und nicht mehr zu ändern, und wohl überdacht, fanden es die Brüder doch am zuträglichsten, die Burg wieder herzustellen, und so wie bevor gemeinschaftlich zu hausen. Allein ganz ließ sich das alte Verhältniß nicht wieder herbeiführen, das gegenseitige Vertrauen war geschwächt, und ein heimlicher Groll, der manchmal sich in unwillkührlichen Äußerungen verrieth, entfernte die Gemüther immer weiter. Die Folge davon war, daß ihre Macht getheilt, und weniger furchtbar, ihnen selbst die Hoffnung benahm, sich auf die bisherige Art lange zu erhalten, daher sie den Entschluß faßten, sich dem Könige zu unterwerfen, wie denn auch durch den 47. Artikel des Jahres 1545 die Acht gegen die Herren von Podmanin aufgehoben und sie von dem Könige in Gnaden aufgenommen wurden.

Mit diesen Brüdern, die beide unbeweibt starben, erlosch das Geschlecht der Ritter von Podmanin, deren weitläufige Güter an andere wohlverdiente Männer kamen, deren Nachkommen sie größtentheils noch heut zu Tage besitzen.

Das Schloß am Munde.

Die Gespanschaften des obern gebirgigen, nördlichen Ungarns sind vorzüglich reich an festen Bergschlössern und an Ruinen gewaltiger Burgen. Während die meilenlangen Flächen an den Ufern der Donau und Theiß blitzesschnell und ohne Widerstand, ja häufig, ohne daß auch nur ihr Name genannt worden wäre, von Marhanen, Magyaren, Mongolen, Polen und Türken überschwemmt wurden, welcher Letzteren anderthalbhundertjähriges Joch die schrecklichsten und bleibendsten Spuren hinterließ, gewannen jene leicht beweglichen, leicht ersetzlichen aber auch nur leicht gerüsteten Scharen, die keine Magazine brauchten und keine Brücken über die Ströme von Mungacs bis Spalatrò, niemals festen Fuß im Gebirge. — Darum wurde es bald ein allgemeiner Zufluchtsort; darum krönte jeder, dem Vermögen, Lage und Umstände es vergönnten, jeden schroffen Fels oder wohlgelegenen Berg mit einem festen

Schloſſe, das manchem unternehmenden Feinde Trutz bot, gleichwohl zu ohnmächtig wider die — alles beſiegende Zeit. Ein Gleiches thaten die Dynaſten der kleinen, aber rings von hohen Bergen eingeſchloſſenen Thurotzer Geſpanſchaft. Eine dieſer Thurotzer Burgen, Blattnitz, noch in ihren Trümmern ehrwürdig, gehört dem Geſchlechte der Grafen und Freiherren von Revay, das dem Staate viele Männer von treuem Vaterlandsſinn und kräftiger Tugend geliefert hat, und nebſt ausgedehnten Beſitzungen und der erblichen Obergeſpanswürde dieſes Komitats, ſich den Titel der Grafen von Thurotz rühmlich erwarb.

Wo jetzt Schutt und Trümmer der Burg Blattnitz in's Thal hernieder ſchauen, ſtand in jenen Zeiten ein Mönchskloſter, geehrt und geſucht in der ganzen umliegenden Gegend, um Rath gefragt in jeder wichtigen Angelegenheit des Lebens.

Zu Odilo, einem Mönch dieſes Kloſters, dem Orakel der Nachbarſchaft (denn er war nicht nur des Leſens und Schreibens in hoher Vollkommenheit mächtig, ſondern auch in der Heilkunde wohl erfahren), kam einſt die Frau eines benachbarten Burgherrn mit der bangen Klage, ihre Tochter Elika,

vielleicht gar durch einen Zaubertrank berückt, weigere ſich, mit einer an der zarten Taube kaum begreiflichen Hartnäckigkeit, eine Verbindung einzugehen, auf der das Glück ihres Hauſes beruhe. Der Bräutigam ſei herbeſchieden, und werde in wenigen Tagen erwartet. Kaum habe ſie es wagen dürfen, vom nahen Schloß in ſeine Zelle zu eilen, bei der nur allzu begründeten Beſorgniß, der rauhe Vater, jedes Widerſpruches und Widerſtandes ungewohnt, würde ihr geliebtes, einziges Kind darob mißhandeln oder gar ermorden. — Odilo befahl, ihm das Mädchen zur Beichte zu ſchicken und verſprach ſein Beſtes. Aber als ſie wirklich kam, in allem Reiz kaum aufgeblühter Schönheit und engelreiner Unſchuld, ſchlug eine verbrecheriſche Leidenſchaft mit aller Glut und Gier der Hölle ihre Krallen in das Herz des Mönchs. Bald entlockte er Elika, das Siegel des heiligen Geheimniſſes entweihend, das Geſtändniß: ihre Weigerung ſei die Folge eines feierlichen Gelübdes, das ſie in der Kapelle am Scheidewege, zwiſchen des Vaters Schloß und der nahen Burg Znio, bei der Mutter aller Gnaden gethan, — und der, ſo dieſes Gelübde, nur ihn einig, innig und ewig zu lieben, empfangen, ſei der Geſpiele ihrer Jugend,

Illamer, der ſchöne und freudigkühne Edelknappe von Znio's mächtigem Gebieter! — Der Mönch wußte genug.

Von der bekümmerten Mutter eifrig in's Schloß geladen, ſeine Rathſchläge, ſeinen Zuſpruch zur Abwendung böſer Folgen fortzuſetzen, vergaß ſich der Mönch, von dieſer verdammlichen Neigung an Herz und Gehirn wie hindorrend, den Angel im Buſen, mit Bleiben oder Losreißen, nur immer tiefer und ſchmerzlicher ſich eingrabend, — zum frechen Geſtändniß ſeiner Liebe. Schrecken und Abſcheu war Alles, was er erhielt. Elika wollte fliehen, den Ältern alles entdecken, aber mit höhnender Wuth mahnte er ſie: wie ihr Geheimniß, wie Illamers Leben, nur von ſeinem Hauch abhänge, und ſchloß der Unglückſeligen auf dieſe Weiſe ſchmerzlich den Mund, wie in der Folge eine rächende Vergeltung ihm denſelben auf ewig verſchloß.

Der Kunſtgriff, den nahen Burgherrn von Znio in ein wichtig Geſchäft zu verwickeln, und dadurch zugleich die Verſendung ſeines Günſtlings Illamer zu veranlaſſen, hatte ihn um kein Haarbreit weiter geführt. Ein letzter Verſuch wahnſinniger Liebesſchwüre und ſcheinbarer Güte war eben ſo fruchtlos. —

Da eilte er zornerglühend zu Elika's Vater, ihm nach einigen Winkelzügen und heuchleriſchen Bitten um Schonung und Nachgiebigkeit geradezu entdeckend, der Tochter unwürdige Liebe zu dem, ihr weder an Geburt, weder an Verwandtſchaft noch Gut ebenbürtigen Illamer, ſei jener hartnäckigen Abweiſung des vom Vater aus ſo triftigen Gründen auserleſenen Bräutigams einzige Urſache. Raſend fuhr dieſer empor, überhäufte Mutter und Tochter mit Vorwürfen, Drohungen und mit ſeinem Fluch, ſtieß blutige Vorſätze gegen Illamer aus und ließ Eilboten aufſitzen nach dem durch allerlei Zufälle durch geraume Zeit aufgehaltenen Bräutigam. — Odilo hatte ſeine Späher in dieſer Burg und auf jener von Znio desgleichen.

Die letzteren berichteten ihm Illamers Rückkehr in wenigen Tagen. Die Kapelle am Kreuzwege hatte jener unentweihten Liebe bisher zur Freiſtätte, zur Zuſammenkunft gedient, und Illamer der ängſtlichharrenden Elika jedesmal mit einem Licht das Zeichen ſeiner Nähe gegeben. Er trat jetzt, nach der in ſeinen Augen der Ewigkeit vergleichbaren und doch ſo kurzen Abweſenheit, der ſüßeſten Erwartungen voll, den Gang nach dem heiligen Orte an, und ſein

Licht, einer reinen Liebe Stern, begann zu flimmern. Auch Elika eilte, von Angſt und Schmerz und ſehnſüchtigem Harren gequält und ſo milder Tröſtung unendlich bedürftig, zum geheimen Pförtlein hinaus, an das vielgeliebte Ziel. — Die Windsbraut heulte unhold und kalt durch den Forſt, und wirbelte den Staub auf den Wegen, und nur manchmal (auf daß es alsdann um ſo finſterer würde) that der Mond kurze Warnungsblicke durch den Riß eilender Wolken. — Kaum hatten die Liebenden zur Erneuerung des Bundesſchwures Lippen und Arme verſchlungen, als vermummte Geſtalten aus den Winkeln hervorbrachen, Elika hinwegriſſen und Illamer in ungleichem, meuchleriſchem Kampf nach wüthender Gegenwehr, mit vielen Wunden zu Boden ſtreckten.

Als Elika zwiſchen Tod und Leben die Augen wieder aufſchlug, fand ſie ſich auf dem ärmlichen Lager einer Köhlerhütte, von Schreck und Bangen, von der raſchen Fahrt über Stock und Stein, von der die Ohnmächtige übrigens nichts wußte, an allen Gliedern zerſchlagen. — Der Köhler war des Kloſters Leibeigener und gedungen von Odilo, der Illamers Mord und Elika's Entführung veranſtaltet hatte, und in der ganzen Gegend bei den betroffe-

nen Ältern, wie beim Burgherrn von Znio durch tausend kleine Umstände höchst wahrscheinlich zu machen gewußt hatte, Illamer und Elika seien mit einander entflohen. — Vom Köhler erhielt die Verzweifelnde auf keine Frage eine andere Antwort, als rauhe Mahnung zur Geduld, der kommende Morgen werde alles lösen.

Nach einer den Martern der Hölle, wo kein Trost, keine Hoffnung und nicht einmal eine Zeit ist, nicht unähnlichen Nacht, kam dieser Morgen und mit ihm — Odilo. — Frech entweihte er für seine verworfene Gier den Namen einer Leidenschaft, die eine der mächtigsten Klammern des Weltbaues, das Höchste und Heiligste ausstrahlt, was je eine Menschenbrust bewegte, aber unbewacht und unbezähmt, gleich dem sonst wohlthätig leuchtenden und wärmenden Feuer, zum verzehrenden Brande wird. Er verhehlte nicht Illamers Tod, er steigerte seine Anträge und seine Drohungen, um das Gebäude seines vermeintlichen Glückes gleich auf entschiedener Hoffnungslosigkeit, auf Furcht und willenloser Hingebung aufzuführen. Der Himmel hatte für den Frevler noch keine Blitze, es geschah kein Wunder, und so erlag die hülflose Unschuld — der List und Gewalt. — Nur der

fromme Glaube an Jenſeits hielt Elika in ſolchem namenloſen Jammer und Schmach vom Selbſtmorde zurück. Über ein halbes Jahr dauerte dieſes unaufhörliche Sterben, und mit Entſetzen ſah der Frevler die Reize, die ihn entzündet, dem Grabe entgegen wanken. Die Ältern glaubten Elika in fernen Landen, in dem ihnen ſo verhaßten Ehebund.

Eines Tages ſchienen Elika's martervolle Träume in grauſe Wirklichkeit überzugehen. Eine blutige Röthe, ein heftiges Praſſeln und Kniſtern und hereinqualmende Rauchwolken jagten ſie von ihrem Lager auf. Die Hütte ſtand in Flammen. Elika pochte ihre harten Wächter aus dem tiefen Schlaf, der Brand zwang zur wildeſten Eile. Kaum ſah die Gefangene ſich im Freien, als ſie, unter dem Schutze der Nacht und der Verwirrung auf's Gerathewohl dem tiefſten Dickicht zueilte, wohl mehrmals erſchöpft zu Boden ſank, aber von Angſt getrieben ſich wieder aufraffte. Endlich glänzte in mäßiger Ferne ein freundliches Licht, ihr Ruhe und Rettung verheißend. Es war das Licht eben der Kapelle, das ihr zu den ſeligſten Augenblicken, wie zu jenem unheilvollen Wendepunkte ihres Lebens, mit derſelben Freundlichkeit gewinkt hatte. Mit letzter Kraft ſtieß ſie die Thüre

auf, die ein heftiger Zugwind in's Schloß warf — und zugleich die Lampe verlöschte. Halb ohnmächtig lag Elika zu den Füßen der Hochgebenedeiten, als ſie gar bald des Köhlers rauhe Stimme vernahm, der ſie und den Sturm, die Finſterniß und ſein fruchtloſes Suchen verwünſchte. Die zugeſchlagene Pforte hielt ihn ab, in die Kapelle zu dringen, und eben ſo wenig, meinte er, könne auch ſeine Gefangene dorthin geflohen ſeyn. — Wie erſchrak der, mit dem früheſten Morgen öffnende Küſter über die unerwartete Erſcheinung! An ſeiner hülfreichen Hand eilte Elika, ſo gut ſie nur vermochte, auf Abwegen nach dem Vaterhaus. — Ein furchtbarer Wechſel der Gefühle durchzuckte die Ältern bei der Rückkehr des verlornen Kindes. Beim erſten Blick auf ihre Geſtalt wäre beinahe jeder Gruß des Willkommens auf des Vaters Lippen erſtarrt. Ein Fluch über Illamer, ihren vermeintlichen Verführer, donnerte von denſelben. Aber — welcher Abſcheu und welcher Schmerz ergriff beide, als Elika den Schleier des Geheimniſſes mit bebender Hand und brechendem Blick von ihren Begegniſſen hinwegzog und dann zurückſank auf das Lager, auf dem ſie allzu früh eines todten Kindes genas, um Tages darauf ſelbſt ihm in ein beſſeres Leben nachzufolgen.

Der ergrimmte Vater, der Burgherr von Znio, ſein Waffenbruder, auch zornentbrannt über des geliebten Illamer meuchleriſche Ermordung, und mehrere als Zeugen des Gräuels herbeigerufene Nachbarn, ſandten auf Einmal Alle dem Kloſter Blattnitz Abſag- und Fehdebriefe. Der erſtaunte Abt forderte frei Geleit und ritt zur Burg, die Urſache ſolcher Befehdung zu erkunden, und um das Unheil ſo viel möglich von ſeinem Kloſter zu wenden. Er hörte, — ſtaunte, — verhieß beiſpielloſe Beſtrafung des Schuldigen. Gleich bei ſeiner Zurückkunft verſammelte die Kapitelglocke ſein Konvent und der Verbrecher ward bald überwieſen und geſtändig.

»Ihr wißt,« erhob nun der Abt das Wort, »die Strafe, die auf des Beichtſiegels Verletzung ſteht. Ewig muß der Mund verſtummen, der nicht bewahrt, was am heiligen Orte dem Ohr anvertraut wird: daher werde Odilo's Mund mit einem Schloß geſperrt, und da Mord, Jungfrauenraub und Verletzung der Gelübde durch Blut allein geſühnt werden kann, verſchlinge den noch lebenden Verbrecher — am dritten Tage das Grab« — und es geſchah, wie der Abt geſprochen.

Das iſt die Sage von dem Mönch zu Blatt-

nitz. So geht ſie von Munde zu Munde. — Vor wenigen Jahren wurde bei einer ganz zufälligen Nachgrabung in dieſen Ruinen ein männliches Gerippe mit einem am linken Kinnbacken hangenden Schloſſe, in einer Blende eingemauert gefunden. Die Beſitzer ſchenkten es an das Nationalmuſeum in Peſth, wo es noch zu ſehen iſt. Daß dieſes Schloß einem lebenden Menſchen angehängt worden, zeigt, daß der Knochen, wo er vom Eiſen berührt war, ganz zerfreſſen iſt, und unverkennbare Spuren vorhergegangener Eiterung an ſich trägt. — Ein entſetzlicher Tod, aber auch ein entſetzliches Verbrechen!

Der eiſerne Hahn zu Raab.

Am 29. September 1594 war Raab, die wichtige, Wien und Preßburg unmittelbar mitbedrohende Grenzfeſte, in die Gewalt der Erb- und Erzfeinde der Chriſtenheit gefallen. Sinan Paſcha, der Großweſſir, jubelte über ſolche Verherrlichung ſeines Amtes. — Erlau, Gran und Raab gaben überaus wichtige ſtrategiſche Flankenpunkte der osmaniſchen Herrſchaft in Ungarn. — Dieſes herrlichen Reiches Überreſte waren nicht mehr zu retten, und auch Wien nicht, und das ſüdliche Deutſchland nicht, wäre nicht ein ſo auffallender Gegenſatz geweſen, zwiſchen den Großherren vor und nach dem Eroberer Ungarns, dem großen Suleyman, Überwinder Syriens, Perſiens und Ägyptens. — Vor ihm zwölf Sultane in drittehalbhundert Jahren, alle muthvolle Krieger und unwiderſtehliche Eroberer, nach ihm zwanzig, worunter nicht zwei nennenswerthe Soldaten und nicht ein einziger Liebling des Schlachtenglücks, alle

erſäuft in den Lüſten und im nichtsthuenden Genuß, zwiſchen Weibern und Verſchnittenen geboren, erzogen und wieder eingeſchlafen oder erwürgt!

Der Fall von Raab durchkreuzte und lähmte alle weitausſehenden Plane und Maßregeln des Türkenkrieges. — Kaiſer Rudolph's Eiferſucht auf ſeinen Bruder Mathias machte das Übel noch ärger. Dem argwöhniſchen Monarchen wäre es ein tieferer Stich in's Herz geweſen, hätte Mathias Raab, die Vormauer von Wien und Grätz, wieder errungen, als daß die Türken ſich dort mit der äußerſten Thätigkeit befeſtigten. — Sie verordneten darüber einen ihrer beſten Männer, Aly Paſcha von Sorrento, Torquato Taſſo's Landsmann und Zeitgenoſſen, einen italieniſchen Renegaten, bei der Eroberung von Chio nach heldenmüthiger Gegenwehre, mit Wunden bedeckt, von den Moslemins gefangen, und von ihnen (die den tapfern Feind wohl zu ſchätzen wußten) eben ſo verlockend milde behandelt, als undankbar von den Chriſten! Wüthende Rache gegen die Franken zerfleiſchte dem neuen Sohne des Islam mit Widerhaken den Buſen. — Erzherzog Maximilian erſchien mit einem zahlreichen und wohl verſehenen Heere vor Raab. Aber es erging ihm hier

nicht einmal ſo gut, wie mit der äußerſten Anſtrengung der Kräfte vor dem andern Grenzplatze Erlau, denn in der Schlacht um dieſen flohen wenigſtens beide Theile, halb Sieger, halb beſiegt, in lächerlicher Verwirrung. — In der Schlacht um das polniſche Reich der Zboroviſchen, wider die den ſchwediſchen Sigismund hereinführende Zamoiskyſche Partei, wurde Maximilian überwunden und gefangen. — Auch die mit ungeheuern Kräften begonnene Belagerung Raabs mußte er mit bedeutendem Verluſte aufgeben.

Der Überläufer, Aly Paſcha, entbrannte hierüber im grenzenloſen Dünkel. — Verachtung des Feindes ſchläfert weit mehr ein, als Glück den kriegeriſchen Muth und Übermuth ſteigert. — Nie mehr ließ er Abends die Thore ſchließen, die Zugbrücken aufziehen, die Wachen gehörig beſetzen, aber durch alle dieſe prahleriſche Nachläſſigkeit noch nicht gekühlt, verewigte er durch ein öffentliches Denkmal ſeinen Übermuth, und ließ über dem Waſſerthore mit wahrhaft morgenländiſchem Prunk einen reich geſchmückten Kiosk errichten. — Auf ſeiner Spitze ſchimmerte ein ungeheurer eiſerner Hahn. — Unter dem Donner der Pauken wurde verkündigt: nicht eher, als

bis dieſer eiſerne Hahn krähe, würden die Chriſten wieder ſiegreich und beſitzhaltend in Raab einziehen. Ein Gleiches wurde auf die größten Kanonen des Platzes geſchrieben.

Trotz Rudolphs II. unabſehbarer Unthätigkeit, und während ſeines, alle Vaterlandsfreunde tödtlich betrübenden und täglich zunehmenden Blödſinnes, lag dennoch Raab den ägyptiſchen Fleiſchtöpfen Wiens allzu nahe, als daß ſeine Wiedereroberung nicht das erſte Augenmerk hätte ſeyn ſollen. Der Ungarn lautes Muth- und Wuthgeſchrei verſtärkte dieſe Stimme nicht wenig. — Bereits vier Jahre lag Raab in Feindeshand. — Da wurde raſcher und liſtiger Überfall beſchloſſen, wo die offene Gewalt und wo löwenkühne Tapferkeit nichts gefruchtet hatten. — Die Petarde war damals ein ſo neues und ſo viel beſprochenes Kriegeswerkzeug, als in dem Augenblicke des endlich durch das Gottesurtheil bei Leipzig entſchiedenen großen Kampfes um die Freiheit der Welt, die Congreveſchen Raketen. — Der Soldat will haben, woran er ſeine Einbildung knüpfe.

Adolph Schwarzenberg und Niklas Palffy, Mathias Unterbefehlshaber, hatten in Komorn eine auserkorne Schar ungariſcher Lanzen-

reiter und Fußgeher, Deutſche, Wallonen, Spanier und Franzoſen geſammelt; die Späher kündeten ihnen, Aly Paſcha habe im Übermaß ſorgloſen Dünkels, ſogar ſeine beſten Janitſcharen um Geld, um Mund- und Kriegsvorrath an den Beglerbeg von Ungarn nach Buda (Ofen) geſendet.

Am Abend des 27. März brachen ſie auf, den ganzen 28. hielten ſie ſich verborgen in den Wäldern von Nemethy. Als die Entſcheidungsnacht des 29. März hereingebrochen, beſtärkte jenes erſte Wahrzeichen des Adlers, der ihnen, von den Thoren der unbezwungenen Jungfrau Komorn an, vorangeflattert, daß der helle Vollmond im freundlichen Bunde ſich mit Wolken bedeckte. — Schon glaubte man, es ſei zu ſpät, als Raabs Wälle, Mauern und Thürme aus dem Dunkel plötzlich ganz nahe emporſtiegen. — Fünf Huſaren, der türkiſchen Sprache kundig, riefen halblaut den Feldwachen zu, ſie eilten dem erwünſchten Transport aus Ofen voraus, von den Chriſtenhunden verfolgt. Vor allem ſei Stille nöthig. Sie wurden eingelaſſen, und ſtießen ohne Laut die türkiſche Wache nieder.

Die Zugbrücke am Stuhlweißenburgerthor war gar nicht aufgezogen, und nur das innere verſchloſſen.

Die Flucht.

Die lange, ruhmbekränzte Regierung Leopold I. war unheilvoll dem türkiſchen Halbmonde. Vor Wiens heldenmüthig vertheidigten Wällen ward er genöthigt zu verbleichen, nimmer kam ihm der alte Glanz zurück, von Ofens, nach Stambul der vorzüglichſten ſeiner europäiſchen Städte, höchſten Zinnen herabgeſtürzt, mußte er dem freudig aufgepflanzten Kreuze weichen, und auf Mohacſens blutgedüngten Feldern, wo ſeine Größe 160 Jahre früher gegründet ward, ſank er in düſteren Nebel, um nie wieder in voriger Klarheit daraus hervorzutreten. Das lange und ſehnlich herbeigewünſchte Werk der Erlöſung Ungarns von dem osmaniſchen Joche war mit dem letzten Jahre des ſiebzehnten Säculums vollbracht, und die zur Heilung der tiefen Wunden dem Lande ſo nöthige Ruhe, nachdem auch Tököly's frevleriſche Unternehmungen geſcheitert waren, endlich wieder hergeſtellt. Mit ſcheelſüchtigem Auge ſah Ludwig XIV.

dieſen für die ganze Chriſtenheit freudigen Ereigniſſen zu. Es lag ihm alles daran, Leopolden nicht lange in Frieden zu laſſen, ſondern ihm mächtige Feinde zu wecken.

In dieſer Gemäßheit bekamen ſeine, an den, Öſterreich benachbarten Höfen ſich aufhaltenden Geſandten ihre Inſtructionen. Der Marquis von Bone am polniſchen Hof accreditirt, ein überaus thätiger, feuriger und intriganter Mann, glaubte genugſam Möglichkeit wahrzunehmen, in Ungarn Unruhen anzuzetteln. Es waren noch viele der Tökölyſchen Anhänger am Leben, die an Franz Rákotzy einen Vereinigungspunkt um ſo eher zu finden hofften, als man wohl wußte, wie unvergeßlich für ihn ſei, daß ſeine Vorfahren einſt den ſiebenbürgiſchen Herrſcherſtuhl beſitzend, unter den Fürſten Europa's Platz nahmen, wogegen er als Privatmann ein dunkles Leben führen ſollte.

Auf tauſend verſchiedenen Wegen wußte der Marquis de Bone dieſen Geiſt der Unruhe nicht bloß zu nähren, ſondern ſelbſt immer mehr anzufachen, und endlich Rákotzy mit dem Gedanken der Selbſthülfe, der wohl kaum ohne dieſe Einflüſterungen und Hülfsverheißungen in ſeinem Kopfe entſprungen, oder we-

nigſtens nicht zur unheilbringenden That gereift wäre, vertraut zu machen. Der junge Mann von des Franzoſen lockenden Vorſpielungen verblendet, ließ ſich bethören, pflanzte das Panier des Widerſtandes gegen den Kaiſer, öffentlich ihm den Krieg erklärend, auf, und ſah ſich bald zum Oberfeldherrn ausgerufen, an der Spitze eines zahlreichen Heeres, und von Männern durch Anſehen, Geburt und Erfahrung gleich ausgezeichnet umgeben, durch die der Sache, für die ſie ſich erklärten, ein großes Gewicht zuwuchs.

Unter dieſen zeichnete ſich Niklas, Graf von Bertſényi, ein angeſehener, mächtiger reicher Herr, durch mancherlei Verhältniſſe auf das innigſte an Rákotzy gefeſſelt, vorzüglich aus. Im Kriege nicht unerfahren, perſönlich tapfer, ſtürmiſch in der Schlacht, bedächtig im Rathe, ward ihm die zweite Befehlshaberſtelle. Dem Glück, das ihn durch lange Zeit hindurch beſonders begünſtigte, zu ſehr ſich hingebend, vernachläſſigte Bertſényi manche Maßregel der Klugheit und Vorſicht, mußte auch dafür Manches büßen. Dennoch führte er ſeine Scharen oft zum Siege, und verſchaffte ſeiner Partei manchen Vortheil, durch den ſie in Stand geſetzt ward, vorge-

gangene Unfälle zu verſchmerzen, ſo daß, wäre nicht Uneinigkeit unter den Feldherren eingeriſſen, deren ſchädliche Folgen Rákotzy mit aller Klugheit und Mäßigung zu verhindern oft nicht im Stande war, es noch viel ſchwerer gehalten haben würde, dieſes Öſterreich hart bedrohende Ungewitter zu beſchwichtigen.

Endlich war die Schlacht von Romhány (22. Jänner 1710) geſchlagen, Sickingen, Meiſter des Schlachtfeldes, Rákotzy's Armee nicht bloß überwunden, ſondern ganz aufgelöſt, und die Anführer, wohl einſehend, daß nun alles vorüber ſei, berathſchlagten nur mehr darüber, wie und wohin ſich jeder von ihnen flüchten könne und ſolle? Nach allen Seiten zerſtreut, ward Polen zum gemeinſchaftlichen Sammelplatz bezeichnet, bevor aber eilte jeder nach Hauſe, zuſammen zu raffen die beſte Habe, und Anordnungen zu treffen, ſo gut und viel als möglich. Bertſényi auf ſeiner Herrſchaft Temetvényi angelangt, verfügte, was er zweckdienlich fand, und glaubte es wohl wagen zu dürfen, von dem feſten Gebirgsſchloſſe, nach dem am Fuße des Berges hart an dem Ufer der Waag liegenden Kaſtell von Brunotz (in friedlich ruhigen Zeiten ſein Lieblingsaufenthalt) herab zu kommen,

da die ganze Gegend rings herum von kaiſerlichen Truppen entblößt war.

Allein ſchon am zweiten Tage brachte ein Diener dem Grafen einen Zettel folgenden Inhaltes: »Graf Bertſényi fliehe augenblicklich, denn noch heute Nacht wird eine Abtheilung deutſcher Truppen ſeine Beſitzungen überfallen, um ihn lebend oder todt einzubringen. Alle Wege ſind beſetzt, nur durch das Gebirge iſt Rettung noch möglich.« Nun war freilich wohl keine Zeit zu verſäumen, und nur zu berathen, auf welche Weiſe die Flucht zu bewerkſtelligen ſei? Waren alle Wege bereits unſicher, wie der unbekannte warnende Freund verſicherte, ſo mußte ſich freilich wohl der Graf entſchließen, das ſteile Gebirge zu durchwandern. Allein weder Wagen noch Pferd konnte hier durch, nur ſchmale Steige, Jägern und Alpenhirten bekannt, durchkreuzten ſich in mannigfaltiger Richtung, und bis nach Polen auf dieſen unwirthbaren Pfaden zu Fuße zu gelangen, war ein Wagniß, das bei des Grafen großer und ſtarker Statur, und der im letzten Gefecht erhaltenen leichten Kopfwunde kaum ausführbar ſchien. Indeß konnte die Wahl zwiſchen ſicherem Verderben und gewagter Rettung nicht zweifelhaft ſeyn, und die Hauptſorge war

nur dahin gerichtet, die Verfolger auf eine falſche Spur zu leiten und dem Grafen einen bedeutenden Vorſprung zu verſchaffen. Dafür wußte ein liſtiger Franzoſe in Bertſényi's Dienſten Rath, und ſeinem Plane gemäß begab ſich der Graf alſobald nach dem Gebirgsſchloſſe, wo er Anſtalten zur Vertheidigung und dem hartnäckigſten Widerſtande traf. Doch wie es Dunkel ward, verließ er, in gemeine Reitertracht gehüllt und wohl bewaffnet, von einem einzigen getreuen und der Bergpfade kundigen Diener begleitet, in größter Stille das Schloß, indeß einer ſeiner Vertrauten, der ſich willig zum Opfer für ſeinen Herrn dargeboten hatte, ſeine Rolle übernahm.

So wie es der Warner vorausgeſagt hatte, rückte in der nächſten Nacht ein Fähnlein kaiſerlicher Völker nach Brunotz, umringte das Kaſtell, und forderte barſch, eingelaſſen zu werden, nachdem es ſich vorher aller Ausgänge verſichert hatte, durch die Bertſényi würde entwiſchen haben können. Nach einigen hin und her gewechſelten Reden wurden die Thore geöffnet und dem Hauptmann mit einiger Mannſchaft der Eingang geſtattet, ſo wie ſeinen wiewohl fruchtloſen Nachforſchungen kein Hinderniß in den Weg gelegt. Auf ſeine Frage um des Grafen

Aufenthalt ward geantwortet, er ſei zwar allerdings hier geweſen, allein bereits abgereiſet, und als der Offizier dem Kaſtellan hart zuſetzte, ſchien er nur mit Zittern zu geſtehen, das obere feſte Gebirgsſchloß dürfte wohl beſſere Beute enthalten.

Nicht zweimal ließ ſich der Hauptmann dies ſagen, ſondern eilte ſchnell hinauf, nachdem er noch einige Soldaten als Beſatzung in dem Kaſtell zurückgelaſſen hatte, um ſich des Schloſſes durch Überrumpelung zu bemeiſtern. Doch fand er ſich bitter getäuſcht, denn bei dem indeß angebrochenen Tageslicht ſah er die Zugbrücke aufgezogen, die Schießſcharten beſetzt, die Wachen in ihren Luegecken, mit einem Worte, die Veſte in vollkommener Verfaſſung, jedem Feinde die Stirne zu bieten. Zu ſchwach, um mit offener Gewalt etwas ausrichten zu können, mußte ſich der Offizier wohl bequemen, die Beſatzung nach Kriegesgebrauch förmlich aufzufordern. Allein da hierauf nur durch Schüſſe geantwortet ward, blieb ihm nichts anderes übrig, als ſich vor dem Schloſſe zu lagern und Verſtärkung abzuwarten. Das that er denn auch; durch Eilboten berichtend, Graf Bertſényi habe ſich in Temetvény eingeſchloſſen, und ſcheine feſt geſonnen, ſich auf das äußerſte zu vertheidigen.

Am folgenden Tage ſah man eine bedeutende Anzahl kaiſerlicher Truppen heranziehen und mehreres Geſchütz nicht ohne Beſchwerlichkeit den ſteilen Weg hinauf bringen, ſo wie die Belagerungsarbeiten mit großem Eifer beginnen. Kaum waren die Batterien aufgeworfen und das Geſchütz einige Mal gelöſt worden, als die Beſatzung zu capituliren verlangte. Man kam überein die Feindſeligkeiten einzuſtellen, und ſollte binnen drei Tagen kein Entſatz kommen, die Veſte zu öffnen. Die Belagerer gingen dieſe Bedingniß um ſo leichter ein, als ſie wohl wußten, daß Rákotzy's Heer zerſtreut ſei und daher dem eingeſchloſſenen Grafen keine Hülfe leiſten könne. Sie betrachteten daher dieſen Aufſchub bloß als eine Liſt, um Bertſényi indeß entfliehen zu laſſen, was ſie wohl durch verdoppelte Aufmerkſamkeit zu verhindern dachten. Eben ſo wollten es die wenigen eingeſchloſſenen Mannen nicht auf das äußerſte ankommen laſſen, da ſie zum Widerſtande zu ſchwach, und wären ſie auch zahlreicher geweſen, doch weder mit Geſchütz noch Munition oder Lebensmitteln verſehen, auf keine Belagerung gefaßt waren, und ihr Zweck, während mehrerer Tage die Aufmerkſamkeit des Feindes von ihrem flüchtigen Herrn abzulenken, und ihn ſo vor

Verfolgung zu ſchützen, durch den bewilligten Aufſchub vollkommen erreicht war.

Die anberaumten drei Tage waren nun vorüber, kein Entſatz erſchien, da rollte die Zugbrücke am früheſten Morgen des vierten Tages langſam herab und die Sieger zogen ſtolz und finſter in die Burg, bald ſich den Äußerungen des heftigſten Unwillens dahingebend, als ſie das kleine Häuflein, das ihnen Trotz zu bieten wagte, und den gänzlichen Mangel an Vertheidigungsmitteln erblickten. Doch ihren Hauptzweck nicht aus den Augen verlierend, ſuchten ſie emſig in allen Ecken nach dem Grafen perſönlich, wohl aber ſagte ihr Signalement, Bertſényi ſei ſehr dick, trage einen ſehr langen, weit herabhangenden Schnurrbart, und würde wohl mit verbundenem Kopf, der kurz vorher erhaltenen Wunde wegen, gefunden werden. Alles dies paßte in der That auf den Bezeichneten, allein ſein Repräſentant hatte ſich auf des Franzoſen Rath von dem, wie ſchon vorher bemerkt ward, der ganze Plan herrührte, ihm ſo ähnlich zu vermummen gewußt, daß wohl ſelbſt ein Bekannter auf den erſten Anblick würde getäuſcht worden ſeyn, die fremden Offiziere aber um ſo leichter hintergangen wurden.

Höchlich erfreut über den köſtlichen Fang, verlor man man keine Zeit, den vermeinten Grafen in einen verdeckten Wagen zu ſetzen und gegen Preßburg abzuführen, während ſich die Nachricht von dieſem Ereigniß wie ein Lärmfeuer im ganzen Lande verbreitete.

Indeß alles dieſes hier vorging, vertiefte ſich der flüchtige Bertſényi immer weiter in die Gebirge, und hatte mit unzählbaren Mühſeligkeiten, Beſchwerden und Gefahren zu kämpfen, die verdoppelt von der ſchweren Laſt eines ähnlichen Ungemaches nicht gewohnten Körpers manchmal ſchlechterdings unüberſtehlich ſchienen. Nur die ſchnelle Geiſtesgegenwart des treuen Gefährten rettete ſie ſchon am andern Tage ihrer Wanderung aus einer höchſt bedenklichen Lage, denn als ſie eben auf dem Fatſkoer Berge angelangt, quer über die das Neutraer mit dem Trentſchiner Komitat verbindende Heerſtraße ziehen wollten, kam ein Trupp Soldaten, in lange Reihen aufgelöſt, unter Lärmen und Singen die Straße entlang daher getrabt. Leichter gegeben als ausgeführt war der Rath des Dieners, ſich in den Gipfeln der abſeitigen hohen Bäume zu verbergen. Das Unausführbare dieſes Vorſchlages jedoch einſehend, vertauſcht er ihn ſchnell mit einem

andern, hilft dem Grafen in einen trockenen Waſſerriß, bedeckt ihn dort mit dürrem Laub, und klettert ſelbſt auf einem der höchſten Bäume, in angſtvoller Stille das Ende des gefährlichen Zuges abwartend.

Mit Hunger und Durſt kämpfend, den ungewohnten Beſchwerlichkeiten tagelanger Märſche in dichten Wäldern und unwegſamen Bergen beinahe erliegend, ohne Obdach, dem Wechſel jeder Witterung ausgeſetzt, von Angſt und Beſorgniß gefoltert, mit einem zerriſſenen Kleide und wunden Füßen erreichte Bertſenyi die hohen Karpathen der Arver Geſpanſchaft, in deren jenſeitigen Thälern er Ruhe und Sicherheit zu finden hoffte. Von wüthendem Hunger getrieben und von dem Bedürfniß, nach mehrtägiger Anſtrengung wieder einmal in einer menſchlichen Wohnung auszuruhen, klopften die beiden Flüchtlinge eines Abends an einer einſamen Sennhütte, Milch und Brot ſammt einem wirthlichen Nachtlager fordernd. Erſchrocken vor den fremden Männern, die in ihrer gemeinen durchlöcherten Kleidung und ihren finſteren verwilderten Mienen, mit Schwert, Dolch und Piſtolen bewaffnet, wohl eher Räubern, als rechtlichen Menſchen gleich ſahen, öffneten die Hirten nur mit Zittern, und brachten angſtvoll das Geforderte, mißtrauiſch,

den Reiſenden Platz in der engen Behauſung gewährend. Schon ſank Bertſényi, von Mattigkeit überwältiget, einem tiefen Schlaf in die Arme, als ſein Gefährte durch das ſcheue, ängſtliche Benehmen und ſorgfältig verheimlichte Flüſtern ſeiner Hauswirthe früher ſchon aufmerkſam gemacht, aus der Hütte tretend, den Knecht in haſtiger Eile den Berg gegen den im Thale liegenden Ort herabeilen ſah. Nicht viel Gutes hievon ahnend, wie denn dieſer um Hülfe gegen die vermeinten Räuber zu holen ſorgfältig war, weckte der Diener alſobald den Grafen, und weiter ging der Zug auf's Gerathewohl beim trügeriſchen Schimmer des Mondes. Einige Stunden mochten ſie gewandert ſeyn, denn ſchon vergoldeten die Strahlen der aufſteigenden Sonne die hohen ewig beeisten Berggipfel, als plötzlich eine donnernde Stimme aus dem Gebüſche ein fürchterliches »Halt« rief und wohl auch zwanzig rauhe ſchreckliche Geſtalten die beiden Wanderer umringten. — »Halt!« donnerte die vorderſte Stimme noch einmal, indem ſie zugleich dem Grafen ein blankes Gewehr vorhielt, »ergebt Euch!« »Nicht ſo ſchnell,« erwiederte der Graf, indem er zugleich ſeine Waffen entblößte, und ſich zur Wehre ſetzte. Doch in demſelben Augenblicke rief der Anführer

der Räuberhorde, ihm tief und ſcharf in das Angeſicht blickend, »iſt es Wahrheit oder Täuſchung, ſehe ich nicht hier, trotz dieſes Aufzuges, den Grafen Bertſényi?« — »Ja, ich bin es,« verſetzte der Graf, »doch lebend ſollt Ihr mich nicht in Eure Gewalt bekommen.« — »Nichts hievon, mein theurer Feldherr,« verſetzte jener, »Ihr ſeid unter Freunden, gebietet über uns, die wir unter Euch in ſo mancher Schlacht geſtritten, ſo manchen Sieg erfochten haben, ſeht uns zu Euren Füßen, Leib und Leben willig zu Eurem Dienſte, zu Eurem Schutz Euch anbietend.« Erſtaunend blickte der Graf auf die ſich vor ihm niederwerfende Schar und hob ſie liebreich auf, voll Neugierde des Räthſels Löſung fordernd. Und der Anführer erzählte: unter jenen Fahnen hätten ſie alle treu und redlich bis zur letzten unglücklichen Schlacht gedient, hätten ſich dann zerſtreut, und irrten nun in den Wäldern und Gebirgen herum, ihr Leben von einem Tage zum andern friſtend. Und als ſie dann von dem Grafen vernommen, wie es auch ihm ſeither ergangen, was er gelitten und erduldet, und wie er nur mit Mühe der Gefangenſchaft entronnen, nun ein verlaſſener Flüchtling ſei, da führten ſie ihn zu ihrer Höhle, bereiteten ein bequemes Lager, verſahen ihn mit

Speiſe und Trank, und baten ihn, der lang entbehrten Ruhe zu genießen, indem ſie Wache ſtehen wollten vor ſeiner Lagerſtätte, wie ſie dies oft vor ſeinem Zelte gethan hätten. Mit Rührung nahm Bertſényi dies Anerbieten an, das ihm ſeine vorige Größe und Macht in ſchmerzliche Erinnerung brachte; redlich hielten die Räuber ihr Wort. Nachdem ſich der Ermüdete durch Schlaf und Nahrung erquickt hatte, brach der ganze Zug auf, und mit dieſer ſonderbaren Leibwache kam der Graf glücklich und ohne weitere Unfälle nach Polen, von wo er ſpäter, als alle Ausſicht zur Rückkehr nach Ungarn verſchwunden war, ſich nach Frankreich wandte. — Jener treue Diener aber, der im Schloſſe zu Temetvény ſtatt Bertſényi gefangen, bei ſeiner Ankunft zu Preßburg alſogleich erkannt wurde, ſaß einige Zeit hindurch im Kerker, und zog, nachdem er frei gelaſſen war, ſeinem geretteten Herrn nach.

Der ſteinerne Mönch vor der Geiſterburg Hricſo.

Trägt das leichtgebaute Floß den Wanderer, auch nicht ohne Unbequemlichkeit und ohne Sorge, die Fluten der Waag hinunter, ihre Ufer ergetzen gleichwohl das Auge, Bild an Bild, in üppiger Fülle und ewiger Neuheit lieblich lachend, geſpenſtiſch düſter, voll majeſtätiſchen Ernſtes, auch wohl abſichtlicher Ungewißheit und neckender Frage nicht unähnlich, wenn beinahe an jeder Ecke, Windung und Krümmung eine von der unmittelbar vorhergehenden, ganz verſchiedene andere Welt überraſchend ſich aufſchließt. Einer dieſer vielfältigen Landſchaften Mittelpunkt macht höchſt ſeltſam die Veſte Hricſo. — Mehrere ſchroffe und nackte Zacken bilden zuſammen eine Zinkenkrone von Felſen. Zwiſchen einigen dieſer thurmhoch emporſteigenden Zacken iſt mit cyklopiſcher Kraft und Beharrlichkeit, mit jenem herausfordernden Übermuth, der am Thurm zu Babel die Spra-

chen verwirrte, Mauerwerk und Erker eingefügt, Thürme hingerundet, und wo ſonſt nur königliche Adler horſteten, eine Burg entſtanden, geringen Umfangs, aber ſeltſamen Anblicks, feſt, klar, trotzig, gleich jener Zeit und jenen Menſchen. — Nun iſt ſie ganz verfallen und drei Jahrhunderte währt ſchon die Sage: Hricſo ſei nur mehr böſer Geiſter Aufenthalt. So manche Erzählung der Neugierigen oder der Schatzgräber, die ſich von Zeit zu Zeit in dieſe grauſenerregenden Trümmer wagten und gejagt, geängſtiget, verwundet davon eilten, trugen nichts dazu bei, dieſen Ruf zu begütigen.

Faſt zugleich mit dem jagelloniſchen Königsgeſchlechte und mit der Feſtſetzung der Osmanen in Ungarn erloſch auch der Stamm der urſprünglichen Burgherren von Hricſo, der Ritter von Lahar. Vier Söhne des zarteſten Alters ſah der letzte troſtloſe Burgherr nach einander hinſterben. Er hinterließ die unerſteigliche Burg und die weitläufigen Güter ſeiner Gemahlinn. Das reiche Erbe lockte viele Freier herbei. Sie wurden alle abgewieſen und durch mehr als drei Jahre war die klöſterliche Abgeſchiedenheit der gebeugten Mutter und traurenden Witwe jedem äußern Andrang unzugänglich.

Die damals in Ungarn überhandnehmende neue Lehre, die harte Verfolgung, die ſie theilweiſe erfuhr, die Spaltung, welche ſie im Reich, die ſie in den meiſten einzelnen Familien hervorbrachte, ließen die Witwe ihre ruhige Zurückgezogenheit um ſo minder bereuen. Aber eben die gewaltigen Schwingungen im Gefolge dieſer neuen Lehre, zu der auch ſie ſich hinneigte, ſollten der ganz und gar zufällige Anlaß einer grauſamen Störung ihres tiefen Friedens, ihres beklagenswerthen Unterganges ſeyn.

Der Witwe nächſter Nachbar, Franz Thurzo, ehemals Biſchof von Neutra, darauf einer der heftigſten Verfechter der Glaubensneuerung, der reizenden Barbara Koſtka vermählt, und dadurch zugleich Herr der Veſte Lietawa, hatte dieſe ſeine Gemahlinn ſo eben durch den Tod verloren. — Der Witwe anſehnliche Güter grenzten überall mit dem reichen Beſitzthum der Thurzonen, vermiſchten und durchſchnitten ſich häufig, daß die Vereinigung Beider die Thurzo's zu den mächtigſten Edelherren der ganzen Gegend erheben mußte, und der Wunſch danach, — ſo wie das nächſte und einzige Mittel, eine Verbindung mit der Witwe, hätte auch ein weniger um ſich greifendes Gemüth, als jenes Franz Thurzo's, erfüllen müſſen.

Seine Beſuche bei der reichen Witwe wurden daher immer häufiger, ſeine Bewerbungen immer dringender und endlich auch — durch die zärtlichſte Neigung erwiedert. Dennoch konnte ſie ſich nicht entſchließen, dem um mehrere Jahre jüngern, in jeder Ader von leidenſchaftlichem Ungeſtüm zuckenden Manne, voll kühner Zuverſicht im Blick und Gang und Ton, voll hinreißenden Feuers in ſeiner Rede, ihre Hand zu reichen. — Ein Leben — ohne anderer als Mutterliebe, darauf voll bitterer Schmerzen, endlich voll eintönigen Schlummers, ruhig und ſtill, wie ein Kirchhof oder Eisgebirg, hatten ihre bewunderten Reize ſchneller verblühen laſſen, und ſie gegen jeden lauten und kräftigen Andrang von außen unheilbar verſchüchtert. — Die Unglückliche that das Ärgſte, ſie that etwas Halbes, die gefräßige Brandfackel eines ungeſtümen Gemüthes in die dürren, lechzenden Räume der zögernden Zukunft hinzuhalten. Sie nahm Franz Thurzo, mit königlicher Bewilligung, an Sohnes Statt an und ernannte ihn, jedoch erſt nach ihrem Tode und auf Widerruf, zum Erben ihres ſämmtlichen Vermögens, in der eitlen Hoffnung — in dem jüngern Manne, dem ſie ſich herzlich und gänzlich ergab, durch ein fortwährendes,

immer gleiches Intereſſe, auch immerfort den zärtlich dringenden Geliebten ſich zu erhalten, nie den überdrüſſigen, wankelmüthigen, rauhen Eheherrn wahrzunehmen; welch unrichtige und höchſt unglückliche Berechnung!

Wenn auch über die Jahre hinaus, genoß die Witwe Lahar, Burgfrau auf Hricſo, dennoch einer kräftigen Geſundheit, die neu aufzukeimen ſchien, als ihr Leben einen neuen Reiz erhielt, durch eine mehr und mehr zur Leidenſchaft erwachſende Neigung. — Thurzo ſah durch ihren Entſchluß alle ſeine hochfliegenden Plane weit hinausgerückt und auch am Ende noch nicht ganz gewiß. Seine Rolle wurde ihm läſtig, und längſt gewohnt, ſo wie die Lawine ſeiner Leidenſchaft einmal loſe war, mit unwiderſtehlicher, Alles mit ſich fortreißender Gewalt, vom Äußerſten zum Äußerſten vorzuſchreiten, ſo ward auch in dem finſtern Gemüthe der Wetterſchlag und Entſchluß plötzlich helle: ein kecker Schritt werde an's raſche Ziel führen. Nur ein ſolcher könne für das vergebliche Mühen mehrerer, ewig langer Jahre entſchädigen. Schon in der nächſten Nacht drang er, nur von zwei vertrauten Knechten begleitet, in das Gemach ſeiner Wohlthäterinn, nöthigte ſie, ihm zu folgen,

ihr den finſterſten und abgelegenſten Kerker, kaum dem Kaſtellan bekannt, zum Aufenthalt anweiſend. — Des andern Morgens kündigte er dem verſammelten Schloßvolke ſich als Herrn an, weil die Gebieterinn in ſo tobenden Wahnſinn verfallen ſei, daß ſie zu ihrer eigenen und Anderer Sicherheit, bis zu entſchiedener Beſſerung, nach des (erkauften) Arztes Vorſchrift, in unzugänglicher Verwahrung gehalten werden müſſe. — Zugleich entließ er alle der Herrinn getreue Diener, beſetzte das Schloß mit ſeinen eigenen Leuten, nahm die Huldigung der Vaſallen, und — vor ewiger Sorge nicht wagend, den ſcheuen Fuß außer die Zugbrücke zu ſetzen, ward er ſelbſt auf Hricſo zum Gefangenen bei ſeiner Gefangenen.

Dieſe befand ſich in dem bejammernswertheſten Zuſtande. Zu allen Schreckniſſen und Entbehrungen ihrer Lage geſellte ſich auch noch der herzzerreißende und ſinneverwirrende Schmerz über den furchtbaren Undank des Geliebten. Nur der Wahn, dieſe Härte ſei vielleicht bloß das Werk einer grundloſen Eiferſucht, einer boshaften Verleumdung; nur die Hoffnung, ſein Herz oder ſein Gewiſſen werde ſehr bald die Riegel ihres Kerkers ſprengen, hielt ſie noch einiger Maßen aufrecht. Aber als ihr in dieſer unwür-

digen Lage allmälig die Tage wie die Stunden, die Wochen gleich den Tagen verfloſſen, und Monate wie jene Wochen nachfolgten, überließ ſich die Unglückliche der Verzweiflung, die gräßlichſten Flüche und Verwünſchungen ausſtoßend — gegen die Burg, um deren Beſitz willen ſie ſich lebendig begraben ſah, und gegen ihren ruchloſen Peiniger. An den feuchten, dunkeln Wänden, an den einſam düſtern Spalten, in Qualen und Schauder todesſchwangerer Lüfte, wiederhallte hier der Fluch jenes, von den grauſamen Töchtern, denen er ſein Reich hingeworfen, in Sturm und Ungewitter und Platzregen hinausgeſtoßenen Königsgreiſes Lear:

Blaſet ihr Winde, ſprenget eure Wangen,
Tobt, blaſt! Ihr Himmelsfluten und Orkane,
Strömt, bis ihr Thürm' und Wetterhahn erſäuft!
Ihr ſchweflichten, gedankenſchnellen Blitze,
Vortrab der eicheſpaltenden Donnerkeile,
Stürzet, verſenget, brennt! kommt Wetterſtrahlen
Und ſchlagt ſich flach des Weltbau's dicke Ründung!
Zerkracht die Formen der Natur, — verwüſtet
Auf Einmal jeden Keim, woraus der Menſch
Entſpringt, der Undankbare!

Von dem Augenblicke dieſes grauſenvollen Fluches, den der Gefangenwärter, die karge Nahrung

reichend, Thurzo'n hinterbracht und auch den Burgleuten kund gegeben hatte, ſchienen böſe Geiſter dieſe Burg, und vorzüglich des eingedrungenen Herrn felſenharte Bruſt zum Wohnſitz erkoren zu haben. Niemand fand das Schloß mehr geheuer, alles ſah ſich kreuzend und ſegnend mit verſtohlenen Blicken und Achſelzucken an. In den unterirdiſchen Gewölben polterte es, ein ſeltſames Wimmern durchheulte die langen Gänge, drohende Geſtalten rauſchten durch die Gemächer mit einem Gefolge verzerrter Thier- und Menſchengebilde bis vor Thurzo's Bette; jede richtete hundert Augen, ſtreckte hundert Hände wider ihn. Wie ein fahles Irrlicht, ſtarren Auges, verwünſchenden Mundes, erhellte ſich vor ihm der Witwe leichenblaſſes Antlitz, und ſein Angſtgeſchrei traf nie ein hülfreiches Ohr, weil das Entſetzen jeden von ihm am weiteſten hinweg trieb.

Einſt meldete man Thurzo einen, im Rufe der Heiligkeit ſtehenden Mönch, der ſich nicht abweiſen laſſe. Nur die Angſt überwand den Unwillen des ehmaligen Biſchofs. Er ließ ihn kommen, mit krauſer Stirne, ſcheuen Blick und bebenden Knien erwartend, was da kommen würde? Als der Mönch nun eine Donnerſtimme erhob und ihn vor ſeinen Dienern

laut der Gräuelthat anklagte, ließ ihn Thurzo ſehr unſanft aus der Burg weiſen. — Der Mönch harrte nun vor dem Thore, in Wind und Wetter geduldig, ob es ſich ihm wieder aufthue? von Zeit zu Zeit ein lauter Herold der Schande Thurzo's und der Rache, ſeine Bußpredigt erneuernd. Da keine Drohung ihn vertrieb, ließ ihn Thurzo zum Hungertode in den ſo genannten Moderthurm ſchleppen. Es geſchah; — aber nun ſah Thurzo von ſeinen Fenſtern einen der Felsblöcke der Burg ſich zum Rieſengebilde eines drohenden Mönches geſtalten; und ſo oft er auch es zu zertrümmern befahl, — er ſah es jeden Morgen drohender wieder, mit einer Stimme, daß er den Bergen hätte zurufen mögen: fallet über mich! und den Hügeln: bedecket mich! — Kein Lohn und keine Furcht war nun mehr ſtark genug, ſeine treueſten Diener bei dem Mächtigen zu erhalten. Es verließ ihn einer nach dem andern. Dieſer endloſe Ring von Schreckniſſen zerhämmerte endlich Thurzo's Frevelmuth. Er befahl, die Witwe in Freiheit zu ſetzen, ſobald ſie feierlich beſchworen, ſich nie zu rächen, ihn nie zu verklagen. Aber als ihr Kerker ſich aufthat, — bedurfte ſie keiner irdiſchen Gnade mehr.

Wie von Furien getrieben, eilte nun Thurzo

nach Lietawa, aber auch dort ward ihm keine Ruhe.

Die Geiſter vertrieben von Hricſo nach und nach alle Bewohner, ſelbſt den mit der Burghut betrauten und ſo lange als möglich ausharrenden Kaſtellan — und als nun kein Schuldiger und auch kein Unſchuldiger mehr darin war, ſtand die Burg in der nächſten Nacht, ohne allen kundbaren Anlaß, von allen Seiten zugleich in Flammen und verfiel in den Schutt, in welchem ſie noch liegt; denn ſo oft man ſie auch wieder herſtellen wollte, ſtürzte das Aufgebaute wieder zuſammen. Deſto getreuer hält der Fels, der ſteinerne Mönch genannt, noch immer die Wache vor dem ehmaligen Eingang und wird ſie wohl ſo lange halten, bis der ineinander ſtürzende Weltbau auch dieſe ewigen Berge begräbt.

Der Brunnen der Liebenden.

Wenn der gedankenvolle Wanderer durch das maleriſche Waagthal eilet und auf Einmal, wo die Berge dem ungeduldigen Fluß nur ungern einen engen Durchzug erlauben, unter dem Rauſchen des Stromes und unter dem wunderlichen Brauſen der windbewegten Bäume, die gewaltigen Trümmer der Burg Trentſin im blanken Vollmondſcheine gegen das unermeßliche Himmelsgewölbe empor ſtreben ſieht, wird er, in mächtige Erinnerungen verſunken, gerührt ſtille ſtehen. — Er wird ernſt und weich darüber hinbrüten, was der alte Wald mit ſeinem Rauſchen, und was die Waag manchmal lauter wider ihre Ufer klatſchend, und was die tauſendjährige Burg, gleich greiſen Schulgenoſſen und Jugendgeſpielen, kein Ende finden einander zu erzählen, was ſie geſehen von Zeiten und von Männern, die darin ſtanden, und den Zeiten (doch nur augenblicklich) das Gepräge ihrer großen Perſönlichkeit aufdrückten, und

von hier vollbrachten Thaten, welche noch leben und leben werden, über die engen Grenzen des Raumes und der Zeiten hinaus! — Wie iſt vom großen Marhanenkönig Swatopluk bis auf den Tököly, und ſeit dem Tököly hier alles neu und alles anders geworden! — Nur die Waag und die Karpathen und ihr Schnee ſind die Alten geblieben.

Des nordweſtlichen Ungarns Schlüſſel war Trentſin, von höchſter Wichtigkeit für des Königs Mathias Heeresfahrten gegen Mähren und Schleſien, über denen Er, wie über den Kriegen perſönlicher Erbitterung gegen den Kaiſer Friedrich, den ſchönſten vom großen Vater ererbten, ihm gleichſam vorzugsweiſe aufgeſparten Ruhm in den Wind ſchlug, der mehr und mehr geängſtigten Chriſtenheit Retter — wider ihren Erbfeind zu ſeyn. Mathias glaubte Trentſin der kräftigſten Hut, er glaubte es den beſten Händen zu übergeben, indem er es an Stephan Zápolya gab. — Stephan erkor ſofort Trentſin zu ſeinem Hauptſitz. So wie er es fand, ſchien es ihm hinfür zu gering. Des geübten Kriegsmannes Falkenaug' vermißte Manches in der Feſtigkeit, der Stolz des Emporkömmlings aber,

noch weit mehr an äußerer Pracht. — Wäre jene rauhe Zeit schon so überfein und dünn, wie die unsrige gewesen, hätte auch sie schon den beweglichen Reichthum so starr dem unbeweglichen vorgezogen, und sich wie diese (jede Leistung durch Hand und Sache verketzernd), vor dem Götzenbilde des alleinseligmachenden Goldes niedergeworfen, dieses Trentsin wäre so wenig erbaut als Petersburg.

Durch riesenhafte Arbeitskräfte thürmte sich der Bau unglaublich schnell. Geschickte Werkmeister und Künstler wurden berufen, und auch hier blieb der Adlerschwung nicht ohne sichtbare Rückwirkung, womit Mathias seinen Bücherschatz und seine Universität in Ofen als wahre National-Institute gründete, beständig über dreihundert Kopisten um die eben wiedergefundenen ewigen Werke der Alten ausgesendet hielt, womit er nicht nur Gelehrte, Maler, Bildner, Buchdrucker, sondern auch Baumeister, Handwerker und Landwirthe aus Italien und Deutschland, aus der Provence und vom burgundischen Hofe, um sich und seine Lieblinge versammelte. — Dicke Mauern, durch tiefe und breite, hier und da den Felsen selber enthauene Wälle beschützt, wehrten den Zugang von der einzig ersteig-

lichen Oſtſeite. Feſte Thürme ſpotteten jeden Sturmes. Ungeheure Gewölbe ſicherten die Vorräthe, dreifache Thore mit Zugbrücken und Fallgittern die Eingänge. Doch, was half das alles, ſo lange eines fehlte: Waſſer. — Menſchen und Thiere, ſo zahlreich in der weiten Burg, konnten für den Fall einer langen Belagerung nicht aushalten, mit dem ungewiſſen, oft ſogar ſeuchenerregenden Hülfsmittel — zweier Ciſternen. Vergebens erſchöpften der ungeſtüme Zápolya und ſeine Baumeiſter ihre Erfindungsgabe, den Fels bis zu der, wie man meinte, hundert Klafter vorüberſtrömenden Waag hinunter zu durchbohren. Nur wagerecht mit ihr durfte man hoffen, Quellen zu finden. Die Natur ſchien hier menſchlichem Scharfſinne und menſchlicher Kühnheit, die das neu erhobene Trentſin ſonſt mit allen ihren Gaben verſchwenderiſch ausgeſtattet hatte, als eines dünkelhaften Aberwitzes zu ſpotten, indem ſie gerade jenes Einzige mit unerbittlicher Hartnäckigkeit zu weigern ſchien, was allem übrigen erſt dauerhaften Werth beilegte, und wirkliche Vollendung gab.

Der ſtolze Bau war eben im eifrigſten Betriebe, als dem Grafen Stephan ſeines Königs Ruf erſcholl, zur Heeresfolge wider die Türken. Mit einem

ganzen Banner ſtieß der Mächtige zu ſeines Königs ſieggewohnten Fahnen, ſtreifte bis tief in die Moldau, und erhielt das Köſtlichſte aus der Beute, erhielt die angeſehenſten, reiches Löſegeld gar wohl vermögenden Gefangenen. — Heimkehrend ſendete er Eilboten voraus an ſeine Gemahlinn Hedwig, geborne Herzoginn von Teſchen, eine Frau von ſtolzer, ſtrenger, unerquicklicher Schönheit wie ihr Gemüth, den Wunſch und Befehl ihr zu verkünden: er gedenke die vielen Gefangenen in fremder Tracht mit Mohren und Kameelen, die reiche Beute, die bekränzten Banner, die ſiegjubelnden Waffenbrüder, die kampfbewährten, mit des Königs »ſchwarzen Banden« wetteifernden Reiſigen, auf ihren, ſtolzer und ungeberdiger als beim Ausmarſche wiehernden Roſſen, unter kriegeriſchem Schall im feſtlichen Triumphzug einzuführen, in Trentſin, den neubegründeten Sitz ſeiner Waldſtrom ähnlichen Macht und der Ewigkeit ſeines Namens, daß er wolle von den wimmelnden Wällen und Thurmzinnen empfangen werden mit fliegenden Fahnen und hellem Zujauchzen, mit Geſchützdonner, mit den gleich dem Schlachtungeſtüm ſchmetternden Trompeten, und mit den gleich der Hoffart ſelber dumpf

und dunkel aufwirbelnden Heerespauken!! — Halb Ungarn wogte wie ein neigendes und nickendes Ährenmeer um Trentſin her zu dem ſeltenen Anblick.

Unter den Gefangenen war dieſes Siegeszuges Perle die Tochter eines vornehmen Türken, eine hohe ſchlanke Geſtalt in erſter Jugendblüte, nur um ſo reizender in ihrer verſteinerten Trauer. Das milde Feuer der Augenſterne, von einer Fülle dunkler Locken beſchattet, ſchien an die Erde feſt geheftet, um ein theures Grab zu erwärmen, um es mit wenigen, ſchweren Thränentropfen aus den langen Wimpern zu erfriſchen. Die Roſenknospe des zartverſchloſſenen Mundes that ſich nur ſelten zum Aushauch tiefer Seufzer auf. Ein ängſtliches Erkundigen nach der Herrinn dieſer ſtolzen Burg bei ihren Mitgefangenen, die ihr mit großer Ehrfurcht begegneten, und die mit ſchüchterner Heftigkeit ausgeſtoßene Bitte: unter ihre Sklavinnen, wie im Vaterlande, eingeſchloſſen zu bleiben, war beinahe der einzige Laut, der auf der ganzen Reiſe den ſchönen Lippen entfloß. Ihre Bitte wurde ohne Hinderniſſe gewährt, ja der Herzoginn eigenſinnige Gunſt ihr zugewendet. — Menſchen ohne eigenthümlichen innern Liebesfunken erzeugen durch ihre Gunſt mehr Unluſt und Qual,

als durch ihren Haß. — Die Zärtlichkeit des Affen, der das geliebte Kind aus der Wiege nimmt und genau mit allen Geberden der Wärterinn kosend umher trägt, wird die Mutter schwerlich erfreuen.

Mehrere Monate verflossen. Zápolya war eben in Besichtigung der beinahe vollendeten Werke begriffen, und wie immer, so auch heute, jenen einzigen Mangel des Wassers in mürrischem Unmuthe beklagend, als ihm die Ankunft türkischer Kaufleute mit einem ansehnlichen Gefolge und mit der Friedensfahne gemeldet ward. Ihr Haupt begehrte dringend ihn zu sprechen. Er ließ sie kommen. Der Anführer der Karavane (die Sage legt ihm den Namen Omar bei) wendete sich mit edlem Anstand an den Grafen, ihm eröffnend: »von mächtigen Geschlechtern abgesendet, sei er schon an des Königs Hoflager und an mehreren Burgen vorüber gezogen, um gegen reiches Lösegeld ihre gefangenen Angehörigen der Sklavenfesseln entledigt, in den Schooß ihrer traurenden Familien zu führen.« — Zápolya selbst ein gefürchteter Krieger und darum wenigstens kriegerischen Tugenden nicht fremd, erkannte in dem angeblichen Kaufmann auf den ersten Blick die Haltung des Befehls, ein Feuer, das den Ehrgeiz zur Tugend adelt, und

eine Milde, die er nicht begriff. Weniger rauh als gewöhnlich zeigte ſich Graf Stephan gegen Omars Antrag. Würden ſie des Löſegeldes einig, ſo möge der Muſelmann die Gefangenen alle frei der Heimath zuführen, nur die nicht, die der Graf ſeinen Vaſallen und Hofleuten bereits zu eigen geſchenkt, über welche zu verfügen alſo nicht mehr in ſeiner Macht ſtehe. Derſelbe Fall ſei auch, jedoch nur mit einer einzigen Sklavinn, die ſich die Herzoginn ſtatt alles andern Antheils an der reichen Beute auserkoren, und von der ſie unzertrennlich ſei. — Ihm ſei übrigens recht gerne vergönnt, ſeine gefangenen Landsleute, alle, ohne Ausnahme, zu ſehen und zu ſprechen.« — Omar befiel ein inneres Beben, kaum vermochte er nach dem Namen der Gefangenen zu fragen. — Fatme heißt ſie der mündlichen Überlieferung. Der Name fiel ſchwer auf Omars, vom innern Weh der Trennung zerriſſenes Herz. — Eines der vornehmſten Paſchen Sohn und ſelbſt mit reichen Kränzen des Ruhmes behangen, hatte er Fatmen bei jenem Sturme verloren, wo die tapfern Magyaren im verwirrenden Dunkel der Nacht ſchon mitten in die Stadt gedrungen waren, zahlloſe Gefangene weggeführt, weit leuchtendes Feuer hineinge-

worfen hatten, aber von ihm, dem zehn Geister in der Faust und zehn im Busen rasseten, wieder hinausgeschlagen wurden. — Nicht seiner mehr mächtig, auch nicht einer Forderung der Klugheit, warf er für diese Sklavinn gleich einen ungeheuren Anbot hin. »Heide, du bist nicht klug,« entgegnete Zápolya, »sprichst du mit einem Mäkler? Fatme gehört der Herzoginn. Sie will sie nie mehr lassen.« — Er drehte ihm den Rücken und sendete ihm die Gefangenen. — Es kamen Männer, die mit Omar so manche heiße Stunde ausgefochten, für welche er, und die für ihn geblutet hatten, mit Ketten belastet, gebeugt vom Heimweh, vom Grame verzehrt. Er sah nicht, er hörte nicht, unverwandt die Augen nach dem obern Thore gewendet — und sie kam — sie war's, — die er besessen und verloren, — die ihn besessen und verloren, und für todt geachtet! — Wer setzt das Übrige hinzu?

Die jedes Herz ergreifende Kunde dieses unausgesprochenen und unaussprechlichen Wiederfindens war auch zu Zápolya's Ohren gedrungen. Er ward aufmerksam. Noch hatte er die, nach ihrer Landessitte stets verschleierte Fatme kaum gesehen und sich weit weniger um sie bekümmert, als um die bun-

ten Papageien und um den weißen Zelter der Herzoginn. Er eilte hinab, und lächelnde, — dann überraſcht ſtockende, — zuletzt brennende Blicke fielen auf die ſchöne Ungläubige. — In nimmerſattem Ehrgeize ganz ertrunken, war zwar ſeine Bruſt zeitlebens mit dreifachem Erz wider die Liebe gegürtet. Aber der Mann hielt ſeinen Willen für das Geſetz der Schwere, und ſeine Wallungen für das einzige Geſetz, das ſeine Welt bewegen ſollte. Er war recht ernſtlich froh, daß ihm niemals eine Luſt beifiel, einen Stern an ſeinen Reigerbuſch zu heften, denn hinaufzugreifen hätte er doch nicht vermocht, und der Bruch in ſeinem Willen hätte ihn wahrſcheinlich wahnwitzig gemacht. — Omar verfolgte alle ſeine Blicke und Bewegungen, wie einſt auf pfeilſchnellem Roſſe den hierhin und dorthin ſich in die wilde Flut werfenden Feind.

In ſeinem Geheimniſſe durch Schmerz und Freude, durch Gunſt und Ungunſt des Zufalls voreilig verrathen, der quälendſten Unruhe Preis gegeben, that Omar, was er am mindeſten ſollte. Er drang immer lebhafter in Zápolya, und ſtieg von einem Anbote zum andern. Ungeduldig ſtieß endlich der Graf den Fuß wider die Erde: »Sie iſt mir und der Her-

zoginn um keinen Preis feil, und kein Gott iſt ſtark genug, ſie Euch wieder zu geben!« — Ganz außer ſich fiel Omar Zápolya zu Füßen. — Der wies Fatmen mit rauher Stimme hinweg in's Frauengemach, und: — »Entlocke Waſſer dieſem Felſen: nicht früher lockſt du in dieſe Augen des Mitleides thörichtes Waſſer!« donnerte er dem Muſelmann entgegen. »Verſuch' es, mache Wachs aus dieſen Steinen, und ich gebe Fatmen, mit allen übrigen Gefangenen, ohne Löſegeld frei!« — Ein ſchallendes Gelächter von den höhniſch verzogenen Lippen beſchloß die harte Rede. — Raſch trat Omar auf den forteilenden Grafen zu und forderte ſeine Rechte: »Wenn ich dir eine Quelle aus dieſem Felſen ſchaffe, verwandelſt du den harten Spott in biedern Ernſt?« — Ungläubigen Erſtaunens und Hochmuths voll, warf ihm der Graf die Hand entgegen zum Wahrzeichen des Wortes, »das er nie dem Freunde und auch dem Feinde nie gebrochen habe.«

Welch Wunder die Osmanen damals im Minenkriege gethan, zeigt jedes Blatt der Geſchichte ihres Angriffs oder Widerſtandes in feſten Plätzen.

Feierlich die Hände wider die Bruſt, ſchwor nun

Omar von dannen nicht zu weichen, bis er Fatmen erlöst, oder hier sein Leben gelassen! Das Gefolge wie die Gefangenen drängten sich zu diesem Riesenwerke, um der Güter höchstes zu erringen, Freiheit und Vaterland, — mit Omar, dem Stolz, der Hoffnung, der Drohung seiner Orta, mit ihm, dessen Gestalt und Sinn und Sitte längst sich alle neigten, Hände und Herzen ihm entgegen trugen, der mit gleichem Ebenmaß und Sicherheit in Freude und Leid dastand, als hätte er ein Unterpfand vom Glück, und wüßte voraus die geheimen Federn des Leichtesten und Schwersten, das er im Leben, im Rath, in Schlachten lösen sollte. — Viele Wochen und Monate lang hielt Omar der Gefährten muthigen Eifer aufrecht, durch Wort und Beispiel, Verheißung und Lohn. — Der Fels blieb immer gleich widerstrebend und seine theuerste und einzige Hoffnung blieb, im Verhältniß der Anstrengung, immer noch ohne nennenswerthen Erfolg.

Drei ewig lange Jahre waren unter diesen Bemühungen verflossen. Vergeblich riefen des Vaters und des Großherrn Bitten, Befehle und Drohungen zurück. Schon war der Unverzagte in eine unglaubliche Tiefe hinabgedrungen, und noch immer kein Was-

ſer. — Muth, Ausdauer und Kräfte ſeiner Gefährten ſchwanden täglich mehr. Nur er ward das ſtraffe, ſtrenge Band, das dieſes loſe Ruthenbündel noch zuſammenhielt. Allein von ruhmvollen Wunden, von Hoffnung und Sorge und übermenſchlicher Anſtrengung hart angegriffen, ſchien der Körper auch ihm jeden Dienſt allmälig aufzukünden. Die ſtolze Schönheit verzehrte ſich, der Augen Blitze erloſchen, das Leben ſchlich, ſich ſelbſt zuwider, nur träge und verdroſſen, des nahen Abſchiedes gewiß, durch ſeine Adern. Dem Kühnen blieb nur mehr die taube Aſche eines längſt verglommenen Glückes.

Schläge eines feindſeligen Verhängniſſes haben faſt immer ihr Heilkraut im Glauben, — ja ſelbſt der Tod ſein Gegengift, im Nachruhm für diesſeits und für jenſeits. — Aber Wunden, die das Herz ſich ſelber, die von zwei eng verwachſenen Herzen eines dem andern ſchlägt, ſind unheilbar, und der Getroffene verſchmähet ſelbſt Erſatz und Troſt und Rettung. — So hatte denn Omar ein Meer von Liebe unermüdet in ein verfängliches Sieb der Hoffnung ergoſſen. — Jetzt ſchien ihm nichts zu bleiben, als dieſes unbezwingliche Lieben und ein unerträgliches Leiden.

Von Erschöpfung und Schmerz endlich auf das Siechbette niedergeworfen, rief er seine Gefährten, bei dem Gott ihrer Väter und bei Mahoms Verheißungen zur Standhaftigkeit ermahnend, auch nach seinem Tode. — Fatmens zärtliche Pflege, durch Zápolya auf keine Weise erschwert, fristete noch mühsam die kleine, flackernde Kerze dieses theuern Lebens.

»Wer nicht will die tausendfachen Begierden des Eigennutzes, noch die niedrigen Winkelzüge der Furcht, noch die tausenderlei Ausflüchte der Trägheit, sondern nur Eines, sein Größtes, sein Nöthigstes, dem wird es gelingen!!« — Goldene Worte (seines Propheten) flüsterte Omar sich selber zu, kaum hörbar athmend, geschlossenen Auges, — als plötzlich ein heftiger Freudenlärm ihn aufschreckte: — »Der Herr ist groß, der Herr ist groß! — Wasser, Wasser, Herr! Allah sei gelobt!« — Wie ein Lauffeuer tobte es durch die Burg. — Das Unmögliche war geschehen, — in einer Tiefe von mehr als 76 Klaftern Wasser gefunden, Zápolya's heißer Wunsch erfüllt, und sein Trentsin jetzt unüberwindlich!

Von dieser und von allen seinen Burgen ließ er

nun alle türkiſchen Gefangenen durch Eilboten und Wagen raſch verſammeln, bewirthete ſie königlich, und führte Fatmen ſelber in Omars Arme, mit einer, ſeines Hochmuths und ſeiner Prachtliebe würdigen Ausſtattung. —

Edle Rache.

Peter von Szápár, der Stammvater der ältern Linie der jetzigen Grafen von Szápáry, war aus einer alten adeligen Familie entsprossen, deren Ursprung sich weit in die zweite Periode der ungarischen Herrscher hinauf verliert. Obwohl von Natur sanft und gutmüthig, war doch seit der zartesten Jugend schon in seinem patriotischen Herzen ein unauslöschlicher Haß gegen die Feinde des christlichen Namens, die in seinem Vaterlande so schrecklich hausten. Mit Mühe konnte der muthige Jüngling den Augenblick erwarten, wo er die ersten Sporen verdienen sollte, und noch nicht zwanzigjährig folgte er 1650 einem seiner Verwandten auf dem Zuge gegen Csákvár, das durch Überfall genommen werden sollte. Doch der Feind war auf seiner Hut, der Anschlag mißlang, und unser Anfänger, der sich beim Angriff zu weit vorwärts gewagt hatte, sank von einer türkischen Lanze getroffen, schwer verwundet zu Boden, und konnte

nur mit Mühe aus dem Gedränge heraus gerissen, und halb todt nach Hause gebracht werden.

Bei einem ganz gewöhnlichen Menschen, hätte dieser mißgünstige Anfang das auflodernde Feuer mächtig gedämpft, doch bei Petern bewirkte er gerade das Gegentheil. Nur noch muthvoller stand er von dem langen Krankenlager auf und suchte neue Gelegenheit zum Kampfe, die er auch unter manchem erprobten, ruhmvollen Heerführer fand.

Endlich nach dem Tode seines Vaters trat er die nicht unbeträchtlichen, ererbten Besitzungen an, die in der Nähe des von den Türken besetzten Ofen gelegen, der Berührungspunkte viele, zum neckenden Streit darboten. Von gleichen Gesinnungen beseelt, ein eben so tapferer Kriegsmann und unversöhnlicher Feind des Halbmondes, war sein Nachbar Graf Adam von Batthyan, der später zu den höchsten Würden des Reiches gelangte. Nicht sobald hatten sich die beiden Männer kennen gelernt, als sie sich zur Verderben der Barbaren verbanden und einen Freundschaftsbund schlossen, den nur der Tod lösen konnte.

Vereint brachten sie ihren Feinden manche Niederlage bei, und erwarben sich einen Namen, der von

allen Patrioten mit Ehrfurcht, von den Türken mit Schrecken genannt ward.

Beſonders ſchwer fühlte ihre Nachbarſchaft der in Erd ſtationirte Hanſa Beg, der oft überfallen, manchen Verluſt an Mannſchaft, Geld und Vieh erlitt, in beſtändiger Unruhe leben mußte, und ſich der ermüdenden Neckereien gar nicht erwehren konnte. Höchſt erbittert war er auf das Freundespaar, und bot alle Mittel auf, ſich ihrer unwillkommnen Beſuche zu entledigen, doch lange vergebens. Endlich begünſtigte das Glück ſeine Wünſche, und unſer Held, der mit ſeinem Häuflein in einen Hinterhalt gerieth, ward nach hartnäckiger Gegenwehr verwundet, und beſinnungslos unter ſeinem Pferde hervorgezogen, indeß ſein Waffengenoß ſich nur mühſam retten konnte.

Groß war die Freude über dieſen Fang bei den Türken, beſonders bei Hanſa Beg, der nun ſeinen fürchterlichſten Feind in ſeiner Gewalt hatte. Er überhäufte ihn mit den pöbelhafteſten Schimpfwörtern, ließ ihm hundert Peitſchenhiebe auf die Fußſohlen geben, die Wunden nothdürftig verbinden, und ſandte ihn an den Vezier nach Ofen, mit einem Empfehlungsſchreiben, das dem Gefangenen eben nicht die günſtigſte Aufnahme bereiten ſollte.

Mit gleicher Härte ward er dort empfangen, ein finſterer, unterirdiſcher Kerker ihm zur Wohnung angewieſen, wo auf faulem Stroh liegend, die ſchlecht verbundenen Wunden aufbrachen, und dem Hülfloſen unerträgliche Schmerzen verurſachten. Drei ſchreckliche Tage und ewig währende Nächte, in dieſem Zuſtand durchlebt, brachten unſern Helden an den Rand des Grabes. Allein die Abſicht des Veziers war keineswegs den Gefangenen ſterben zu laſſen, ſondern nur ihn auf das empfindlichſte zu peinigen; theils um ſo manches ſeinen Glaubensgenoſſen zugefügte Unheil zu rächen, theils um ein höheres Löſegeld zu erpreſſen. Als man ihm daher den bedenklichen Zuſtand des Leidenden meldete, gab er Befehl, ihm eine beſſere Wohnung zu geben, und ſeine Wunden zu heilen. Sobald dies geſchehen war, legten ihm ſeine Tyrannen die niedrigſten und zugleich härteſten Arbeiten auf.

Der Held, der ſich bei Freund und Feind einen großen Ruf erworben hatte, deſſen tapfere Fauſt ſo manchem Türken verderblich geweſen war, der von ſeinen Soldaten geliebt, von den berühmteſten Männern ſeiner Zeit geehrt, ja ſelbſt von ſeinem Monarchen geſchätzt wurde, mußte nun, dem Koch des Veziers zur Aushülfe zugetheilt, die Arbeiten eines Küchen-

trägers verrichten, erhielt dafür die kärglichen Überreste von Speisen, die niemand mehr mochte, weit öfter noch Schläge von den Übermüthigen, die ihren Muth an dem Wehrlosen kühlten. Besonders hart gegen Peter bewies sich Hansa Beg, der öfters theils in Geschäften, theils zum Besuche, zum Vezier nach Ofen kam, nie unterließ, sich um ihn zu erkundigen, aber auch immer die Veranlassung einer unwürdigern Behandlung war, daher seine Ankunft dem Gefangenen als ein sicherer Vorbothe neuer Mißhandlungen galt.

Mit männlicher Fassung und stiller Ergebung in den Willen des Allmächtigen, duldete der Edle das harte Schicksal, das ihm die Vorsehung auferlegt hatte, und erniedrigte sich nie zu einer Bitte an seine Peiniger. Daher denn einmal, als Hansa Beg im Vorübergehen ihn mit bitterm Hohne um sein Befinden fragte, und Peter den unedlen Spötter keiner Antwort würdigte, dieser im höchsten Zorne ausrief: »Zu gut behandelt man euch Hunde, daher seid ihr »auch noch stolz; doch bei dem großen Propheten sei »es geschworen, brechen will ich diesen Stolz; wie »das Vieh sollst du behandelt werden, gleich ihm, »mir dienen.« Alsogleich ward auf Hansa's Befehl

ein Ochſenpflug herbeigebracht, unſer Held mit einem andern Chriſtenſklaven in das Joch vorgeſpannt, und unter dem Hohngelächter des Pöbels, und dem ſchadenfrohen Spott der Knaben, auf ein benachbartes Feld getrieben, um zu pflügen.

Dieſe Erniedrigung brach dem bisher ſtandhaften Manne das Herz, und er widerſetzte ſich der Vollziehung des Befehles, jedoch nur um ſein Schickſal zu erſchweren, denn fünfzig Peitſchenhiebe auf die Fußſohlen machten ihn unfähig aufrecht zu ſtehen, und dennoch mußte er trotz der empfindlichſten Schmerzen, von der Peitſche des Unmenſchen getrieben, die auferlegte, empörende Arbeit verrichten.

Indeß der Bedauernswürdige in ſo harter Gefangenſchaft ſchmachtete, war ſein treuer Freund Adam nicht müßig geweſen, um ſeine Befreiung zu bewirken. Er hatte ſich gleich anfangs an Hanſa Beg gewendet, und wegen Loslaſſung ſeines Freundes Unterhandlungen anknüpfen wollen, doch von ihm die Antwort erhalten, daß er ihm um keinen Preis feil ſei, und der Vezier von Ofen ließ auf das an ihn diesfalls ergangene Schreiben erwiedern, 30000 fl. ſei nur ein zu billiger Kaufpreis für einen Gefangenen von ſolcher Wichtigkeit.

Dieſe, für jene Zeiten beinahe unerſchwingliche Forderung, ließ wenig Hoffnung Peter jemals befreit zu ſehen; dennoch ließ ſein hochherziger Freund, der für Frau und Kinder des Abweſenden väterlich ſorgte, den Muth nicht ſinken. Alles, was ſich ſowohl von ſeinem als des Gefangenen Vermögen zu Gelde machen ließ, ward veräußert, alle Bekannte nah und fern zur Beiſteuer aufgefordert, und hiedurch zwar eine bedeutende Summe Geldes, jedoch noch bei weitem nicht die Hälfte des nöthigen Löſegeldes zuſammengebracht. Alle Juwelen, Koſtbarkeiten und Kleinodien, die Peters Gemahlinn beſaß, waren auch ſchon veräußert, und die Unterthanen, obwohl ſelbſt nicht reich, hatten ſich freiwillig beſteuert; doch das alles genügte nicht, — da beſchloſſen die redlichen Bauern Abgeordnete in alle Gegenden des Reiches zu ſchicken, um für die Befreiung des geliebten Herrn — zu betteln.

Allein trotz der äußerſten Bemühungen der trauernden Frau, des trefflichen Freundes, und der eine ſeltne Treue beweiſenden Unterthanen, ging das Geſchäft ſehr langſam, denn der größte Theil des Landes war in Feindes Gewalt, das übrige ausgeſaugt, geplündert, der Hülfe bedürftiger als ſelbe zu geben im Stande.

So waren dem Gefangenen drei schreckliche, der liebevollen Gattinn und dem trauernden Freunde eben so viele kummervolle Jahre verflossen, die verlangte Summe wollte noch immer nicht voll werden, und alle Vorschläge wegen Peters Entlassung waren von den Türken zurückgewiesen worden. Da erfuhr Graf Adam, daß ein vornehmer Aga, mit höchst wichtigen Aufträgen an den Vezier zu Ofen unterweges sei, und beschloß sein Leben zu wagen, und den Freund zu retten. Alle Mannschaft, die er nur immer aufbringen konnte, raffte er zusammen und zog damit, nachdem ihm seine Kundschafter die Annäherung des Aga gemeldet hatten, auf die Lauer. Bald kam dieser mit einem ansehnlichen Gefolge, und so wie er auf dem Punkte war, wo der Graf ihn erwartete, stürzte der ganze Haufe über die Türken. Verzweifelt war der Kampf, die Angegriffenen wehrten sich tapfer, angefeuert durch das Beispiel ihres Gebieters, der sich, obwohl ganz umrungen, nicht ergeben wollte, und dem nicht zuzukommen war; denn schwer hatte der Graf verboten den Aga zu tödten; lebend wollte und mußte er ihn haben, sollte seine Absicht erreicht werden. Endlich war er zu Boden geworfen, geknebelt, und ohne sich viel mit Plünderung seiner

Habe aufzuhalten, eiligſt in ſichere Verwahrung gebracht.

Der Vezier hatte kaum von dem Unfall ſeines hohen Glaubensgenoſſen Kunde erhalten, als er an den Grafen ſchickte, um deſſen Freilaſſung zu erwirken. Dies hatte der letztere erwartet, und verlangte nun eine ungeheure Summe als Kaufpreis des Aga. Als ſich hierauf der Vezier in Unterhandlungen einließ, ſchlug Adam den Tauſch des Aga gegen ſeinen Freund Peter vor, und genoß endlich das lang erſehnte, unausſprechliche Glück, ihn, den geliebten Freund und Waffenbruder, nach beinahe vier Jahren einer leidenvollen Gefangenſchaft, befreit in ſeine Arme zu ſchließen.

Nichts von der Scene des erſten Wiederſehens, die jede Beſchreibung nur entheiligen würde.

Unkenntlich ſelbſt für ſeine Familie, abgemagert, blaß, kraftlos von harter Arbeit und ſtäter Mißhandlung, in elende Lumpen gekleidet, tief herabhängend der Bart, einer wandelnden Leiche ähnlicher, als einem Menſchen, ſo erſchien Peter von Szápár, an der Hand des entzückten Freundes, im Kreiſe der Seinen. Auf eine weite Strecke waren ſie ihm in großer Anzahl entgegen gekommen, mit ungeſtümen

Jubel äußerte ſich die Freude über die Rückkehr des verehrten Gebieters, doch in lautes Weinen löſte ſie ſich auf, über den erbarmungswürdigen Zuſtand, worin ſie ihn erblickten. Mit thränenſchweren Augen zog der ganze Haufe zur Kirche und dann feierte jeder Hausvater das hohe Feſt der Heimkunft ſeines Herrn, für den er mit Freuden ausgezogen war zu betteln.

Nur ſchwer konnte ſich dieſer erholen, die alten ſchlecht vernarbten Wunden öffneten ſich, die von Schlägen und ſchweren Ketten gedrückten Beulen verurſachten heftige Schmerzen, die ſo oft mißhandelten Füße verſagten ihren Dienſt; der erſchöpfte Körper konnte nicht zu Kräften gelangen, und nur der beinah unzerſtörbare Stoff, aus dem die Kraftmenſchen jener noch nicht überfeinerten Zeit geformt waren, mit der ſorgſamen Pflege einer treuen Gattinn, waren wirkſam genug der gänzlichen Auflöſung der ſo bedeutend zerrütteten Maſchine zu widerſtehen, und den Kranken, in einigen Monaten der Ruhe, langſam der Geneſung entgegen zu führen.

Da erſcholl plötzlich der Ruf, ein mächtiges Heer, angeführt von dem tapfern Herzog von Lothringen und vielen andern hochberühmten Feldherren, die ihren Heldenmuth bei der kurz vorhergegangenen Belage-

rung Wien's beurkundet hatten, sei im Anzuge, um die Hauptstadt des apostolischen Königs den Ungläubigen zu entreißen.

Welcher Ungar hätte bei dieser Nachricht gleichgültig bleiben können? Welcher nicht mit Gefahr seines Lebens zu diesem heiligen Unternehmen beitragen mögen? Und ein Held wie Peter von Szápár sollte bei dem großen Werke der Befreiung nicht zugegen seyn? Unerträglich, ja unmöglich nur der Gedanke daran!

Neue Kraft durchströmt seinen Körper, die Schwäche ist gewichen, alle Leiden sind vergessen, Leben und Gesundheit ergießt sich in jede Muskel, die Füße schwanken nicht mehr, aufrecht und fest steht der Mann, genesen durch die freudige Hoffnung seines patriotischen Herzens. »Auf!« ruft er, »auf meine Freunde, daß wir Theil nehmen an dem großen Kampfe für Freiheit und Vaterland.« Vergebens bittet ihn die besorgte Gemahlinn, sich noch zu schonen, vergebens ist die Vorstellung: die Genesung sei noch nicht vollkommen, vergebens ist das Zureden des Arztes: eine so heftige Bewegung müsse schädliche Folgen nach sich ziehen. »Laßt mich,« spricht der Held, »denn ich will nicht leben, kann ich an dem großen Werke der Befreiung nicht Theil haben.«

Mit jugendlicher Kraft ordnet nun Peter alles zum Zuge, bietet die sämmtliche, waffenfähige Mannschaft auf, bringt Weib und Kind in Sicherheit, und zieht vereint mit seinem bewährten Freunde in das Lager des großen Lothringers, dem die kampfbegierigen Ungarn von allen Seiten zuströmen. Mit Auszeichnung werden die wohlbekannten Helden aufgenommen, und stets vereint kämpfen sie Seite an Seite den blutigen Kampf mit.

Der glorreiche Erfolg des zweiten Septembers 1686 ist wohlbekannt, daher nur so viel davon, als zur gegenwärtigen Skizze gehört.

Mit unendlicher Anstrengung hatten beide Theile gestritten, wohl einsehend die Wichtigkeit des Tages, daher man nach der endlichen Erstürmung der Festung, die Todten nach Tausenden, die Gefangenen nur nach Hunderten zählen konnte. Unter diesen wenigen befand sich jedoch Peters fürchterlicher Peiniger Hansa Beg, den der Vezier, gleich allen übrigen umliegenden Befehlshabern mit ihren Truppen, zur Verstärkung noch vor Anfang der Belagerung in die Festung gezogen hatte.

Als endlich die Ruhe in der eroberten Stadt hergestellt war, feierten die Sieger das gelungene Werk,

nach vollbrachtem Dankopfer, mit einem großen Gastmahl, dem alle Heerführer beiwohnten. Während deſſen mußte Peter von ſeiner Gefangenſchaft erzählen, und that es mit einer Wahrheit und Lebendigkeit der Darſtellung, die alle bis zu Thränen rührte. »Wohlan,« nahm endlich der Herzog das Wort, »Euer unbarmherziger Feind iſt in unſerer Gewalt, er ſei Euer, ich ſchenke ihn Euch, verfahret mit ihm nach Eurem Gutdünken.« Dankend nahm Peter das Geſchenk an, und während jeder ſich in Vorſchlägen zu neuen Martern erſchöpfte, die dem Ungläubigen ſeine Grauſamkeit zehnfach vergelten ſollten, eilte einer der aufwartenden Diener, von Schadenfreude getrieben, zu Hanſa Beg's Kerker, und brachte ihm die Nachricht, die er ſo eben vernommen, mit einem ſpöttiſchen Glückwunſch über die Glückſeligkeit, die ihn bei ſeinem neuen Herrn erwarte. Mit ſichtbarem Entſetzen hörte der Türke die Worte des Dieners, der ſich ſchnell wieder entfernte.

Nach aufgehobener Tafel eilten die beiden Freunde zu dem Gefangenen, und fanden ihn düſter, in ſich gekehrt, in einer Ecke des Gemaches ſitzend. »Nun Hanſa,« rief ihm Peter zu, »erkennſt du mich wieder? weißt du wohl, daß du mein gehörſt mit Leib und Leben?« »Ich weiß,« entgegnete jener, »daß

»ich dir geſchenkt bin, aber darum gehöre ich noch »nicht dein, und lache deiner ohnmächtigen Drohungen.« — »Und was glaubſt du wohl, daß ich nun »weiter mit dir zu thun geſonnen ſei?« fragte Peter. »Was ſonſt,« erwiederte der Türke mit Trotz, »als dich zu rächen.« »Nein,« ſprach der Edle, »ich »räche mich nicht. Die Freiheit ſchenke ich Dir ohne »Löſegeld, ohne Bedingniß.«

Staunend, verwirrt, einem Träumenden gleich, blickte Hanſa lang und ſtarr ſeinen großmüthigen Herrn an, endlich rief er aus: »Nein! es iſt nicht »möglich, du täuſcheſt mich, dieſes Edelmuthes iſt ein »Menſch nicht fähig.«

Nur mit Mühe konnten ihn die Freunde von der Wahrheit deſſen, was er gehört hatte, überreden; in feierlichem Tone erklärte Peter, die Religion Chriſti lehre, man müſſe ſeinen Feinden verzeihen, und denen, die uns Böſes thun, mit Gutem vergelten, und bei dem, der dieſe Lehre nicht bloß gab, ſondern auch mit ſeinem Beiſpiel beſiegelte, ſchwöre er treue Erfüllung ſeines Verſprechens. Da ſprang Hanſa plötzlich auf, und umfaßte die Knie ſeines Wohlthäters. »Nun,« ſprach er, »iſt mir erſt recht innig leid, was ich an »dir, und was ich an mir gethan habe; denn wiſſe,

» ich kann von deiner himmliſchen Milde keinen Ge-
» brauch machen. Als jener ſchadenfrohe Diener mir
» verkündete, ich ſei dir geſchenkt worden, zweifelte
» ich nicht, du würdeſt mich mit ausgeſuchten Qualen
» zu Tode peinigen. Um dem Schmerz zu entgehen,
» nahm ich Gift, das ich ſtets bei mir führte, und deſſen
» Wirkung ſich bereits zu äußern anfängt. Doch da der
» Gott deines Glaubens eine ſo erhabene Lehre gab,
» wie du ſie mir eben vortrugſt, wünſche ich, mich
» zu ihm wenden zu können, und als Chriſt wenig-
» ſtens zu ſterben.«

Tiefe Rührung ergriff die beiden Freunde bei dieſer überraſchenden Erklärung. Mit ängſtlicher Eile wurden Ärzte und Geiſtliche in den Kerker entboten, zu retten den Leib und die Seele. Doch die Hülfe der Kunſt kam zu ſpät, gerade nur auslangend, den entfliehenden Geiſt aufzuhalten, bis zum Schluſſe der heiligen Handlung. Mit möglichſtem Prunk feierte Peter das Begräbniß ſeines Täuflinges, und begleitete ſelbſt, als erſter Leidtragender, die Leiche ſeines vormaligen grauſamen Feindes zur Ruheſtätte.

Der Wunderſturz zu Lietawa.

Am Fuße des Schloßberges von Lietawa (vier Jahrhunderte hindurch die Bühne gewaltiger Entwürfe und Thaten der Bebeker, Zápolya's und Thurzonen) liegt das kleine von Hirten und Ackersleuten bewohnte Pfarrdorf gleiches Namens, mit ſeiner alten gothiſchen Kirche, in welcher wohl nur ein auf jeden Zug die früheſte Kindheit der Kunſt verrathendes, durch Flügelthüren verſchloſſenes Gemälde, einige Aufmerkſamkeit verdient. — In Ölfarbe auf Holz, ſtellt es den ſchroffen felſigen Schloßberg, jedoch noch ohne Gebäude, in dem Augenblick vor, wo von ſeinem Gipfel viele Menſchen jedes Alters und Geſchlechtes, — unter ihnen, als Hauptfigur, ein Prieſter, von wüthenden Tataren in die unten aufgerichteten, ſpitzenreichen Pfähle hinabgeſchleudert werden. Erſt vor ungefähr achtzig Jahren, als die Burg auch von ihren letzten Bewohnern, dem Kaſtellan und ſeinem Haiducken, verlaſſen wurde, kam dieſes Denkmahl aus

der Schloßkapelle in die Dorfkirche herab. Der Gegenstand desselben lebt dergestalt in der mündlichen Überlieferung:

Als Dschengis Chans Mongolen nach der unglücklichen Schlacht am Sajó sich in vier Heeren über Ungarn ergossen, die Mauern der Städte niederwarfen, die Dörfer einäscherten, alle Männer niedermachten, die Weiber verstümmelten und in die Sklaverei fortschleppten, die Kinder zum Zeitvertreib und in die Wette von den mongolischen Knaben mit Keulen erschlagen wurden, König Bela nach Dalmatien und zuletzt auf die Insel Veglia geflüchtet, und bei der Mongolen Abzug im Sommer 1242 alles Land von Siebenbürgen und zwischen der Donau und Theiß nur eine Wüste und Brandstätte war, durch menschenleere Strecken in einer Ausdehnung von fünfzehn Tagereisen die abgebrannten Kirchthürme die einzigen Wegeweiser, die Wölfe so kühn waren, daß sie Säuglinge an den Brüsten der Mütter zerrissen, der Hunger zur Menschenfresserei zwang und die Seuche vollendete, — in dieser Schreckenszeit blieben die gebirgigen Gegenden am linken Ufer der Donau vor solchem Gräuel großen Theils bewahrt. Nur Beutegier und Mordlust trieb einige Streifparteien theils

auf ihren leichten Roſſen, theils auf Schläuchen über den ſtarken Strom zu ſchwimmen. Die Gefahr ſtieg, als die Donau zum großen Glück nur auf wenige Tage theilweiſe zufror. Eine ſolche Heuſchreckenwolke umſchwärmte auch die Gegend um Lietawa. Was fliehen konnte, floh in die Wälder; nur Greiſe, Kinder, Kranke, Schwächlinge, unfähig die Anſtrengungen zu ſchneller Flucht und die Entbehrungen und Mühſeligkeiten der Wildniß zu tragen, blieben in Erwartung des Schrecklichſten zurück, mit ihnen der achtzigjährige Pfarrer, feſt entſchloſſen, Gefahr und Noth, Freude und Leid, bis zum letzten Athemzuge zu theilen. Alle flüchteten in die Kirche und verrammelten ſie.

Schon hatten die Tataren unter wildem Geheul und dem Knall ihrer langen Peitſchen das Dorf Lietawa geplündert und hier und überall ringsum ſchwarz und blutig emporſteigende Feuerſäulen zum Wahrzeichen ihres ſchrecklichen Daſeyns gemacht, als ſie zuletzt mit jener behutſamen Feigheit, die überall ihre Angriffe bezeichnete, an die Kirche kamen, noch ungewiß, auf welche Weiſe ſie ſie öffnen ſollten? Das Jammergeſchrei der Eingeſchloſſenen machte ſie ſtutzen und gab einen Augenblick Friſt. Ihn benützte der Pfarrer,

um von einer Maueröffnung herab durch Worte und Zeichen eine menſchliche Regung zu Gunſten der Wehrloſen zu erflehen. — So wie die Mongolen durch falſche, von gefangenen Geiſtlichen verfertigte, mit dem erbeuteten königlichen Siegel verſehene Briefe häufig von Flucht und von Widerſtand abhielten, wie ſie überall vortheilhafte Kapitulationen eingingen und alle mit meineidiger Grauſamkeit brachen, forderten ſie auch hier — Leben und Freiheit zuſichernd — die Öffnung der verrammelten Kirche. — Wie dieſe erfolgte, ergoß ſich der wilde Strom unaufhaltſam in das Gotteshaus, beraubte und verunehrte Altäre und Kirchengefäße, und überhäufte dann die Armen in viehiſcher Luſt mit ſinnreichen Mißhandlungen. Zuletzt ſagten ſie ſich, daß aus dem ganzen armſeligen Kreiſe gar niemand zu Sklavendienſten brauchbar ſei und beſchloſſen, nach ihrem Abzuge hier nichts Lebendes übrig zu laſſen. Dennoch boten ſie denen Verſchonung, die ihren Glauben verläugnen würden. — Der Pfarrer, wiewohl am ſchwerſten gepeinigt, erklärte, ehe den grauſamſten Tod leiden zu wollen und forderte mit letzten Kräften die Übrigen zu gleicher Standhaftigkeit auf. — Darob wuthentbrannt, ſchleppten die Unmenſchen, was noch Athem holte,

auf den Berg, ſie von dort herab in den Abgrund zu ſchleudern, andere hatten eilig ſtarke Pfähle mit ſcharfen Spitzen unten aufgerichtet. Schon brachte der gräßliche Sturz der Erſten die Übrigen zum Wanken. — Der Pfarrer erneuerte ſeinen Zuſpruch und ſein Gebet, gleich dem blinden und entlockten Simſon, bei dem Hohnjauchzen ſeiner Feinde. — Ergrimmt fielen die Mongolen auf ihn mit dem Zuruf: ob denn ſein Gott ihm jetzt helfen werde? und ſtürzten den Greis in die ſchwindelnde Tiefe, — aber Worte ſind unzureichend, ihr Entſetzen und der Chriſten gläubige Erhebung zu ſchildern, als ſie ihn wie von einer unſichtbaren Hand ihren Blicken und ihren Qualen entrückt, während des Sturzes plötzlich verſchwinden ſahen! Paniſches Schrecken ergriff ſie und unbekümmert um ihre Gefangenen, ſtäubten ſie von dannen, dem Wirbelwinde gleich, wie ſie gekommen waren.

Den heldenmüthigen Greis hatte ein dichtes Geſträuch aus einer etwas vorragenden Felſenſpitze im Fall aufgefangen und Aller Blicken entzogen. Schwer getroffen und betäubt lag er einige Zeit regungs- und bewußtlos. Seine hülferufende Stimme zog alsbald Retter mit Stangen und Stricken herbei.

Durch mehrere Jahrhunderte beging ein feierliches

Dankfeſt alljährlich den Gedächtnißtag dieſer Begebenheit. Die lange Unglücksnacht der bürgerlichen Unruhen hat auch dieſes heilige Andenken von der Tafel der Gegenwart verwiſcht; aber es lebt und wirkt noch fort in dieſem Bilde und in dem ſchrecklichſten Fluche, den hier unter dem gemeinen Volke ein Feind für den andern hat: »Möchten ſie doch dich in tauſend Spitzen ſchleudern!«

Das Gaſtmahl zu Winna.

In Ungarns bergigtem Nordoſt, in der Ungher Geſpanſchaft, reich an Schönheiten der Natur und an klaſſiſchen Reminiscenzen (denn dieſer Boden war der erſte, den die Magyaren bei ihrer kriegeriſchen Einwanderung betraten), ragt, nördlich der von Nagy-Michaly nach Szobrantz führenden Poſtſtraße, eine kleine aber ſtolze Burg, Winna, herab. Am Fuße des Felsblockes liegt der dieſer Burg dienſtpflichtige, den gleichen Namen tragende Flecken. — Hier hauste um die Mitte des durch Türken und Rebellen verwirrten und blutbefleckten ſiebzehnten Jahrhunderts ein wackerer Degen, Stephan Eödenffy. — Aus ſeinen Ahnen nennt die Geſchichte zu vorzüglichem Ruhme den Ladislaw Eödenffy, Obſieger der Türken am rothen Thore (1550), Feldhauptmann des Gegenkönigs, Johann Zápolya, und ſpäterhin des rechtmäßigen Thronfolgers der Jagellonen, des Erbkönigs Ferdinand, Vice-Woywoden in Siebenbürgen.

In früher Kindheit älternlos und dem Eigenwillen eines feindſeligen Vormunds in die weite Welt hinaus entflohen, in alle dem glänzenden Elend der letzten anderthalb Jahrzehende des dreißigjährigen Krieges wider Schweden und Franzoſen, und wohl auch unter den Scharen des wetterwendiſchen Rákoczy umhergetrieben, hatte Stephan Csdenffy das eigene Vaterland von der Ungh und Lotoreza bis an die Leitha, Sau und den Balaton-See, Deutſchland von den niederländiſchen Moräſten bis jenſeits der Oder und bis in die Tiroler-Alpen durchzogen, die Verwirrung in Polen mitangeſchaut, und der Moskowiter Grenzmarken überſchritten. — Doch nicht die Waffen allein hatten ihm Blick und Kräfte in Sturm und Schlacht, in Mühſal und Noth, erprobt und geſtählt. Auch die Kenntniſſe und Künſte des Friedens trachtete er mit gleichem Eifer den ſpäteren Jahren zum Nothpfennig zurückzulegen. — Wie, der das Eiſen gut führt und regieret, auch des Silbers und Goldes ſicher ſeyn darf, ſo braucht der Krieger alles Wiſſen und jegliche Kunſt der übrigen Stände. — Meint und handelt er anders, ſo iſt er kein Krieger, — Soldat nur, vom Solde alſo genannt, und nur um denſelben beküm-

mert, eine Ziffer, eine Maſſe, aber nie, was gerade dem Manne des Krieges am beſten gelingt, »ein ganzer Mann!« —.

Die ziemlich verödete Burg Winna mit ihrem Burgfrieden war Stephans Eödenffy, wiewohl des einzigen Sohnes ſeines Vaters, einziges unbeſtrittenes Erbtheil. Der Flecken und mehrere feſte Wohnhäuſer darin wurden ihm von Geſchwiſterkindern und Seitenverwandten lebhaft angefochten. Er, der das Kriegshandwerk von Kindesbeinen auf mit der heftigſten Vorliebe getrieben, war — wie alle Äußerſten ſich berühren — nunmehr jedem Unfrieden ſo abgeneigt, daß er, wiewohl dadurch ungemein bevortheilt, lieber alle ſeine Anſprüche aufgab, lieber ſich einfältig und furchtſam ſchelten ließ, und auf dem einſamen Neſte einſam wohnte, mit einem einzigen alten Diener, der von früheſter Jugend an treulich bei ihm ausgehalten, alle ſeine Pilgerfahrten mitgemacht hatte, und nun auch ihm einzig getreu blieb in dieſer äußerſten, menſchenfeindlichen Zurückgezogenheit.

Stets ehelos und ein grimmiger Feind aller Weiber, der Geſellſchaft der Menſchen ohne Unterſchied abhold, floh er ſelbſt die Beſuche ſeiner nächſten Ver-

wandten, die trotz der rauhen Wirklichkeit des ungerechteſten Streites, doch einen Heuchelſchein vor der Welt retten wollten. — Sie wurden es aber auch gar bald müde, den ungehörten Ruf zu blaſen, und vergebens zu harren an der beſtändig aufgezogenen und feſt verſchloſſenen Zugbrücke, ſie überließen den närriſchen Vetter achſelzuckend ſeinem Geſchick und ſeiner eigenen Wahl.

In lauen Vollmondsnächten ſahen manchmal Jäger, Hirten, Wanderer, Nachtwächter den einſiedleriſchen Burgherrn und ſeinen alten Diener unter ſeltſamen Geberden Kräuter ſammeln auf dem Abhang des Berges und im nahen Wald. Oft wollte man in dunkeln Nächten das ganze Schlößlein flammenhell geſehen und ein gewaltiges Windeswehen verſpürt haben, dem der mächtige Urfels erzitterte, der es trug. — Armen und Verfolgten Rath zu geben und wo möglich auch Hülfe, ließ Eödenffy keineswegs außer Acht. Aber das Innere der Burg ſelber betrat kein menſchlicher Fuß.

Jahre waren unter dieſen Verhältniſſen hingeſchwunden. Niemand ſprach mehr von dem Sonderling, der anfangs ſo vieles Aufſehen erregt hatte. — Da führten Amtsgeſchäfte den Palatin Franz Weſ-

feléngi, berühmt durch ſeine kühn romantiſche Brautwerbung als Belagerer von Muranyi um die belagerte Maria Szetſi, nach dem Markte Winna. Das anſehnlichſte Kaſtell, das Eigenthum einer verwitweten Verwandten Eödenffy's, eben derjenigen, die wider ihn ungerechten Streit geführt, und zu deren Gunſten er ſich ſeiner Rechte begeben, ward dem verehrten und willkommenen Gaſte zur Wohnung angewieſen. Das Beſtreben, dem Palatin die geſchäftsloſen Stunden möglichſt angenehm auszufüllen, wohl auch das Beſtreben, die Schuld eines ungerechten Streites von ſich wegzuwälzen, lenkte das Geſpräch ſehr bald auf Stephan Eödenffy und auf ſein einſames Zaubererleben. — Der lebhafte Palatin davon ergriffen, äußerte den Wunſch, den Wundermann zu ſprechen. Alles hielt dieſes für unmöglich. Dennoch meinte die Hausfrau: Eödenffy ſei ein Ungar, und kein Ungar würde vermögen, Weſſelényi ſeine Pforte zu verſchließen, beſonders (ſetzte die Hausfrau mit raſcher Schadenfreude hinzu), wenn ihm der Palatin die Ehre erweiſen wollte, ſich für den nächſten Mittag bei ihm zu Gaſte zu laden.

Mit lautſchallendem Gelächter wurde der Vorſchlag angenommen. Alſogleich ſchritt ein Bote des

Palatins vor die ſtets verſchloſſene Zugbrücke des Schlößleins Winna, und kaum hatte er das Glockenſeil in der Hand, als Eödenffy ſelbſt, wie dieſer Beſchickung ſchon gewärtig, am ſchmalen Einlaß erſchien, den Boten kaum enden ließ und mit freundlichem Ernſt erwiederte: »Hocherfreut über ſo ausgezeichnete Ehre und über das Wiederſehen eines jüngern Waffengenoſſen, der wohl ihn längſt, er aber ſeiner nie vergeſſen, werde er zur anberaumten Zeit des hohen Gaſtes gewärtig ſeyn. Doch nicht den Palatin allein, auch alle ſeine muntern Begleiter mit Roß und Wagen wünſche er zur würdigen Feier eines ſo ſeltenen Begegniſſes nach Möglichkeit zu bewirthen. Seine liebe Anverwandte wage er zu bitten, hiebei um der Ehre ihres gemeinſamen Namens willen an ſo feſtlichem Tage das Amt der Hausfrau zu üben.«

Solcher Antwort hatte ſich wohl Niemand verſehen. Das wiehernde Lachen und der ſtechende Witz waren aus Weſſelényi's vorlautem Gefolge auf einmal verſchwunden. Ein bettelhaftes Mittagsbrot und viele lange Weile verſprachen die einzige Ausbeute des vorangegangenen Muthwillens zu werden. Der einzige Weſſelényi freute ſich des kommenden Tages, weil das Weſen jedes ausgezeichneten, wenn auch noch ſo

ſonderbaren Mannes ihm, der die Herzen der Frauen, der Krieger, des Volkes in ſeiner Hand trug, ein reicherer Born ſcharfſinniger Beobachtung und fruchtbarerern Vergnügens war, als die glänzendſten Feſte und Bankette.

Am unheimlichſten ward bei dieſer unerwarteten, raſchen Annahme der Einladung der ſchuldbewußten Witwe, doch hoffte ſie für jedwede Möglichkeit, hinreichenden Schirm von der Macht und dem Anſehen ihres Begleiters, des geliebten, geehrten und gefürchteten Reichspfalzgrafen. — Die Stunde ſchlug und der geſammte Zug ſetzte ſich in Bewegung gegen die verrufene Burg.

Schon der erſte Eintritt ſetzte den hochherzigen Weſſelényi in Verwunderung. Sein Gefolge kam vor Überraſchungen gar nicht zu ſich. Auf dreimaligen Trompetenſtoß raſſelte und rollte die Zugbrücke langſam herunter. Eödenffy's alter treuer Diener hielt den Bügel und küßte den von Edelſteinen blitzenden Säbel des Palatins. Beide halfen der Dame vom Roß. Dann wandte ſich der Diener zum Gefolge, wies ihm die mit Allem reich verſehenen lichten und luftigen Stallungen und mahnte die Mannen, wenn die Roſſe verſorgt wären, ſich zwei Treppen höher zu Tiſche zu mühen.

Der Palatin hatte inzwiſchen die Dame die Treppe hinaufgeführt. An deren oberſter Stufe harrte der Gäſte ein kleines hageres rauhes Männlein, voll Ruhe und Ernſt in Ton, Gang und Geberde, aber voll unruhigen inneren Lebens in den tiefliegenden blitzenden Augen; mit freundlichem und freudigem Selbſtgefühl grüßte das graue Männlein den hohen Palatin, ein durchbohrender Blick ſchoß auf die nur zu wohl bekannte Muhme, die leichtfertige und ſchadenfrohe Urſache dieſes Beſuches, der einen Jedem, wo er konnte, wohlthätigen, Niemanden beleidigenden Anverwandten, gegen den ſie noch dazu gar ſehr im Unrecht ſtand, in Verlegenheit und Beſchämung verſetzen und dem Spotte Preis geben ſollte.

Doch dieſer unbeſtimmte Fieberfroſt wich ſehr bald dem unausſprechlichen Gegenſatz und Widerſpruch des ärmlichen und baufälligen Äußern der Burg und der unglaublichen Ausdehnung, vollendeten Bequemlichkeit und ſtolzen Pracht der langen Reihe von Gemächern. — Indem rief ein unſichtbarer dreimaliger Tuſch von Trompeten und Pauken zur Tafel.

Goldenes und ſilbernes Geſchirre, kunſtreich und geſchmackvoll gearbeitete Schüſſeln boten die auserleſenſten Speiſen und Schaugerichte dar. Aus großen

ſilbernen Humpen und künſtlich geſchnitzten Willkommbechern, aus den Hörnern des Steinbocks, aus rothen Korallen-Zacken, aus ſchimmerndem Glaserz, mit allerlei Vorſtellungen von heidniſchen Göttern, chriſtlichen Rittern und minniglichen Frauen, glühte und erblaßte in brennenden Farben, mit gelben Augen, goldenem Blute köſtlicher Wein aus den Bergen von Tokay und Ofen, entzündeten ſich manchmal in leichten lieblichen Flämmlein, die den Ungarn vorzüglich leckern geiſtigeren Getränke. —

Viele mit Gold und Silber reich bebordete Diener (Niemand hatte bisher eine lebende Seele, außer den beiden Alten, im ganzen Schloſſe je geſehen), rannten geſchäftig durch einander und lauerten über die ganze Tafel hin, jeglichem Wunſche der Gäſte zuvorzukommen. Geiſterhaft abſtechend gegen all dieſe Pracht des lebendigſten Lebens war die einfache, durch den nur allzu ſichtbaren Zahn der Zeit armſelig gewordene Kleidung des Burgherrn und ſeines Gefährten.

Während der ganzen Tafel war wie aus hohler Wand oder aus zauberiſchen Tonkäſten und Maſchinen eine reichbeſetzte Muſik zu vernehmen, bald ſchmeichleriſch ladend, leiſe und linde, dann in ma-

jeſtätiſcher Ruhe fortſchreitend, endlich die Geſänge lauter, die Hörner und Pauken anrufender, drohender, donnernder, die Tanzweiſen wüthender und hohnlachender, gleich plötzlich aus dem Kamin die Zunge hervorſchießenden Flammen.

Die glühenden Weine und dieſe unwiderſtehlich mit ſich fortreißende Muſik hatte ſichtbar genug auf die ganze Geſellſchaft gewirkt, den für Genuß und Gefahren des Lebens gleich mannesſtarken Palatin allein ausgenommen, und die äußerſt verblüffte Dame, an die Ödenffy mitten unter der allgemeinen Fröhlichkeit manche zornentbrannte Blicke richtete und manches nur ihr verſtändliche ſcharfe Wort.

Weſſelényi fand, es ſei hohe Zeit, das Gelage aufzuheben, drückte dem Hausherrn herzlich die Hand, überhäufte ihn mit Dankes- und Höflichkeitsbezeigungen, rühmte unter lautem Zujauchzen ſeines wohlbezechten Gefolges, ein köſtlicheres und geſchmackvolleres Mahl nie genoſſen zu haben. Alles ſchwang ſich auf die ungeduldig wiehernden und ſtampfenden Roſſe und zog weiter.

Wohl eine gute Stunde war der muthwillig lärmende und neckende Troß, unter unaufhörlichen Lobpreiſungen der Küche und des Kellers und des koſtba-

ren Hausrathes auf der Burg Winna und manchem unzarten Scherz über den Burgherrn, fortgeritten. Der Abend brach allmälig herein. Ein scharfer Nordwind pfiff sausend über die Heide hin und lichtete Dunst und Nebel in den Köpfen. — Auf Einmal erscholl helles Gelächter. Einer der vornehmern Diener des Palatins, der seltsam genug in so kurzer Frist nach dem verschwenderischen Gelage Hunger verspürte, hatte in seiner Säbeltasche sehr emsig nach einem mitgenommenen Restchen vom köstlichen Imbiß gesucht, und dafür eine Handvoll Asche und einige Bröckchen Ziegel herausgezogen. Gar bald aber schwieg der Scherz. Ein zweiter und dritter begann gleichfalls über wüthenden Hunger zu klagen, die Jammerblicke derer, die sich etwa solcher Klage schämten, waren noch beredter als die Worte der andern. Die Dame, die ihren hohen Gast eine gute Strecke weit hatte begleiten wollen, ächzte unverhohlen über heftige Schmerzen, als zucke Gift ihr durch alle Adern. Zuletzt gestand auch der Palatin, er könne es vor Hunger nicht länger mehr aushalten und fragte rasch um den nächsten Ort, wo man einkehren könne, oder um den kürzesten Weg nach Winna umzuwenden.

Allein so mächtig sie die Rosse spornten, so rasch

ſie auch vom inwendigen Feinde getrieben, vorwärts eilten, war doch weit und breit nur eine kahle Heide, die Nacht brach immer finſterer, immer kälter herein. Zwei Irrlichter fahlen Greiſenantlitzes hüpften manchmal verwirrend vor und neben dem Zuge her, der Reiter, Licht und Obdach einer nahen Hütte vermuthend, lag in einem Graben, andere geriethen in den Sumpf. Alles klagte, lärmte und fluchte, und ritt wie toll die Kreuz und die Quer bald auseinander, bald wieder zuſammen, jenes in ungeduldigem Drang, aus Hungerpein und Sturmnacht Ausweg und Zuflucht zu finden, dieſes in der Angſt einander in der finſtern Öde zu verlieren.

Alles umſonſt! Kein Sporn und keine Gerte und kein Fluch der unmuthigen Reiter vermochte die gleichfalls ausgehungerten und von dem tollen Umherjagen todesmüden Roſſe weiter zu bringen. Kein Mittel blieb, als trotz des nagenden Hungers in der grauſen Nacht unter Gottes freiem Himmel auf kühlem, naſſen Graſe zu lagern, und den rettenden Tag zu erwarten.

Auf einem vorragenden Felsſtein ſitzend, in den weißen Mantel gehüllt, auf den Griff des gefürchteten Säbels geſtützt, ſah der Palatin den erſten Mor-

genſtrahl auf den blaſſen, mürriſchen Geſichtern der von Müdigkeit und Schlaf endlich doch überwältigten Leibeigenen des Hungers. — Lächelnd dachte er, wie ſie dem alten Zauberer, den ſie verſpottet, ſelber die Zielſcheibe unerſchöpflichen Spottes und arger Demüthigung geworden, — und wie auch er, der ernſte Held unter dieſen Männlein der bunten Jacke und Schellenkappe, der Vergeltung nicht entronnen ſei, ſich ſo vorſchnell zum Werkzeug der Verhöhnung eines Weibes hergegeben zu haben!

Liſt mächtiger als Gewalt.

Kriegeriſch war von jeher Ungarns kräftiges Volk, deshalb bewahrt uns ſeine Geſchichte der Heldennamen viele. Doch auch die Edlen, die nicht auf Zerſtörung, ſondern auf Bewahrung von Menſchenwohl ausgingen, und die ſtillen Tugenden der Liebe, Treue und Anhänglichkeit übten, haben ihre Geſchichtſchreiber, haben die ihrem Verdienſte gebührende Anerkennung gefunden.

Ein herrliches Muſter der Treue hat uns Paul Gregoriantz *), jener kräftige Biſchof von Raab 1553 und eine kurze Zeit Erzbiſchof von Kalotza, in der Geſchichte Benedikt Cheneházy's aufgeſtellt.

Groß war Mathias Corvin in jeder Hinſicht, groß als Herrſcher und Menſch, hoch emporragend aus dem Troß ſeiner Zeitgenoſſen, und klein waren die wahrlich nicht, doch — auch nicht von Schwächen

*) Einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, von Ferdinand I. vielfach in Staatsgeſchäften und Geſandtſchaften beſonders an die italieniſchen Höfe gebraucht.

frei, er würde ja sonst aufgehört haben Mensch zu seyn, nur in Tempeln müßte ihn die Nachwelt verehren. Zu diesen gehörte eine ganz besondere Neigung für das schöne Geschlecht, die den Mann, dessen Gerechtigkeit zum noch bestehenden Sprichwort geworden ist, manchmal von dem geraden Pfade abweichen und straucheln machte. Nicht unbekannt war dieses im Lande, denn auch die Flecken in der blendenden Sonne, obwohl tausendmal überstrahlt von ihrem glänzenden Lichte, sind es nicht, und eben so wenig unbekannt war es Niklasen Bánffy von Alsó Lindwa, dessen Gemahlinn Margaretha, Herzoginn von Sagan, den Ruf der schönsten Frau im Lande behauptete.

Es war dieser Niklas Bánffy einer der reichsten und angesehensten Herren im Lande, Graf von Preßburg, und Reichskapitän des königlichen Schlosses alldort, so wie zu zwei verschiedenen Malen Gesandter Corvins an den König Ferdinand von Sicilien, und an den Herzog von Mailand. War es Zufall oder das Werk eines müßigen Höflinges, der die Gunst des Königs, weil er sie zu verdienen unvermögend, zu erschleichen suchte, der Corvin auf diese eben so tugendhafte als schöne Frau aufmerksam machte, genug, daß er alsobald beschloß sie zu sehen, und

daher unter dem Vorwande dringender Geſchäfte die ſeine perſönliche Gegenwart durchaus zu Preßburg forderten, dahin abreiſete.

Doch ſo fein auch der Faden geſponnen war, konnte er dem Auge des beſorgten Gemahls nicht entgehen, und alſogleich war der Plan gemacht, der Gefahr lieber aus dem Wege zu treten, als ſich durch kühnen Trotz den dräuenden Stürmen auf einem unſicheren Meere Preis zu geben. Graf Niklas beruft daher Benedikt Cheneházy, einen noch in ſeines Vaters Dienſten ergrauten vielfach erprobten Kämpen, der ſein Vertrauen in ſo hohem Maße genoß, daß er ihm als Schloßhauptmann auch die Obhut des Schloſſes in ſeiner Abweſenheit anvertraute, theilt ihm die erhaltene Nachricht nebſt allen ſeinen Zweifeln und Beſorgniſſen mit, und ſchließt endlich mit dem Auftrag Margarethen alſogleich nach dem Stammſchloſſe Limpach zu führen, ſie ſorgſamer Obhut zu übergeben, und dann eiligſt auf ſeinen Poſten zurückzukehren. Der treue Diener wagt zwar Gegenvorſtellungen, wie der König zwar allerdings dem Frauenvolke ſehr geneigt ſey, aber doch nie ſich gegen Frauen von hohem Stande vergeſſen, oder Gunſtbezeigungen, die ihm nicht freiwillig eingeräumt wurden, erzwungen habe,

folglich da er dieſes wohl auch nun kaum unternehmen würde, und Graf Niklas von der Treue ſeiner Frau vollkommen überzeugt ſeyn könne, durchaus nichts zu beſorgen ſei.

Überdies werde ein ſolches Verfahren den König, dem die Urſache der plötzlichen Entfernung der Gräfinn unmöglich ein Geheimniß bleiben könne, nothwendigerweiſe aufbringen, und könne ſchwere Folgen nach ſich ziehen. Doch alle dieſe Vorſtellungen bewirkten bei dem Grafen, der ſeine Frau zärtlich liebte, gar nichts, und er beharrte feſt bei ſeinem Entſchluſſe, ſo daß dem redlichen Benedikt nichts übrig blieb, als die Gräfinn alſobald nach Limpach zu geleiten, und nachdem er dort alles zu einem längeren Aufenthalte, ſo wie zu ihrer möglichſten Sicherheit Nöthige veranſtaltet hatte, zu ſeinem Herrn zurückzukehren. — Nicht ohne Bangigkeit erwartete Bánffy den König, der bald darauf zu Preßburg erſchien, im Schloſſe ſeine Wohnung nahm, und die Geſchäfte, welche ſeiner Reiſe zum Vorwande dienen mußten, zur Sprache brachte. Doch konnte es dem aufmerkſamen Grafen nicht entgehen, daß der König mit dem Empfang, obwohl Bánffy nichts, was die ſchuldige Ehrfurcht erheiſcht, verſäumt hatte, nicht ganz zufrieden ſchien.

Nicht lange ließ ihn der König in der Ungewißheit, denn nach manchen gleichgültig ſcheinenden Fragen, warf er die Bemerkung nur ſo wie ganz von ungefähr dahin, er habe nicht ohne inniges Befremden Bánffy's Gemahlinn bei ſeinem Empfange vermißt und vermiſſe ſie mit noch größerem Erſtaunen auch bisher. Mit ſchwer zurückgehaltenem Unmuthe vernahm er die Gründe, durch die Bánffy die Nothwendigkeit der Entfernung ſeiner Gemahlinn darzuthun bemüht war, allein da kurz darauf der Zwiſchenträger einer (leider gibt es deren an dem größten wie an dem kleinſten Hofe) ihm den ganzen Zuſammenhang der Sache, freilich nur mit tief gekrümmtem Rücken und in der ſubmiſſeſten Devotion zu erklären wagte, entbrannte der Zorn des beleidigten Königs auf das höchſte, denn er ſah ſich von ſeinem ganze Volke einer Untugend beſchuldigt, die ihn deſto empfindlicher traf, als ihm ſein Bewußtſeyn nur zu deutlich ſagen mochte, daß er von ihr nicht ganz frei und des Grafen Verdacht nicht ohne Grund ſei.

Schnell befahl er ihn zu rufen, tadelte alle Maßregeln, die Bánffy auf ſeinem wichtigen Poſten als Befehlshaber des Preßburger Grenzſchloſſes zur Sicherheit des Landes gegen Kaiſer Friedrich, mit dem

Mathias, wie bekannt, in ſtätem Unfrieden lebte, getroffen hatte, und nahm hieraus Veranlaſſung ihn mit Vorwürfen zu überhäufen. Je mehr und je gründlicher ſich der Graf verantwortete, je deutlicher er bewies, daß er keine ſeiner Pflichten verletzt habe, je unumſtößlichere Gründe er anführte, daß ihn keine der Beſchuldigungen treffen könne, deſto wüthender wurde der König, in dem immer ſteigenden Gefühle ſeines Unrechtes (das ganz nach dem Gange des menſchlichen Herzens, auch ſeinen Unwillen immer ſteigerte) und fiel endlich aus ſeiner Rolle ſo ganz, daß er dem Grafen auch die ſchnelle und geheime Entfernung ſeiner Frau, und die daraus folgende Beleidigung vorwarf. Nun vergaß Bánffy den Unterthan, vertheidigte ſich mit edler Freimüthigkeit als Mann gegen Mann, in ſeinem Hauſe ſich ſo gut König dünkend, wie Corvin auf dem Throne, und nahm die Worte nicht ſo genau auf die Wagſchale, als wie es bei den Vorwürfen, die ihn als Staatsdiener betrafen, geſchehen war. Hiedurch war das Übel nur noch ärger, denn was vermögen wohl Gründe über ein von ungeſtümer Leidenſchaft aufgeregtes Gemüth — der König kannte ſich vor Wuth nicht mehr und befahl mit drohender Geberde dem her-

beigeruften Schloßhauptmann, dem Grafen Niklas Feſſeln anzulegen und ihn in den Kerker zu führen.

Heftig erſchrocken über das Außerordentliche der Sache und unſchlüſſig wie er ſich gegen ſeinen Herrn benehmen ſollte, ſtand er einen Augenblick verblüfft und erſtarrt, ſo daß der König ſeinen Befehl bereits das zweite Mal wiederholte, als Benedikt zur Beſinnung kam, und mit der Verſicherung, augenblicklich zurückzukehren das Gemach verließ.

Mit der größten Eile verſammelt er nunmehr die unter ſeinem Befehle ſtehende Beſatzung, läßt ſie den Eid der Treue gegen ihren Grafen und des Gehorſams gegen ſeine eigenen Befehle wiederholen, befiehlt ihr ſich zum ſchleunigen Abzuge bereit zu halten, ſeine Rückkehr vom Könige am Schloßthor verſammelt zu erwarten, und überreicht ſeinem Lieutenant einen Beutel mit Gold, die verfallene Löhnung zu bezahlen. Er ſelbſt aber tritt, die Schlüſſel des Schloſſes in der Hand, vor den König, beugt das Knie, und ſpricht, »dieſe Schlüſſel hat mir mein Herr und Gebieter mit dem Befehle anvertraut, ſie treu und redlich zu bewahren und ihren Beſitz ſelbſt mit meinem Leben zu behaupten. Niemand auf der Welt dürfe ich ſie übergeben, nur den Fall ausgenommen, wenn ich die

ſichere Kunde ſeines Todes oder ſeiner Gefangenſchaft erhielte, dann ſollte ich ſie Dir, großer König, ausliefern. Nun ſehe ich ihn gefangen. Dir überantworte ich daher dieſe bis jetzt treu bewahrten Schlüſſel. Doch daß ich ſelbſt die Hand an meinen Herrn anlege, verbietet mir meine Pflicht, Eid und Geſetz, daher mögeſt du dies einem andern gebieten.« Mit dieſen Worten entfernte ſich Cheneházy, und zog mit ſämmtlicher Mannſchaft aus dem Schloſſe ab, den Weg gegen Limpach nehmend. Groß war das Aufſehen, das dieſes Ereigniß erregte, allgemein die Theilnahme an dem Schickſale Bánffy's, und die Bewunderung der ſeltenen Treue ſeines ihm ergebenen Dieners. Selbſt der König konnte ſich der ſtillen Anerkennung eines ſolchen Verdienſtes nicht enthalten, und legte kein Hinderniß ſeinem Abzuge. Allein bald ſiegte ſein Unmuth über das erwachende beſſere Gefühl, und Bánffy ward in Feſſeln geſchlagen, an eine Kanone angeſchmiedet, ſpäter jedoch auf einen Wagen geſetzt und ſo in dem Gefolge des Königs, der nicht länger zu Preßburg zu verweilen Luſt hatte, nach Ofen geführt.

Cheneházy langte indeß mit ſeiner Mannſchaft zu Limpach an, verbot bei Todesſtrafe irgend etwas von dem Vorfalle zu erwähnen, und brachte der Gräfinn

die beſten Nachrichten von ihrem Gemahl. Durch ganze zwei Jahre, ſo lange dauerte die Gefangenſchaft des Grafen, wußte er ſie ſtets in dem für ihr gefühlvolles Herz glücklichen Irrthum ſeines Wohlſeyns zu erhalten, brachte ihr öftere Nachrichten von dem Gemahl, erſann verſchiedene künſtliche Vorwände, um ſeine lange Abweſenheit zu entſchuldigen, und verſchaffte ihr ſelbſt einen ſcheinbaren ziemlich lebhaften Briefwechſel mit ihm, den er jedoch ſelbſt beſorgte.

Die Verhaftung und ungeſetzmäßige Behandlung eines der erſten und mächtigſten Kronbeamten hatte indeß das ganze Land in Bewegung geſetzt, und die Unzufriedenheit, die mehrere gewaltthätige Schritte des Königs ohnedies ſchon erregt hatten, nicht wenig vergrößert. Kaiſer Friedrich IV., der ſtets Gelegenheit ſuchte, ſeinem geringgeſchätzten Nachbar zu ſchaden, und ſich die Krone Ungarns zuzueignen, ſah dieſen unbedeutenden Funken zur Unzufriedenheit unter den Großen des Landes mit heimlichem Vergnügen entſtehen, und unterließ nicht ihn zu hellen Flammen anzublaſen. Durch geheime Wege wendete er ſich an verſchiedene Magnaten, und auch an Graf Niklas Bruder Jakob, der durch die Schmach ſeines Bruders auf das empfindlichſte gekränkt, und bei der

thätigen, doch vergebenen Verwendung für deſſen Befreiung von dem Könige hart angelaſſen, den bitterſten Groll im Herzen nährte. Schon fing ſich die Gährung an zu äußern. Mathias, eben in ſeine böhmiſchen Projekte verwickelt, mit ganzer Heeresmacht gegen Podiebrad ziehend, mußte es bedenklich finden, ſein von Truppen entblößtes Land nicht vollkommen ruhig zu verlaſſen. Der ſtets wiederholten Vorſtellungen zu Gunſten des Gefangenen, der ſich auch jetzt mit hoher Würde ruhig in ſein Schickſal ergeben betrug, müde, vielleicht auch einer inneren Stimme, die ihm Übereilung und Härte vorwerfen mochte, nachgebend, entließ er endlich nach zwei langen Jahren Bánffy, mit Einſetzung in ſeine vorigen Ehren und Würden, der Haft, und unvermuthet kehrte dieſer in die Arme ſeiner ſchon ſo lange vergebens harrenden Gemahlinn zurück.

Nicht ohne Erſtaunen bemerkte ſie nach den erſten zärtlichen Ergießungen des freudigen Willkommens, die tiefen Furchen des Kummers auf dem blaſſen und eingefallenen Antlitze ihres Gemahls, ſo wie den langen Kinnbart, den er ſich durch die ganze Zeit ſeiner Gefangenſchaft nicht hatte abnehmen laſſen. Mit inniger Rührung ſtellte ſie daher an ihn die Frage, woher dieſes Zeichen der tiefſten Trauer rühre, da ihm

doch nichts Widriges widerfahren ſei? Nur mit ähnlichem Erſtaunen ſchien der Graf antworten zu können, bis er endlich einem zärtlichen Unwillen Platz machte, mit dem er ſie frug, ob ſie denn ſeine zweijährige Gefangenſchaft ſo geſchwind habe vergeſſen können, oder nicht glaube, daß ſie hinlängliche Veranlaſſung zur Trauer ſei? da erhob Margaretha ein lautes Jammergeſchrei, als ſollte ihr geliebter Mann jetzt erſt das harte Los erleiden, und erfüllte das ganze Schloß mit ihren Klagen, die jedermann bis zu Thränen rührten.

Nun erklärte Cheneházy, der keiner der ungerührteſten Zeugen bei dieſer Scene war, den wohlthätigen Betrug, und die ſinnreich erſonnenen Mittel, durch die es ihm gelungen war, die Gräfinn in ihrer glücklichen Unwiſſenheit zu erhalten, und nun floſſen die Thränen der Zärtlichkeit und Dankbarkeit noch reichlicher. Unter tauſend Umarmungen, dankte ihm Graf Niklas ſeine ſo zart bewieſene Treue, belohnte ihn mit mehreren Dörfern, und mit dem, was für den edlen Mann noch größeren Werth hatte, mit ſeiner Freundſchaft, indem er erklärte, unmöglich könne ferner noch ſein Diener bleiben, der Freundes Treue an ihm bewieſen hätte.

Der Löwenſtein.

In einer ſchauerlichen Wüſte liegt der hohe Löwenſtein, wohl eines der kühnſten Gebäude des Mittelalters in Ungarn. Über dem ſenkrecht aufgethürmten Fels erhebt ſich in ſchwindelnder Höhe, alle übrigen Werke, Giebel und Zinnen hoch überragend, eine Warte, die mit ihrem weit über den bodenloſen Abgrund hinausragenden Erker, zu den erſtaunenswertheſten Überreſten jener Kraft und Zeit gehört, die wir mit allen ihren Gebilden, Menſchen und Thaten in die Fabelwelt verweiſen würden, ſprächen nicht jene düſtern Zeugen ihrer Herrlichkeit, an denen unſer verkümmert Geſchlecht mühſam hinaufblickt, zu laut für ihr einſtig Daſeyn. Still und öde iſt es in und um die alte Burg, denn ſelten nur verirrt ſich ein Menſchenfuß den langen irrſamen Bergpfad entlang bis hieher, wo ihn die ewige Windsbraut gar unſanft empfängt. So war es auch vor einem halben Jahrtauſend, lange bevor noch ſich ein Stein zu dem

andern gefügt und zu einer menſchenſchützenden Wohnung gebildet hatte. Freie Wahl mochte wohl den erſten Gründer ſchwerlich geleitet haben, als er ſich ſo weit von aller Gemeinſchaft und kaum mit guten Fernröhren — die zu jener Zeit noch unbekannt waren — aus dem Thale ſichtbar anſiedelte. Wie es damit zugegangen, erzählt uns die Chronik folgendermaßen.

Der furchtbarſte Gegner König Karls I., aus dem Hauſe Anjou, den ein bedeutender Theil der Reichsſtände nach dem Tode des letzten Arpaden auf Ungarns Thron berufen hatten, war Matthäus Graf von Trentſin, Herr des ganzen Waagthales, von dem ſchwachen Gegenkönig Wenzel aus Böhmen zum Palatin ernannt. Er allein hielt noch das Feld, als bereits ſämmtliche Reichsherren dem neuen Herrſcher gehuldigt hatten, ſeine Beſitzungen wurden daher am ſchwerſten mitgenommen durch das wechſelnde Geſchick des Krieges. Endlich unterlag auch dieſer gefürchtete Mann, und was er, der gewaltigſte Dynaſt des Jahrhundertes, ſein genannt, fiel der Krone anheim. Ruhe kehrte in die vielfach verwüſtete Gegend zurück, mit ihr auch die zerſtreuten Einwohner der Grafſchaft.

Allein kaum begannen ſie ihren friedlichen Beſchäftigungen nachzugehen, als neuer Schreck den ganzen Landesſtrich ſtromaufwärts der nunmehr königlichen Veſte Trentſin erfüllte. Einzelne Schäfer hatten mehrmal da und dort ein Stück von ihrer Herde vermißt, das ſie in den Klüften der Berge verunglückt, oder von Wölfen, deren Kühnheit durch die zahlreichen ihnen eigentlich geſchlachteten und bis in die Ebenen aufgetiſchten Kriegsopfer zugenommen hatte, hinweggerafft wähnten. Allein bald mehrten ſich die Klagen über ähnliche Verluſte ſo ſehr, daß kein Hirt mehr die Alpentriften zu beſuchen wagte, und als endlich ſogar Menſchen abhanden kamen, allgemeines Entſetzen ſich verbreitete. Ein unbekanntes furchtbares Ungeheuer, das Einige als Lindwurm, Andere als gepanzerten Drachen, noch Andere als geflügelte Feuer und Giftdünſte hauchende Schlange bezeichneten, benöthigte täglich einiger Opfer, und holte ſie ſelbſt aus den Bewohnern einzeln ſtehender Hütten, wenn der Zufall weder Menſch noch Thiere früher ihm in den Weg gebracht. Zwar hatte Niemand das Ungethüm geſehen, denn wer es erblickt — ſo verkündete das tauſendzüngige alles vergrößernde Gerücht — fiel als Beute dem Schrecklichen anheim. Allein Thatſache

war es, daß Thiere sowohl als Leute verloren gingen ohne Spur dessen, was mit ihnen geschehen. Das Schlimmste hiebei war, daß sich diese Erscheinung auf eine weite Strecke, die Grenzgebirge mit Mähren entlang wiederholte, so daß es schien, als vervielfältige sich das schreckliche unbekannte Wesen in das Unendliche und sei überall zugleich gegenwärtig. Bald traute sich Niemand aus seinem Hause heraus, und die Geschäfte des Feldbaues und wechselseitigen Verkehres lagen danieder.

König Karl I., mit Polen und Böhmen freundschaftliche Verhältnisse anknüpfend, wollte sich den Grenzen dieser Reiche zur Erleichterung der Mittheilungen nähern, ohne diese seine Absicht darzuthun. Er ergriff daher den Vorwand, daß er sich persönlich von dem Zustande, den Bedürfnissen und Wünschen dieser seiner zuletzt ihn anerkennenden Provinz überzeugen wolle, zu einer Reise nach Trentsin. Alles strömte herbei ihm zu huldigen und huldigte ihm von ganzem Herzen, denn die Kunst aller Liebe, die ihm nahe kamen, sich durch Herablassung, Theilnahme, Güte und Wohlwollen zu erwerben, verstand Karl vollkommen. Es konnte nicht fehlen, daß bei dem väterlichen Nachforschen des gütigen Königs,

um alles, was dem Gemeinwohl Noth thue, nicht auch die Verheerungen des unbekannten Ungeheuers zur Sprache gekommen wären. — Alsobald ließ der König verkünden, wer das Land von der schrecklichen Plage befreie, könne auf ansehnliche Belohnung Rechnung machen. Manchen spornte diese Verheißung an, sein Glück gegen den gewaltigen Feind zu versuchen, doch entweder kamen die Kämpen zurück, ohne ihn gefunden zu haben, oder hörte man nie wieder etwas von ihnen. Das Jammergeschrei der Gefährdeten mehrte sich indeß von Stunde zu Stunde, denn es schien allerdings als sei das Ungeheuer nur noch mehr gereizt durch diese Aufforderung, indem nunmehr seine Nachstellungen mit gänzlichem Verschmähen der Thiere, bloß auf Menschen gerichtet waren. Auf wiederholte eindringende Klagen bestimmte nunmehr der König, wer dem Unwesen ein Ende mache, indem er das Ungeheuer tödte, sollte Herr seyn über so viel Land, als sein Blick von dem Fleck, auf dem er die Heldenthat vollbracht, erfassen könne.

Von Nahe und Ferne strömten Waghälse herbei, das Abenteuer zu bestehen und den trefflichen Preis zu erringen. Doch nicht besser war ihr Los, als das ihrer Vorgänger, und dem Verderben unwiderruf-

lich Preis gegeben ſchien das arme, rettungsloſe Land.

Alles, was die Waffen zu tragen im Stande geweſen, verſammelte Graf Matthäus Gebot, als er das gefährliche Spiel gegen den verhaßten Gebieter zum letzten Male gewagt. Bei Rozgony hatte ihn das Glück verlaſſen, ſeine Scharen löſten ſich auf, und was mit dem Leben davon gekommen, eilte der Heimath zu. Aber ſo mancher Verwundete mußte wohl erſt die Heilung abwarten, bis er dieſen ſeinen heißen Wunſch erfüllen konnte. So kam es denn, daß gleich ſo vielen andern auch Bentze, ein kräftiger tapferer junger Mann, der in der letzten Schlacht unter den Vorderſten geweſen, erſt itzt, nachdem ſeine Geneſung es erlaubte, dem theuren Gebirgsdörfchen, in dem ihm die Sonne zuerſt geleuchtet, zueilen konnte. Der einzige Sohn und Ernährer bejahrter Ältern, würde er ſie nie verlaſſen haben, wofern der Befehl des gewaltigen Grafen irgend eine Ausnahme geſtattete. Deſto freudiger eilte er nun nach Hauſe in die Arme der geliebten Ältern. Aber nebſtbei zog ihn noch ein anderer Beweggrund ſo gewaltig hieher, die Liebe zu Belitza, die er wohl ſchon die Seine genannt haben würde, hätte das

furchtbare Aufgebot ihn nicht zu den Waffen und auf das ferne Schlachtfeld geführt. Nun war er heimgekehrt, aber so arm wie er auszog, denn das Bißchen, was früheres Kriegsglück ihm zugebracht, verschlang die langwierige Heilung und beschwerliche Heimreise. Doch hoffte Bentze durch Fleiß und Arbeit es wohl dahin zu bringen, daß ihm Belitza noch werden könne, denn die Treue, die sie ihm beim Abschied geschworen, bewahrte sie fest, obschon man durch falsche Todesnachricht von dem Geliebten sie wankend machen wollte. Einstweilen suchten die Liebenden durch trautes Beisammensein sich über die Beschwerden der Gegenwart wenigstens auf kurze Augenblicke zu täuschen, denn selten, kaum öfter als Sonnabends nach vollbrachter Arbeit (wann der Dienstherr den Burschen den Mädchengang nicht verwehren darf) konnte Bentze die karg zugemessene Zeit bei der Theuren zubringen. Ganz mit seiner Liebe und der Sorge um die Zukunft beschäftigt, kümmerte er sich wenig um das, was in der Welt vorging, hörte zwar von des Königs Verheißung und des Landes Jammer, nahm die Sache jedoch ziemlich gleichgültig, da in der Nähe schon geraume Zeit Ruhe geherrscht.

Eines Abends hatten ſich die Liebenden bis ſpät in die Nacht in Geſprächen über ihre Hoffnungen und Ausſichten vertiefet, endlich mußte geſchieden ſeyn und Belitza geleitete den Geliebten noch bis vor die kleine Hausthüre. Da erglühte plötzlich etwas wie ein paar Feuerflammen im nahen Gebüſch, ein unförmliches, durch unſicheren Mondesſchatten bis zur Rieſengröße ausgedehntes, phantaſtiſches Ungeheuer ſtürzte mit donnerähnlichem Gebrüll hervor, erfaßte Belitza und eilte mit der ſchönen Beute in wildem Laufe davon.

Starr vor Entſetzen bei dem erſten Anblick des Unthiers fand Bentze ſogleich ſein volles Bewußtſeyn, als er den Raub der Geliebten erſah, und ſchleuderte mit der Kraft der Verzweiflung dem fliehenden Ungeheuer ſeine Streitaxt nach, zugleich mit furchtbarem Geſchrei ihm nacheilend. Indeß das ganze Dorf in Aufruhr gerieth, kam Bentze dem Feinde ſtets näher, der, wie die Blutſpuren deutlich bewieſen, verwundet, durch die Laſt der Geraubten im raſchen Laufe gehemmt ward. Endlich hatte er ihn erreicht, und begann den Kampf, ſein gutes Schwert dem Thiere tief in die Weichen einſenkend. Da ließ das Ungethüm die Beute fahren, erbrüllte mit einer Ge-

walt, daß die Erde davon erzitterte und wandte ſich raſch gegen den tollkühnen Angreifer. Von ſcharfen Klauen fühlte ſich dieſer zerriſſen, dem unvermeidlichen Verderben Preis gegeben, denn die wiederholten Streiche, ſo kräftig ſie auch Bentze führte, dienten nur die Wuth des rieſigen Ungeheuers zu ſteigern. Da öffnete es den gewaltigen Rachen mit einem Male zu enden. Schnell erfaßte Bentze den Augenblick, mit aller Gewalt der ihm noch erübrigenden Kräfte, das Schwert hinein zu ſtoßen bis an den Griff. Ein Schlag des geringelten Schweifes ſtreckte den Kämpfer zu Boden, aber auch das Thier wankte, ſchleppte ſich mühſam noch einige Schritte weiter, und röchelte dort niedergeſtürzt unter gräßlichen Schmerzenstönen das Leben aus.

Nur mit großer Anſtrengung kroch der Gerettete bis dahin, wo Belitza mit Blut überdeckt in tiefer Ohnmacht lag, einer Todten ähnlich, und von Schreck, Schmerz und Blutverluſt dem Tode nahe gebracht. In verzweiflungsvollen Jammertönen ergoß ſich Bentze's Schmerz über den Verluſt der Geliebten, an ihrer Seite war er niedergeſunken, mit ihr wünſchte er ſterben zu können und fühlte freudig, wie auch ſein Leben mit dem ſtrömenden Blut dahinſchwinde,

bis es dunkel ward vor ſeinen Augen und ſie ſich ſchloſſen zum ewigen Schlaf.

In ängſtlicher Erwartung harrten die Bewohner des Dorfes auf den erſten Morgenſtrahl, denn weder Bitten noch die eindringendſten Vorſtellungen der unglücklichen Ältern beider Verſchwundenen konnten die grenzenloſe Furcht beſiegen, die in jedem Schatten der Nacht die Wiederholung des entſetzlichen, in ſeinem Umfang nicht einmal genau bekannten Ereigniſſes ſah. Endlich war der Tag angebrochen, die rüſtigſten Männer machten ſich wohlbewaffnet auf den Weg, den ihnen die Blutfährte bezeichnete, und ſie an den Ort brachte, wo die Schreckensſcene der Nacht geendet hatte.

Leblos neben einander gebettet fand man die beiden Geſuchten, in geringer Entfernung von ihnen das getödtete Ungeheuer — einen in ſeiner Erſtarrung noch furchtbaren Löwen, mit dem Schwert im Rachen.

Unter lautem Wehklagen brachte man die beiden Hingeſchiedenen zu den ihren. Doch indem man ihnen den letzten Liebesdienſt zu erweiſen dachte, bemerkte man leiſe Spuren eines noch glimmenden Lebens bei Belitza, und verſäumte nichts, um den Fun-

ken zur hellen Flamme anzublaſen. Der Erfolg war glücklich, ſo wie bei Bentze, deſſen geſunder, kräftiger Körper der Geneſung raſch entgegen eilte.

Die Nachricht von dieſem Ereigniß verbreitete ſich, auf den Flügeln der geſchwätzigen Fama fortgetragen, ſchnell bis zu dem König, der ſeiner Zuſage eingedenk dem glücklichen Sieger alſobald mit offenem Brief und Siegel ſeines königlichen Wortes Erfüllung beſtätigte. Bentza erbaute nunmehr auf der Felſenkuppe, an deren Fuß ihm aus Tod ein glückliches Leben mit der geliebten Belitza hervorgegangen war, eine feſte Burg, die er Löwenſtein und ſich von derſelben den Löwenſteiner nannte. Lange bewahrte man bei ſeinem Geſchlecht als ſichtbares Andenken der Heldenthat des erſten Ahnherrn, die erbeutete Löwenhaut, bis mit dem Erlöſchen der Löwenſteiner gegen Ende des ſechszehnten Jahrhundertes Burg und Gebiet andere Herren erhielt, und mit ihnen auch andere Ereigniſſe die alten Erinnerungen bis in jenen halb dunkeln Hintergrund, wo nur mehr die Sage herrſcht, zurückdrängten.

Des Vaters Fluch.

Seit drei Jahrhunderten ſind die Erdödy ein fruchtbares Geſchlecht herrlicher Männer des Rathes, vorzüglich aber des Krieges. Weit ausgebreitete Güter und die erſten Würden im Heer und in der innern Verwaltung, lohnten ihre kräftige, den Schimmer der heiligen Krone vielfach verherrlichende Tugend. Der Nachruhm hat ihr die mächtigen Schwingen gelöſet, ſich emporzuheben über die enge, finſtere Behauſung des Grabes.

Ein rechter Vordermann der Heroen Karls V., Ferdinands I. und Max. II. war Peter von Erdöd. — Zweihundert auserleſene Reiter führte er auf eigene Koſten Karln und Ferdinanden zu, wider den ſchmalkaldiſchen Bund, und ſah bei Mühlberg den unglücklichen Ehrgeiz und hohlen Trotz des ſächſiſchen Kurfürſten, Johann Friedrich, in ſein Nichts zuſammenſtürzen, ſah ihn als Gefangenen des Kaiſers, den Er »Karln von Gent, ſo ſich einen römiſchen

Kaiſer nennet,« in einem kecken Abſagebrief verſpottet.

Nach der Abdankung des großen Niklas Zrinyi, des ungariſchen Leonidas an den Thermopylen von Szigeth, ernannte Ferdinand Petern zum Ban von Kroatien, Dalmatien und Slavonien (1557). Zweimal befreite Erdödy auf dieſem erhabenen Poſten jene Lande vom türkiſchen Joch, zweimal wurde er von König und Vaterland feierlich als Retter begrüßt. Heldenthaten und Wohlthaten machen dem Kroaten ſeinen Namen gleich unvergeßlich. Bis ins ſpäte Greiſenalter ſchlug die helle Flamme jenes ungeſtümen, den Feinden verzehrenden, den Freunden wohlthätig wärmenden Feuers empor, das in ewig friſchem Andenken noch oft des mehr als ſiebzigjährigen Kriegesfürſten Wimpern und Knebelbart näßte, und, wenn gleich geſühnt und verziehen, die ſtolzwallende Heldenzuverſicht demüthig niederwarf im Gefühl der menſchlichen Schwäche und der entſetzlichen Macht der Hölle in jedem unbewachten Augenblick.

Peter I. von Erdöd, dieſes Helden Vater, war als Erbe ſeines Ohms, Thomas Bákats, Kardinal-Erzbiſchofs von Gran, und Pri[illegible]on Ungarn, zu großen Reichthümern gelan[illegible] Unglücks-

tage von Mohacs war er mit seinem Bruder Simon, Bischof zu Agram, dem unglücklichen König Ludwig mit siebenhundert Reitern zu Hülfe gezogen, und hatte aus der schrecklichen Niederlage mit Mühe das Leben davon gebracht. In dem darauf eingetretenen Thronzwist stand er anfangs nur einige Zeit für Zápolya, dann trat er zu Ferdinand, der ihm die hohe Würde des den Reichsbaronen beigezählten Stallmeisters der Krone, sammt der Obergespanschaft von Eisenburg verlieh. Des Knaben Peter II. unbeugsamer Sinn und grenzenlose Heftigkeit fanden in den strengen Zurechtweisungen des rauhen Vaters vielmehr neue Nahrung, und sein unkluger Wahn, bei jeder Gelegenheit zu verfügen, was dem stürmischen Sohn gerade am meisten zuwider war, erzeugte in diesem einen schlecht verhaltenen, in jedem scheuen Blick, in jeder Miene wetterleuchtenden Ingrimm. Gleich zwei feindlichen Gestirnen, gleich zwei drohenden Gewitterwolken standen Vater und Sohn sich gegenüber.

Des wilden Peters sanfte milde Mutter, Sara Banffy, starb, und zu seiner grenzenlosen Wuth vernahm der eben von einem glücklichen Streifzuge wider die Türken sieghaft heimkehrende Jüngling, der Vater werde binnen wenigen Tagen mit morgen-

ländiſchem Prunk ſeine zweite Vermählung feiern, mit Barbara von Puchheim, aus einem der älteſten, ein Jahrhundert ſpäter, im Schwedenkriege, in den Fehden des ältern Rákotzy vielgenannten öſterreichiſchen Geſchlechter. — Der Ruf verkündete große Opfer, die der alte Erdödy gemacht, Barbara's himmliſche Reize durch ein glänzendes Los zu bezahlen, ihr ein reiches Witthum, und den Kindern dieſer Ehe ein fürſtliches Auskommen zu ſichern.

Des Jünglings Peter Zornwuth riß ſich gleich eben ſo vielen Wirbelwinden los von den ehernen Banden, womit der gewaltige Vater ihn bisher gebändiget hatte. — Eigenwillig und eigennützig fordre der Vater alle Hoffnungen der Jugend, er fordre ihm dieſes Leben wieder ab, die einzige Gabe, die er ihm, und wie es ſcheine, nur zu ſchadenfroher Pein gegeben! Jedem Bettler ſei doch vergönnt, in ſich und für ſich und ſein eigenes Ziel zu ſeyn, er aber ſolle nur die Freiheit eines Gefangenen, das Leben eines unaufhörlich Sterbenden genießen? — Jeden, den größten wie den geringſten ihrer mannesſtarken Söhne, rufe die Natur zur Freude und zum Genuß. — Was an dieſem allgemeinen und gemeinen Gut verhindere, das dürfe jeder hinausſtoßen aus ſeiner

Rennbahn, und die Stärke ſei der einzige, und ein untrüglicher Schiedsrichter zwiſchen Gewalt und Gewalt!! Noch ſei kein Todter aus dem Grabe geſtiegen, ſolche Wahrheit zu widerlegen! Verächtlich wäre, wer nicht muthig zurückſchleudere, was feindlich ſeine Seligkeiten ſtört. Nur der ſei elend, der ſich ſelbſt verlaſſend, elend ſeyn will! Nicht der Verfolger falle, ſondern der feige Flüchtling.

Dieſes unaufhörliche Flüſtern und Anhetzen und Hohnlachen der finſtern Mächte des Abgrundes in Peters Buſen, verbunden mit dem gerechten Unwillen des in die junge Frau heftig entbrannten Vaters über Peters unanſtändige Geringſchätzung gegen ſie, kam gleich in den erſten Tagen zum Ausbruch. — Der Sohn tobte und rief den Schatten der verſtorbenen Mutter herauf, der Vater ſprach mit der finſtern Strenge jener alten Römer, welche mit unveränderter Miene, das Haupt ihrer Söhne, vom Henker gefällt, zu ihren Füßen in den Staub hinrollen ſahen. — Da vergaß der unglückſelige Sohn ſich ſo weit, daß er dem Vater mit geballter Fauſt einen Schlag ins Antlitz gab, und des Greiſen ehrwürdigen Silberbart beſpie!! — Schon blitzte der Gürteldolch in des Vaters krampfiger Rechten wider des entarteten

Sohnes Bruſt. Schon legte dieſer die Hand an den Säbel, als die neuvermählte Stiefmutter ſich zwiſchen die Raſenden warf, und ſolch gräßliche Irrung der Natur vergütete.

Kraftlos ſtieß der Vater den Dolch in die Scheide, hob das todtenbleiche Antlitz und die funkelnden Augen nach oben, daß, ſo wie Er, ſo auch der Himmel von dem verfluchten Sohn ſein Antlitz wende, wenn ihn die glühenden Krallen und das Klapperſchlangenauge des Verderbens umgarne, daß ein ewiges Schaudern ihm die frevleriſchen Gebeine zermorſche, daß er ein Leibeigener alles Unheils und aller Schrecken unaufhörlich ſterbe ohne je zu erſterben, daß ein ſichtbares Brandmahl an ſeiner Stirne, wie es Gott auf jener des erſten Brudermörders eingebrannt, jedes Mitleiden und jedes Erbarmen weit von ihm hinwegſcheuche!!

Erſchüttert, aber ungebeugt, hörte Peter die gräßlichen Verwünſchungen. Als aber ein brennender Schmerz an der Stirne den Hinausſtürmenden vor einen Spiegel trieb, und er wirklich das furchtbare Mahl an derſelben erblickte, war es, als hätte der Wahnſinn ſeine vollen glühenden Schalen auf ihn heruntergegoſſen, — bald als trüge er im Herzen und

Gehirn ein mächtiges Gift, das jeden Augenblick ſeine Schale zu zerſprengen drohe, als zögen ſeine ſcheu umherſchweifenden Blicke die Flammenkreiſe der ewigen Verdammniß immer enger um ſeinen unſtäten Fuß, — bald als habe er ſich in der feuchten Nacht eines ungeheuern Todtengewölbes verirrt, und poche vergeblich um Hülfe; — bald wieder, als ſeien in ihm alle die blindwüthenden, lautſchreienden, ſinnlos durch einander drängenden, paniſchen Schrecken eines überfallenen und geſchlagenen Heeres.

So der Sohn. — Von namenloſen Schmerzen zerriſſen kam der Vater lange zu keiner Wahl zwiſchen kämpfenden Entſchlüſſen. Der Augenblick der erſten Selbſtrache und väterlichen Machtvollkommenheit war vorüber. Sollte er ſeinen einzigen Sohn dem unerbittlichen Richtſchwert ausliefern? Und blieb die ungeheure That ſtraflos, wie konnte der alte Kriegesheld, vom eigenen Sohne geſchlagen und beſchimpft, erſcheinen vor dem Angeſichte ſeiner Kampfgenoſſen?

In dieſem entſetzlichen Widerſtreit des Ritters und Vaters mahnte es den Stolzen in Demuth, wie er durch Jahre vom eignen wilden Blute gegen den Sohn getrieben, Miturſache geworden ſei, des großen Vergehens. — Er wählte freiwillige Verbannung.

Die Güter überließ er dem Sohne. Mit allen seinen Schätzen und mit der jungen Gattinn zog der Trauernde nach Venedig, die Republik zum Erben dieser seiner Schätze einsetzend, unter Bedingniß lebenslänglichen Schutzes.

Alle irdischen Güter schienen aus freigebigem Füllhorn über den Sohn ausgegossen, jugendliche Schönheit und feurige Heldenkraft, Reichthum und Ruhm, allein »dieses sind die größten Güter nicht, der Übel größtes aber ist, die Schuld!«

Peters Einbildungskraft steigerte sich mehr und mehr in den Foltern der Gewissensbisse und des selbstverklagenden Wahnsinnes. So oft er der Messe beiwohnte, erschien ihm der vom Priester empor gehobene Leib des Herrn blutroth und im gleichen Augenblicke trat auch das schreckliche Feuermahl auf die Stirne des unnatürlichen Sohnes, in markverzehrendem, brennenden Schmerz sich ankündigend. — Peter entzog sich der Gemeinschaft der Gläubigen, dem Anblick jener blutigen Verfinsterung des Unterpfandes der ewigen Gnade, auf welche alle Sünder hoffen, zu entgehen. Aber in der Stunde des verübten Frevels erschien das Mahl täglich, durch äußere und innere Schmerzen an die begangene Unthat erinnernd.

Zwei ewig lange Jahre dieſer irdiſchen Höllenſtrafen hatte der Verbrecher durchfiecht. Alle Mittel der Heilkunde waren erſchöpft, alle Feinheiten des Menſchenwitzes vergeblich. Da wendete ſich der Verzweifelnde nach geiſtlicher Hülfe. Ein naher, im Rufe der Heiligkeit ſtehender Mönch antwortete der unbeſtimmten Anfrage, kurz und trocken: Zweifelsohne laſte ein ſchweres Vergehen auf Peters Seele, werde dieſes geſühnt und vergeben, ſo werde das ſchreckliche Kainszeichen von ſelbſt ſchwinden. Sonſt aber warte des unbußfertigen Sünders, nach den Peinen dieſes Lebens, auch noch ewige Strafe.

Von den Rachegöttinnen unerbittlich verfolgt, wallte Peter Erdödy zum Gnadenbild von Loretto, that Buße, und ſpendete reiche Opfer, aber von den Stufen des Altars wies ihn der Beichtiger vielmehr hinweg zu den Füßen des ſchwerbeleidigten Vaters.

Wie Donnerwolken und Abendgold ſind auch die wildeſten Gemüther, häufig die mildeſten. — Mit Thränen hörte der Greis die Qualen des Sohnes, mit Thränen ſah er die zur Leiche verkümmerte Götterjünglingsgeſtalt. — Feierlich, wie er ihn geſprochen, nahm er auch wiederum den Fluch vom Haupte

des Armen. Noch einmal flammte das Brandmahl hoch auf, um nimmer wieder zu kehren.

Der Vater ſtarb in Venedig, die Schätze blieben der hohen Signoria, der Sohn eilte ins Vaterland zurück.

Peter Erdödy hat von dem an oft über die feindliche Übermacht glorreich geſiegt. Oftmals ward Er als Held bejubelt und als Retter begrüßt. Er iſt da geſtanden inmitten der raſenden Schlacht, als der Schlachtengott, und ſein hoher und ſicherer Blick hat die Mitſtreiter niedergeworfen, ohne Beſchämung, ohne Neid. Sie haben ihren Herrn erkannt, wie man ohne Wehe, zu unendlicher Luſt, in Freud und Leid für immer und ewig die Herrinn erkennet. — Er aber, feurig und düſter, wild und mild, hat den Herzen, wo ſie zu ihm ſprachen, Herz und Hand geboten. Lobpreiſungen einer Vollendung, wie ſie hier unter dem Monde doch nirgend gefunden wird, wies er ernſten Unwillens von ſich. — Galt aber ſolche Überſchätzung und verblendete Zuverſicht andern, ſprach er immer in Erinnerung voll Demuth und Wehmuth das nämliche, weltgeſchichtliche Wort: »Liebe Brüder! Wer da ſtehet, ſehe wohl zu, daß er nicht falle!!«

Das ſteinerne Geld.

Einer der glorreichſten Namen in dem heldenreichen Ungarn, der Corviniſche, war in einem Kind der Liebe entſtanden und untergegangen; dem großen Gubernator, Johann Huniady, hatte König Sigmunds Aufenthalt in des Hatzegerthales romantiſcher Einſamkeit bei Eliſabeth Morſinai das Leben, — jener königliche Ring, der ſchwangern Geliebten zum Wahrzeichen geſchenkt, hatte ihm reichen Adelsbeſitz, — jener Rabe, der auf der Reiſe im Walde dem kleinen Johann eben jenen glänzenden Ring entführt, und den der Oheim Kaspar Morſinai noch glücklich erlegt hatte, das Wappen und den Zunamen Corvin gegeben.

Noch war der große Gubernator kaum zur Gruft gelangt, noch ſeit ſeinem herrlichſten Sieg über den Eroberer Conſtantinopels wenige Monden verſtrichen, und Ladislav's, des ältern Sohnes, Haupt war unter dem Schwert des Nachrichters gefallen. Der

jüngere, Mathias, kaum sechszehnjährig, seufzte im Gefängniß zu Gutenstein. — Noch ein Jahr und er stieg aus dem Kerker auf Ungarns Thron und hat ihn bis in's vierte Jahrzehend also behauptet und also verherrlicht, daß der Corviner Name ewig in der Geschichte, — »Königs Mathias Gerechtigkeit!« aber annoch in des magyarischen Volkes Lied und Sprichwort lebt.

Aus mehreren Ehen kinderlos (so wie jener gleichgeartete letzte Babenberger Friedrich der Streitbare) ruhte aller Eigensinn der Liebe Mathias auf dem einzigen außerehelichen Sohne, Johann Corvin, den ihrem schönen, hochgesinnten, unwiderstehlichen König eine ungarische Edelfrau geboren hatte.

Dem Herzog Johann Corvin die Thronfolge zuzuwenden, war Mathias einziges Trachten. Als er in dem ersiegten Wien (im nämlichen Augenblicke, wie Max auf der Martinswand) mit dem Tode rang, haftete sein Auge unverwandt auf dem einzigen Sohne seiner Liebe. Nur ihm galten die letzten vergeblichen Anstrengungen durch Worte oder Zeichen, an die versammelten Großen zu sprechen. — Reiches Besitzthum, hohe Würden, feste Burgen, des Reiches Schlüssel, hatte Mathias bei Zeiten in seine

Hand gelegt. Er hieß unter andern Herzog von Liptau. — Unter dem übrigen Gut erglänzte das trotzige Bajmotz. Auf steilem Berge schaute es weit hinaus in das Land. Dem Fuß seiner Felsen entsprudelt eine heilende Quelle, zu den schon seit grauen Zeiten von Ferne die Kranken wallten, um Heilung zu finden.

Den Greisen Raphael Maythényi hatte das Alter gezwungen, die Hut der Burg aufzugeben, die er seit manchem Jahr unter vielen Gebietern geführt. Da setzte Herzog Johann Peter Poky, einen gefürchteten Kriegsmann, auf Bajmotz, daß er dies Kleinod ihm wahre. Aber Poky war ein rauher Mann, im Herzen wohnte ihm verzehrender Golddurst. So umschanzt hatte ihn das Metall, daß jegliches Flehen und Klagen ungehört vor seinem Ohre verhallte. Er begann rund umher das Volk zu bedrücken und mehrte alltäglich von dessen Schweiß seinen funkelnden Mammon. Der Bedrückungen ungewohnt, erhob das Volk laute Klagen, und als, da diese nichts halfen, einige der Kühnsten äußerten, sie wollten wohl weiter Abhülfe finden, ließ er diese ihre Verwegenheit bei Molchen und Unken in dumpfen Kerkern büßen. Alles Gut der Widerspänstigen erklärte er für verfallen;

da lähmte ſtarres Entſetzen die übrigen ſchweigend unter dem Joche.

Täglich entglomm in Poky's Bruſt der Goldesdurſt höher und höher, doch wollten die Quellen in eben dem Verhältniß ſich nicht mehren, da ſchloß er endlich den Heilbrunnen ein, und mit ſchwerer Steuer nur konnte von nun an der Unglückliche Labung ſich holen, dem ſie ſonſt aus der königlichen Hand der Natur frei und unbeſchwert gefloſſen. Der friedliche Ort, der ſonſt nur frommen Dank und ſegnende Wünſche gehört, erſchallte jetzt von Klagen und tauſendfachen Flüchen, die alle, gleich Geiſtern des Abgrunds, an Poky's Namen ſich hingen, um ihn nieder in den Pfuhl der Verdammniß zu ziehen. Doch wie der Metalldurſt, je mehr er befriedigt wird, nur deſto höher entflammt, alſo begann in Poky's ungeſättigtem Buſen frevles Gelüſt ſich zu regen, nach den Burgen und nach den Dörfern, den Bergen und Thälern, die vor ſeinen Blicken ſich dehnten und denen er bloß Hüter war, und gerne Herr und Eigner geworden wäre. —

Bald erwuchs die Begier zur That. Er ließ zwei Mörder vor ſich kommen und bot überreichen Lohn, ſo ſie ſeinen Herrn meuchlings aus dem Wege räum-

ten! Da nahte die Rache, die ſeiner lange verſchont. Einſt ſtand er auf dem Söller und ſchaute mit behaglichem Sinn hinaus in die reiche Landſchaft, die im Abendglanz zu ſeinen Füßen ſich dehnte, und die er bald ſein zu nennen wähnte, da wankte auf Krücken ein Greis heran und hob flehend die Stimme, der Gebieter möge die Steuer ihm erlaſſen. Arm ſei er und von ferne hergewandelt, den wundenbedeckten Körper mit dem heilenden Naß zu tränken. Verſchmachten, vergehen im Mangel und in den Schmerzen ſeiner Gebrechen ſei ſein Los, denn nimmer könne er heim, wenn ihm Poky nicht Gnade erwieſe. Mit rauhen Worten wies Peter den Unglücklichen von dannen, da hob dieſer nochmals die Stimme und flehte um Erbarmen, ſo wahr er ſelber einſtens auf Erbarmen hoffe. Unter gräßlichen Flüchen donnerte ihm Poky zu, er wolle kein Erbarmen vom Himmel und keines mit ihm haben, zugleich gebot er, gegen den Greis die wilden großen Hunde loszulaſſen, auf daß ſie den Überläſtigen in Stücke zerriſſen! — Urplötzlich warf der Unglückliche die Krücke von ſich. Schimmer umſtrahlte ſeine Geſtalt, zum rollenden Donner wurde ſeine Stimme und er begann: »Du ſtehſt am Ziele. Verſiegen ſoll die Quelle deiner

Schätze, nutzlos sollen sie dir werden, bald wird die Rache dich ereilen, und kein Erbarmen wirst du finden, wie du selber kein Erbarmen trugest.« Noch suchten ihn Poky's wuthentbrannte Blicke, aber er war verschwunden. Statt seiner kamen keuchende Boten gelaufen, die kündeten die seltsame Mähre, wie daß eben die Heilquelle unter Donner und gewaltigem Brausen und Ziſchen sich in einem mächtigen Strahle gen Himmel gehoben habe und dann plötzlich zurück in den Abgrund gefallen sei. Keine Spur war von ihr mehr übrig geblieben.

Also war Poky's Herz verstockt, daß er mit Unmuth, doch unerschüttert die Kunde vernahm, er gedachte seines gesammelten Schatzes und des Reichthums, der, so dachte er, bald der seinige werden sollte; aber die Zeit ging mit Schneckenschritt vorüber, in der seine ausgesandten Mörder heimkehren sollten vom blutigen Werk und keine Kunde kam ihm von ihnen. Da bemächtigte sich seiner Seele der Sorge nagender Wurm, bleiche Furcht füllte das trotzige Herz und mit Angst harrte er auf den Ausgang, als plötzlich das dumpfe Gerücht auch nach Bajmotz erscholl, daß zwei Mörder den Herzog meuchleriſch angefallen hätten, aber glücklich sei der

Streich abgewehret worden, und die Buben in ſicherer Gewahrſam.

Da gedachte Poky, was alſo begonnen worden, könne nur durch Trotz und Gewalt vollführet werden. Er nahm alſo frech und ungeſcheut die anvertrauten Söldner in eigene Pflicht, doch als er den langverwahrten Schatz öffnete, wer malet ſein Entſetzen, als er alle die gehäuften Münzen in Stein verwandelt ſah! Noch war Geſtalt und Gepräge das nämliche, aber wie unglaubig er auch das Wunder anſtarrte, wie oft er den Schatz prüfend wog und überzählte, der verwandelte Mammon wollte nimmer wieder tönendes Metall werden.

In der Glut des auflodernden Zornes gebot er mit den Steinen den Schlund, der nun ſtatt der Quelle gähnte, zu füllen, allein ſeine Stunde hatte geſchlagen, ſchon pochten mit lauten Schlägen die Diener der Gerechtigkeit an das wohlverwahrte Thor von Bajmotz und forderten Peter Poky, ob dem an ſeinem Herrn verübten Verrath vor das Gericht des Königs nach Ofen. Noch verſuchte er ohnmächtigen Widerſtand, aber bald gingen die geringen Mittel aus, da empörten ſich ſeine Söldner, übermannten und mißhandelten ihn und lieferten ihn gebunden

den Gerichtsboten aus, auf daß ihnen deſto eher ihr begangener Fehl verziehen werde.

Unter lautem Frohlocken des Volkes und tauſendfältigen Flüchen ward Poky abgeführt. Das Gericht ſprach: Er ſolle lebend von vier Pferden zerriſſen, ſein Körper zu Aſche verbrannt, und dieſe in alle vier Winde zerſtreut werden, daß von dem treuloſen Böſewicht keine Spur mehr auf Erden ſei. — Da ſank ihm der wilde Trotz zu ſchmählicher Feigheit, zu ſchimpflichen Thränen; — vergeblich flehte er den ſonſt zur Milde geneigten Uladislav an, für ihn war kein Erbarmen, wie jener Greis es geweiſſagt. Auf dem Georgenplatze zu Ofen ward das Urtheil vollſtreckt.

Wo ſonſt die Quelle geweſen, da ſenkt ſich jetzt ein unergründlicher Sumpf in die Tiefe. An ſeinen Ufern liegen in großer Menge runde, flache Steine umher. Das Landvolk meint: das ſeien die verwandelten Münzen.

Jahrelang blieb die Quelle im Bergesſchooße verborgen, bis ſie ſich endlich einen neuen Ausgang, unfern des alten, ſprengte, aus dem ſie noch fortwährend zum Heile der Kranken quillt.

Die Felskapelle an der Waag.

Alt und häufig waren ſie, die Sprichwörter und Gleichniſſe der Oberungarn, über ſtürmiſche Unbeſtändigkeit, entlehnt von der ſtürmiſchen und unbeſtändigen Waag, die das von ihr benannte, durch viele Wunder der Anmuth und Heilkraft, durch viele große Erinnerungen magyariſcher Vorwelt, durch viele romantiſche Sagen berühmte Thal durchwindet, ſich beinahe jedes Jahr ein neues Bette gräbt, dabei viele hundert Joche urbaren Landes verſchlingt, und nur zu oft ein ſchaudererregendes Nachbild jener in aller Völker urälteſten Mythen fortlebenden allgemeinen Flut gibt. — »Die Waag ſei zu ſpät gekommen, als der Schöpfer die Gewäſſer regelte und ordnete, daher ſei ſie verurtheilt worden zu irren, ohne beſtimmte Ufer, daher auch dieſes Fluſſes Name, »Vagus, der Herumirrende,« iſt ein eben nicht glücklicher Witz der Sage nicht nur, ſondern auch mancher alten Chronik. — Aber

irre und ſchäume und tobe der mächtige Waldſtrom auch immer, nimmer kann man dem Zürnenden zürnen, wenn er oft, nur mit äußerſter Gewalt, ſich zwiſchen himmelanſteigenden Felsblöcken den ſchmalen Durchgang brauſend erzwingt.

Eine ſolche Stelle zeigt ſich unter andern an den Grenzmarken der Trentſiner Geſpanſchaft gegen die Thurotz. Zwei mächtige Felswände drängen ſich ganz nahe aneinander und kaum begreift man, wie ſich die Wogen hier einen, wenn auch noch ſo ſchmalen Durchgang gebrochen. — Die von ſchwarzem Nadelholz finſter umlockte Scheitel dieſer ſtarren Rieſenhäupter krönten einſt ſturmfeſte, trotzige Burgen, ſich ſo nahe, daß die eine über den toſenden Abgrund hinüber mit einer Feldſchlange die andere gar leicht erreichen konnte. Oft waren Erb- und Ahnenfeinde die Beſitzer. — Strecſen und Owár ſind auch jetzt noch, da ſie längſt in Schutt und Trümmer geſunken, nicht unbekannt, nicht unberühmt in der Umgegend, als die Hauptſitze anſehnlicher Güter, die dieſen mächtigen Schlöſſern huldigend, als Zugehörden auch von ihnen benannt wurden.

Strecſen war in den unruhvollen Tagen der Ferdinande, ein Eigen Franzens Weſſe-

lényi von Hadad, der in der Jugend und im früheren Mannesalter, da er noch wenig Anderes sein nennen mochte, als einen altadeligen Namen und sein gutes Schwert, alldort wohnte.

Durch des Kardinal-Primas, Peter Pázmán, Feuereifer, ein zwanzigjähriger Götterjüngling, zum Übertritt vom reformirten Bekenntniß zum Glauben seiner Väter bestimmt, mit Schönheit und Stärke, mit List und Kriegesmuth gerüstet, ein unbändiges Blut in den Adern, im Haupt die größten Entwürfe, einen ungeheuren Trieb raschen Wirkens durch große Mittel in der ewig bewegten und dennoch verschwiegenen Brust, Jahr aus Jahr ein auf flüchtigem Rosse wider den türkischen Erbfeind im Kampfe, Berge und Auen und einsame Wälder und gesellige Burgen vorüberfliegend, suchte Wesselényi allmälig, — (die ersten Schritte sind immer die schwersten) einen festen Grund und Schlußstein weiteren Emporsteigens. — Den fand er bald in einer reichen Heirath, in der engen Verbindung mit einem angesehenen Hause. — Glühende Rosen wollte er seinen frühen Lorbern gesellen.

Als Feldoberster zu Filek hatte der mächtige Thomas Bosnyak, ein wider die Türken sieg-

erprobter Kampfesheld, geehrt an Ferdinands Hofe, in Ungarn geliebt und gepriesen, eine längere Reihe von Jahren mit dem Ruhme seines Namens erfüllt. Doch dieser Name reifte mit ihm dem Grabe entgegen. Aus zwei Ehen war kein Sohn ihm geblieben, wohl aus der ersten drei liebliche Töchter, denen einst all sein großes Besitzthum heimfallen sollte.

Hierher wendeten sich des jungen Wesselényi Blicke. Des greisen Bosnyak und des kühnen Jünglings feurige Augensterne, treue Hände und freudige Herzen begegneten sich, hielten sich fest, ließen sich nimmer. — Bevor sie Wesselényi noch gesehen, war ihm Sophie, die älteste Tochter, durch des Vaters ernsten Willen zugesagt, und solchem Willen für das ganze Leben sich zu fügen, war in jenen sturmerregten Tagen der zarten Töchter dunkles Los und unterwürfige Sitte. — Doch zündete bei der Anwerbung des schönen feurigen Helden, der ersten Liebe heiliger Götterstrahl, die einer milden Neigung, wie die Blumen des Sonnenlichtes bedürfende Engelsseele. — Der Kindheit eintönige Wünsche schwanden wie Seifenblasen auf Einmal alle. Ein plötzlicher Frühling duftete und

blühte in dem frommen warmen Herzen. Vor der eigenen Liebe zaghaft erröthend, durchzitterte die Holde ein einziger freudig-süßer Zweifel, wie das Wanken der Schatten, wie Waldesrauschen, wie der Gießbäche fernes Gespräch. — Kaum wagte sie's zu athmen, zu schauen, zu fühlen, denn ihr Alles war auf Einmal sein geworden, so wähnte sie, sei auch die Luft sein und das Licht sein und alles Leben!

Auch Wesselényi war einen Augenblick im Innersten mächtig ergriffen. Selbst eine rauhere Heldenbrust widersteht sehr schwer dem Maigeschenk der Liebe. — Nur wer geliebt wird, sollte den Himmelsklang: »mein« aussprechen, der Sieger nicht und nicht der Reiche, auch nicht der Künstler und nicht der Wissende! — Dein und mein sind die Angeln, die beide Welten bewegen und das erste schüchterne: »unser« ist ein Geheimsiegel der Himmel. — — Sophiens liebe Verwirrung, das süße Ringen jungfräulicher Unschuld mit der willkommenen Übermacht der Liebe, dehnten und weiteten sein stolzes Herz, — und Beider Flammen brannten zusammen; seine, wie aus dem Dunkel die rothe Fackel glüht; ihre, wie dem weißen, milden Mondlicht die Blumen stärker duften und der Thau-

tropfe voller erglänzt! — Alles klagte über Strecſens einförmige Einſamkeit, man ſei ja wie außer der Welt! — Sophien war dieſe Einſamkeit ein theures Glück, ihre Welt war Er.

Die Liebe der Witwe des ſiebenbürger Fürſten, (einſt Gegenkönigs) Bethlen Gabor, Katharina, Prinzeſſinn von Brandenburg, zu Stephan Cſaky, — Guſtav Adolph's beſtändige Aufreizungen Georg Rákotzy's, — des letzteren Feindſchaft wider die Bethlens, — des Palatins Eßterházy üble Laune — und die öftere Türkengefahr bewegten Ungarn in dieſen Jahren. — Oft riß ſich Weſſelényi aus den Armen der ſanften Sophie. — — Lieben, wachen, weinen, beten, war ihr Thun. Sie hatte in den froh verfloſſenen Jahren zwei Mutterfreuden erlebt. Um ſo inniger hing ihr Herz an dem, in's wilde Leben ſtracks hinausſtürmenden Gemahl, der anfangs immer ein unverändert Herz mit heimzubringen ſchien.

So blieb es aber nicht immer. — Aus Weſſelényi's dunkelm, wildem Auge glühte eine verzehrende Sehnſucht, dem Waldbrande gleich, der, wenn jeder Baum ſchon verbrannt iſt, noch in den Wurzeln unter der Erde wüthet. — Sein ſtundenlanges träumeriſches Schweigen glich eines fernen Waſſer-

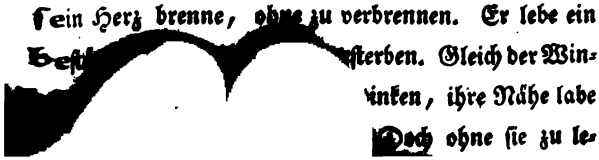
ſturzes kaum mehr hörbarem Fall; manch plötzlich raſches Wort, dem räthſelhaften Donner im heitern Himmelsblau. — Sophie verdoppelte ihre Zärtlichkeit und die Wolken an ſeiner Stirne verfinſterten ſich nur deſto mehr; er wollte fliehen und blieb wie angewurzelt. Eine Höllenangſt durchzuckte ihn, wenn die Arme der holden Frau ihn umwanden. Schon ihren Tritten erbebte er, gleich einem ſcheuen Reh. — Seiner Kinder Lallen ſcholl ihm furchtbar — und als Sophie einſt mit ſüßen Worten ihr vergebliches Liebesflehen beklagte, brach der Gewaltige, an allen Gliedern zitternd und auf den kalten harten Boden hingeſtreckt, in einen Strom von Thränen aus. — Aber ſie linderten nicht. Die Bruſt war ihm zu — und ſein Mund blieb verſchloſſen. — Als er ausgebebt hatte und ſich allein ſah, ſchritt er geſenkten Blickes zur Burg hinaus, befahl, ihm ſeinen alten Emerich mit dem ſchnellen Barberroß nachzuſchicken und bot, bis dieſer mit ein Paar Knechten, mit Roſſen und Waffen herbeiſprengte, vom Toben der Elemente, wie gelüftet und geletzt, den heißen Kopf, die zerriſſene Bruſt, unbedeckt, den Blitzen und den Strömen des Himmels dar, ſchwang ſich auf's Roß und ritt, wie von ſeinem böſen Engel fortgeriſſen, ſporn-

ſtreichs davon. — Sein Geiſt ſtrebte nach Hoheit, nach Beſitz, nach Gewalt. — Sophiens zärtliche Liebe war ihm noch Froſt. Er bedurfte einer irdiſcheren Flammenbruſt, Glut in Gluten unterzugehen und ſich wechſelſeitig zu verzehren.

Sophie war betrübt bis in den Tod. — Doch nicht den Gatten klagte ihre tiefe Herzenswunde an. Mild gegen den Geliebten, gegen den Vater der engelſchönen Kinder, die ſie ihm geboren, ſtrenge gegen ſich ſelbſt, durchforſchte ſie jeden Tag und jede Stunde, jeden Schritt und jedes Wort, einen Fehler (unwillkührlich zwar und unbewußt) zu ergründen, der des Gemahles Tiefſinn verſchuldet, der ſeine Neigung ihr entzogen habe? — Umſonſt! — Einſam, die ſchönen Hände in den Schooß, den feuchten Blick zur Erde geſenkt, aufgelöſt die langen güldnen Flechten, die Weſſelényi in den Stunden des erſten Minneglückes oftmals trunken als einen unauflöslichen Knoten um ſeinen Hals und Arm geſchlungen, mit wehmüthigem Lächeln vor ſich hinſtarrend, ſaß ſie oft ſtundenlang, aber ein Ruf, ein Liebesblick, ein Küſſen und Koſen der Kinder, nahm den Sta[illegible] aus der Seele, den Schmerz aus de[illegible] ihn aus in brünſtigem Gebet.

Weſſelényi war bei der Wiederkehr gefaßter, gehaltener. Noch wetterleuchtete es in ſeinem Innern, aber es erfolgte kein Ausbruch. Deſto entſchiedener war er für Sophien durch und durch erkältet und erſtorben. — Achtungsvolle Höflichkeit, ſanften Anſtand ſchien ihm ſein Gewiſſen ſtrenge zu befehlen, aber ihre Nähe machte ihn unruhig und unglücklich. — Wo man innig geliebt hat und nicht mehr liebt, ſollte man auch nicht mehr leben! Man hat ja dann ſich ſelbſt überlebt! —

Hätte Sophie auf Strecſen nicht beinahe in undurchdringlicherer Einſamkeit gelebt, als einſt Genovefa in dichteſter Wildniß, ſo wäre auch ihr kein Geheimniß geblieben, was aller Welt längſt keines mehr war. Weſſelényi, der feurig ſtolze Kriegesheld, ſchmachte in den Banden eines ſtolzen Weibes! In dem Liebestrank, den ſie ihm zugebracht, habe ſie das Mark ſeines Daſeyns ausgetrunken. — Sein Gehirn glühe, Fieberhitze durchzucke ſeine Adern, ſein Herz brenne, ohne zu verbrennen. Er lebe ein



ſterben. Gleich der Winken, ihre Nähe labe

Doch ohne ſie zu le-

das Herz

verdorrt, alle Lebenskraft weggegoſſen! — Der ewig Bewegte, der nie Befriedigte bringe jetzt Stunden und Tage damit hin, zu ihren Füßen, an ihren Blicken zu hangen, ihren Bewegungen zu folgen, ihre ungebornen Wünſche zu erſpähen, verlebe Wochen im Schweigen und in müßigen Träumen von ihr! — Wie ſie die Augen von ihm wende, wie ſie den Fuß aus dem Gemache ſetze, wähne er die Himmelspforte vor ihm zugeſchlagen und ſich zähneklappernd und verzweifelnd draußen in der ewigen Finſterniß! — Die anmuthſtrahlende Zauberinn, ihren Sklaven durch Furcht und Hoffnung, durch herriſche Launen und durch unterwürfige Zärtlichkeit, durch Gunſt und Strenge nun anziehend, nun zurückſtoßend, laſſe ihn ſogar mit gräßlichen Gedanken gierig ſpielen, wie Kinder mit dem Meſſer, mit dem Gedanken der Trennung von Sophien, des Abfalls vom Glauben, der Wiederkehr zur abgeſchwornen Lehre, um der erſten Ehe Überdruß zu löſen, um die erſehnte zweite anzuknüpfen! —

Noch war dieſes von warnender Schweſterhand an Sophien geſchriebene unheilsvolle Blatt nicht zu Ende, als es der Herrinn heftig zitternden Händen entflatterte. — Langſam, wie ein fliehendes Glück,

das noch zum ewigen Abſchiede Zeit laſſen will, ſank es zur Erde. Schneller war in ſchmerzlicher Ohnmacht, auf ferner einſamer Kammer vergehend, Sophie ihm nachgeſunken, das Herz dicht an dem Briefe zuckend, wie an dem Mordſtahl die Todeswunde! — In's Leben und Bewußtſeyn zurückgekehrt, ſchaute ſie wie in eine höher und höher gegen ſie heraufſteigende Flut des Verderbens. Ringsum überall nur ſchwarze Wolken und kaltes Gewäſſer. — Ihr Blick fiel auf den Gekreuzigten. Sie ſank nieder vor dem erhabenſten Bilde des Liebens und Leidens und in heißen Thränen löſte ſich allmälig der ſtumme, ſtarre, unendliche Schmerz, den ſie nicht ausſprechen, nicht einmal ahnen laſſen durfte vor ihren Kindern, vor ihren Frauen. — Wie dem Irdiſchen bereits entrückt, umgab ein höherer Glanz ihre holden Züge. — Kein Gotteshaus der Umgegend blieb ohne reichere Spende, kein Altar ohne Zierden von ihrer kunſtreichen Hand, — kein Gefangener ohne Troſt, kein Kranker ohne Hülfe, kein Armer ohne Gabe von dieſer »neuen Eliſabeth!«

Ein dunkler Liebeszug kettete Sophien ſchon lange mit beſonderem Vertrauen an die nahe Felskapelle an der Waag, auf einer ſteilen Spitze über den

brauſenden Waſſerſchlund und die gefahrvolle Durchfahrt herabhängend, gegenüber der ſchmalen, unſichern, in die Thurotz führenden Bergſtraße, darum ein Gegenſtand der Bitten und Gelübde der Reiſenden zu Waſſer und zu Lande. — Am ſpäten Abend war ſie einſt vom gewohnten Bittgange zur Mutter aller Gnaden müde und matt zur einſamen Burg gekehrt und entſchlummert, als ſie ſich im Traume noch immer da ſah, woher ſie eben erſt gekommen, in der Felskapelle vor der Hochgebenedeiten. Der Glanz der Himmel und die Harmonie der Sphären verherrlichte die Jungfrau mit ihrem Sohne. Mild und hülfreich ſchien ſie auf die Dulderinn zu blicken und mit jedem dieſer Blicke eine ſchwere Laſt abzurollen von der bedrängten Bruſt.

Sophie erwachte; — ſchaute, fühlte um ſich, ſah ſich in ihrem Schloßgemach, zweifelte an den eigenen Sinnen. Doch raffte ſie ſich augenblicklich empor, im leichten Nachtgewande, mit bloßen Füßen, in der kühlen Herbſtnacht, durch die Finſterniß, durch die heulende Windsbraut und die an den Fenſtern ſich kündenden Regenſtröme hindurch zur Kapelle zu eilen. Nur ein Kreuz hing ſie um den zarten Nacken und ein ſchwacher Stab war in ihrer Hand.

Erſt dem wiederholten, ernſten Befehl der gelieb-

ten Herrinn gehorchten die erſtaunten und beſorgten Wächter, Thor und Zugbrücke zu öffnen und ſie — allein — ziehen zu laſſen.

Ein ſchmaler Lichtſtreif zitterte durch's Dunkel vor ihr her, ſie fliegt ihm nach, — abenteuerliche Geſtalten ſpuken am Fels und an des Abgrundes Rand, ſie folgt furchtlos, — die Natur iſt in Aufruhr, in ihr war jetzt Friede, — die ſpitzen Kieſel ſaugen der zarten Füße roſiges Blut, das wunde Herz war ihr geheilt. — Hell ſchimmerte die Kapelle ihr entgegen, nun war ſie da, — nun zu den Füßen der Gnadenmutter. — Sie meinte, jetzt habe ſegnend ihre Wunderhand ſie berührt — und die ganze ſchmerzvolle Vergangenheit ſei ein ſchwerer Traum, hinuntergeſunken in's Nachtmeer der Vergeſſenheit.

Wie lange ſie in ſüßer Selbſtvergeſſenheit der Freude und des Dankes an des Altares Stufen gelegen, wie konnte ſie's ahnen? Aus den Glücklichen iſt der Liebende der Glücklichſte und für die Glücklichen iſt keine Zeit, am wenigſten alſo für die Liebenden, denn die Zeit — iſt ja Schranke und Maß! — Über den lichten Morgen erſchrocken, eilte Sophie heim, den freudig aufſchreienden Dienern begegnend, die dem Verbote

zuwider, der greiſe Kaſtellan, als die Herrinn länger ausblieb, ängſtlich nachgeſendet, und die ſie überall geſucht, nur da nicht, wo ſie war. — Wenige Stunden waren verfloſſen, ſeit Sophie in die Burg zu den lieben Kindern im Morgenroth der Hoffnung rückgekehrt war, als Strecſens Gewölbe von dem Freudenrufe tönten, »der Herr, der Herr, unſer Herr iſt wieder da!« — Der böſe Zauber ſchien wie durch ein Wunder gelöſt, die Binde von Weſſelényi's Augen gefallen. Innige Erkenntniß und Reue hatten ihn zurückgeführt, hatten Frieden und Liebe zurückgeführt.

Alle Jahre feierte Sophie den Tag ihrer Erhörung. Daſſelbe Kreuz an der Bruſt, denſelben Stab in der Hand, in demſelben Gewande, — die Sohlen aus den Schuhen geſchnitten, pilgerte ſie zu der mit den herrlichſten Gaben geſchmückten Felskapelle an der Waag. — Von nah und fern nahten ſich Dürftige, reiche Spende zu empfangen. — Sie machte aus dieſem Jahrestage der Andacht und Wohlthätigkeit eine förmliche Stiftung.

Die Burg Strecſen und die Felskapelle an der Waag wurden in den Tököliſchen Unruhen zerſtört, unter Schutt und Trümmern ſuch-

ten Greiſe und Kinder, Mann und Weib ängſtlich den Leichnam der Heiligen des Ortes, der theuren Wohlthäterinn Sophie. — Er wurde unbeſchädigt aufgefunden und war unverſehrt. — Der Ruf deſſen breitete ſich durch die Gegend. Es geſchah ein großer Zulauf des Volkes. — Man brachte den Leichnam in die Kirche des nahen Dorfes Teplitz, wo er in einer Seitenkapelle noch ruht. — Das Volk wallfahrtet ſeitdem dahin und betet an Sophiens Sarge um Zeichen und Wunder. — Der Küſter öffnet den Sarg auf Jedermanns Verlangen und man erblickt den vollkommen unverſehrten Leichnam in einem ſchwarzen Taffetkleide, das jedes dritte oder vierte Jahr erneuert wird. — Darüber hängt ihr Bildniß mit einer einfachen Inſchrift.

Drei und zwanzig Jahre hat Franz Weſſelényi Sophien Bosnyak überlebt. — Sieg und Waffenruhm und Gut und Glück, Ehren und Würden haben erſt ſeit ihrem Hinſcheiden recht bei ihm eingekehrt, aber der Schutzengel ſeines edleren Selbſt war mit ihr zum verwandten Himmel entflohen.

Die Brautwerbung.

Der dreißigjährige Krieg wüthete in Deutschland mit allen seinen Schreckniſſen; die Schweden, den Tod ihres großen Königs zu rächen, hauſeten mit einer Grauſamkeit, die, bis auf die ſpäteſten Zeiten zum Sprichwort geworden, nur durch die zügelloſen Räuberhorden der Tyrannen unſerer Zeit übertroffen ward. Die Völker durch Meinungen beirrt hingen nur mit loſen Banden an ihren Monarchen; dieſe, ſämmtlich in großen Streit verwickelt, bald Sieger, bald Beſiegte, von dem unbeſtändigen Schickſal hin und her geworfen, ſahen ſich bald ihren Feinden zur nahen Beute hingegeben; da ſtarb Ferdinand II. und hinterließ ſeinem älteren Sohn ein von allen Seiten bedrängtes Erbe. Schwerlich würde er dieſes in ſeiner ganzen Ausdehnung zu erhalten vermocht haben, wären nicht kurz vorher die Religionsunruhen in Ungarn beigelegt, und mit den Türken Frieden geſchloſſen worden. Doch war hierdurch das Feuer nicht gelöſcht, ſondern nur

zum Theil gedämpft, denn obwohl zwar den Proteſtanten einige Freiheiten eingeräumt wurden, ſo glaubten ſie doch bei weitem zu noch größeren Forderungen berechtiget zu ſeyn, beſonders da ſie durch die Fortſchritte ihrer bewaffneten Glaubensbrüder in Deutſchland ermuthiget wurden. Je weiter dieſe um ſich griffen, deſto lauter äußerte ſich das Mißvergnügen, und bald konnte man einem neuen Ausbruch mit trauriger Gewißheit entgegenſehen.

Georg Rákotzy der ältere, dem nach Bethlens Tode die Wahl der Stände, oder vielmehr ſeine tief verſteckten und ſchlau durchgeführten Machinationen, auf den ſiebenbürger Herrſcherſtuhl emporgehoben hatten, ſah dieſem ſich zuſammenziehenden Ungewitter mit heimlicher Freude zu. Sehr richtig hatte er berechnet, daß man ſeiner, falls es zwiſchen den Proteſtanten und dem Kaiſer zum offenen Bruche kommen ſollte, nicht würde entbehren können, und daß ſich alsdann, wenn nicht das Projekt ſeines Vorgängers auf die ungariſche Krone erneuern, doch wenigſtens ein bedeutender Zuwachs an Gebiet erobern ließ. Doch ſeine Politik in das tiefſte Geheimniß hüllend, nahm er noch gar keinen offenbaren Theil an der dumpfen, ſich ſchon hie und da äußernden Gährung, ſondern ſuchte

sie nur auf allen ordentlichen Wegen zu nähren. Noch schien ihm nicht Zeit, loszubrechen, denn ein großer Plan, nicht bloß ein vorübergehender Aufstand, sollte ausgeführt werden, und hierzu waren mächtige Verbindungen nöthig.

Der Tod des türkischen Sultans Amurath (1639), mit dem die Unterhandlungen bereits ziemlich weit gediehen waren, verursachte einen etwas längeren Aufschub, besonders da sein Bruder und Nachfolger Ibrahim genug zu thun hatte, um sich auf dem Throne zu erhalten, und daher zu auswärtigen Unternehmungen weder Lust, noch Zeit oder Kraft hatte. Endlich ward mit diesem, und zugleich mit den mächtig vordringenden Schweden ein Bündniß geschlossen, Truppen angeworben, Kriegsbedürfnisse aufgehäuft, Einverständnisse in mehreren wichtigen Städten und Schlössern eingeleitet und alles zum großen und wichtigen Schlage vorbereitet.

Nun trat Rákotzy im Jahre 1644 öffentlich als Vermittler zwischen den bedrückten ungarischen Protestanten und dem Kaiser auf, der nur nothgedrungen, und auf vieles Bitten dieses Geschäft übernommen habe, und überschickte Ferdinanden Vorschläge, die diesem durchaus nicht annehmbar schienen. Kaum war

die abschlägige Antwort in Siebenbürgen angelangt, als der Fürst ein Kriegsmanifest erließ, indem er sich zum Beschützer des Glaubens aufwarf, alle Gleichgesinnten zur thätigen Mitwirkung zur Erkämpfung ihrer Rechte, die zu verfechten er das Schwert ziehe, aufforderte, und seinen Worten durch eine Armee von 22,000 Mann, mit der er sogleich in Ungarn einfiel, den gehörigen Nachdruck gab.

Ferdinand in Deutschland vollauf beschäftiget, konnte dem plötzlich andringenden Strom nur eine schwache Macht unter der Anführung des tapferen Palatins Niklas Eßterházy entgegen setzen, der nicht zu verhindern vermochte, daß im ersten Anlauf, Tokay, Kaschau, Eperies, Leutschau, Neusohl, Schemnitz und mehrere andere feste Städte und Schlösser verloren gingen. Muranyi, die wichtigste Veste, nicht bloß der Gömörer Gespanschaft, sondern beinahe von ganz Oberungarn, im Besitz der Maria Szétsi, des Stephan Bethlens hinterlassener Witwe, öffnete die Thore, und nahm die Rákotzy'sche Besatzung auf, so daß sich nun die siebenbürgischen Völker weit im Lande ausbreiten und eine große Anzahl Mißvergnügter an sich ziehen konnten, mit denen vereint sie Furcht und Schrecken beinahe bis gegen Preßburg zu verbreiteten.

Doch nun vermehrten ſich auch die Streitkräfte des Kaiſers, und dem raſchen Vordringen ward durch den Palatin und ein zweites Heer unter General Buchheim ein ſtarker Damm entgegengeſetzt. Einige glückliche Gefechte zwangen Rákoczy ſich zurück zu ziehen, und einen großen Strich Landes, eben ſo ſchnell verloren als es gewonnen war, ſeinen Gegnern Preis zu geben, mit Ausnahme der feſten Plätze, die mit ſtarker Beſatzung verſehen wurden.

Hierher gehörte das eben erwähnte Muranyi, dem der wohlerfahrne Feldherr, die ungemeine Wichtigkeit des Platzes wohl einſehend, ſeine vorzügliche Aufmerkſamkeit ſchenkte, und es deshalb mit dem Kern ſeiner Truppen beſetzte. Allein mehr noch als auf dieſe, konnte er ſich auf die Eigenthümerinn, die ſich die Kommandantenwürde nicht nehmen ließ, verlaſſen.

Dieſe hochherzige Frau, die älteſte Tochter Georg Szétſi's, eines der erſten Helden ſeiner Zeit, doch auch die letzte ſeines angeſehenen Geſchlechtes, hatte die großen Eigenſchaften ihres heldenmüthigen Vaters geerbt. Die Natur ſchien ſich geirrt zu haben, indem ſie für eine kräftige männliche Seele einen weiblichen Körper ſchuf, gleich als hätte ſie im unentſchloſſenen Schwanken, ob ſie einen ſo berühmten Heldenſtamm

erlöſchen laſſen ſollte oder nicht, durch einen halben Willen für beides, ein Zwittergeſchöpf hervorgebracht! Muth, Entſchloſſenheit, Tapferkeit und ein unbeugſamer glühender Freiheitsſinn, waren die Ideale höchſter Vollkommenheit, die ihrem furchtloſen Geiſte unaufhörlich vorſchwebten, und die zu erreichen all' ihr Streben war, ſollte ſie auch darüber die Grenzen zarter Weiblichkeit überſchreiten. Ein ſtarker und doch reizender Körperbau begünſtigte dieſe Geſinnungen nicht wenig, und gab die Möglichkeit, den Willen zur That werden zu laſſen.

Kaum über die erſten Kinderjahre hinaus, zeigte ſich die feſte, männliche, mit ihrem Geſchlechte in ſeltenem Widerſpruche ſtehende Meinung für jede Kraftäußerung, und nicht Drohungen der Ältern, nicht ein langwieriger Kerker konnten ihr den ungeliebten Gemahl aufdringen, wohl aber die eindringenden, flehenden Bitten des Vaters, jenes Mannes, der nie gebeten hatte.

Bei dem Ausbruche dieſes Krieges war Marie bereits Witwe, und durch den ſchon einige Jahre früher erfolgten Tod ihrer Ältern im Beſitze der feſten Burg Muranyi, ſammt der ſehr beträchtlichen dazu gehörigen Herrſchaft. Eifrig dem evangeliſchen Glauben

zugethan, hatte sie Rákoczy's Partei mit allem Eifer ergriffen, und ihm freudig die Thore geöffnet; auch nun bei seinem Rückzuge nahm sie willig seine Truppen zur Verstärkung der eigenen Besatzung auf, und rüstete sich auf das thätigste zu einem kräftigen Widerstande. Selbst den Oberbefehl führend, mit männlichen Kleidern angethan, die Brust durch den Stahlpanzer verwahrt, den Kopf mit dem Eisenhelme unter hoch wallenden Federn bedeckt, an der Seite ein mächtiges Schwert, so erschien sie, wie Pallas Athene schön und furchtbar anzusehen, in der Mitte der versammelten Krieger, durch feuerentflammte Worte den Muth der Tapferen zur Begeisterung zu erheben, denn ferne Staubwolken verkündeten das Anrücken des Belagerungsheeres.

Der Palatin Eßterházy war nämlich mit der Hauptmacht dem sich zurückziehenden siebenbürgischen Fürsten nachgefolgt, und sendete gegen die Veste Muranyi einen starken Heerhaufen unter Franz Wesselényi, der sich durch manche ritterliche That die Sporen ehrenvoll verdient hatte, und später (1655) bis zur Würde eines Palatins emporstieg. Mit kluger Vorsicht, der festen Begleiterinn des erfahrnen Kriegsmannes, und sich wohl erinnernd, der hart-

näckigen, mühevollen Belagerung eben dieſer Veſte vor etwa 100 Jahren durch den großen Feldherrn Grafen Niklas Salm, beſchränkte er ſich die erſten Tage ſeiner Anweſenheit bloß darauf, die Felſenburg von allen Seiten zu umgeben, und Kunde von allen Eigenheiten des Platzes einzuziehen.

Ein Abgeordneter, der den Kommandanten aufforderte, kam bald darauf, nicht bloß mit einer ſchnöden Antwort, ſondern auch mit der überraſchenden Nachricht zurück, daß dieſer Kommandant kein anderer als die Herrinn ſelbſt ſei, der nicht bloß ihre eigenen, ſondern auch die Rákotzy'ſchen Völker unbedingt gehorchten. Zwar hatte Weſſelényi die Anweſenheit Mariens in dem belagerten Schloſſe wohl gewußt, doch hätte er nicht vermuthet, daß ſie ſelbſt ſo thätigen Antheil an dem Kriege nehmen würde. Sein Ehrgeiz fühlte ſich auf das dringendſte aufgeregt, alles Mögliche anzuwenden, um den Schimpf nicht zu erleben, von einem Weibe beſiegt zu werden.

Die Kriegsmaſchinen fingen nun an, rund herum ihr verderbliches Geſchoß gegen die Mauern zu ſchleudern, doch ſchienen ſie nur zu ſpielen, — wie Ezelino in Heinrich Collins herrlicher »Bianca« ſagt — denn unerſchüttert ſtanden in ſtolzer Höhe die feſten

Thürme, mitleidig ſpottend der nutzloſen Bemühungen ihrer ohnmächtigen Gegner. Müde des vergeblichen Spiels, ließ der Feldherr zum Sturme blaſen, doch nur um ſich die Lehre zu holen, daß er ſeine Scharen vergebens dem ſicheren Verderben entgegen führe.

Tage und Wochen verſtrichen, Weſſelényi kam ſeinem Zweck nicht um einen Schritt näher, erkämpfte zwar manche kleine Vortheile, die aber ſtets mit einem verhältnißmäßigen Verluſt errungen, für das große Ganze nichts entſchieden, und ſah die Hoffnung des Gelingens durch Mariens ungewöhnliche Thätigkeit mit jeder Stunde ſich weiter entfernen. Einige Verſuche durch Beſtechung und große Verheißungen einen Theil der Beſatzung zu gewinnen, oder wenigſtens Uneinigkeit und Zwiſt in der Burg zu erregen, waren an der Wachſamkeit und Strenge der Befehlshaberinn geſcheitert, und hiermit alle gewöhnlichen, bei ähnlichen Gelegenheiten gebräuchlichen Mittel erſchöpft.

Weſſelényi wollte verzweifeln, denn es ſchien nun beinahe gewiß, er werde von dieſem Weibe beſiegt werden, da eben die Nachricht einlief: das ſiebenbürgiſche Heer rücke in Folge mehrerer ſiegreicher Gefechte wieder vor. Plötzlich fuhr es wie ein Blitz durch ſeine Seele; ein Gedanke hatte ſich wie ein Licht-

funke aus finſteren Wolken losgeriſſen, und wartete der weiteren Geſtaltung. Auf mehrere Stunden ſchloß ſich der Befehlshaber in ſein Zelt, und ſchickte dann einen Herold an Marien, mit der Bitte um ſicheres Geleit für einen der Unterfeldherren, und perſönliches Gehör bei ihr ſelbſt, während deſſen alle Feindſeligkeiten eingeſtellt werden ſollten.

Beydes ward zugeſagt und Weſſelényi, der ſelbſt die Rolle ſeines Abgeſandten übernommen hatte, ſtand bald darauf in einem der äußeren Werke, vor der hochherzigen Kriegerinn. Der Worte viele verſchwendete er vergebens, ſie zur Übergabe zu bereden, die ihm nun zehnfach mehr wünſchenswerth wurde, da ſeiner tapferen Gegnerinn jugendlich ſchöne und majeſtätiſche Geſtalt einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Da er jedoch nichts auszurichten vermochte, und Mariens Unwille über die ihr zugemuthete Schwäche aufzulodern begann, brach er ſchnell ab, überreichte ein verſiegeltes Schreiben vorgeblich von ſeinem Feldherrn, bat um baldige Antwort, und entfernte ſich mit möglichſter Eile.

Wer malt ihr Erſtaunen, als ſie in ſelbem las, Weſſelényi voll hoher Bewunderung ihres Muthes und von unwiderſtehlichem Drange, die göttergleiche

Frau zu ſehen, dahin geriſſen, ſei ſelbſt vor ihr geſtanden, und biete ihr, der Herrlichen, die das Bild ſeiner Phantaſie nicht bloß erreicht, ſondern weit übertroffen habe, willig Herz und Hand zum ewigen Bunde. Überraſcht, doch den Antrag ſeiner Sonderbarkeit wegen, noch mehr aber aus Rückſicht des männlich ſchönen, ritterlichen, nicht unberühmten Brautwerbers, der Beachtung nicht unwerth, ſchwankte Marie lange in ihrem Entſchluß, und antwortete endlich, wolle der Schreiber Antwort haben, möge er ſie ſelbſt holen. Iſt ſeine Geſinnung wahrhaft redlich, Muth ihm nicht fremd, ſo findet er an der Nordſeite der Veſte in der Mitternachtſtunde ein erleuchtetes Fenſter und eine dahin führende Strickleiter, auf der er, jedoch ganz allein, der Entſcheidung entgegen eile!

Nicht ganz nach Wunſch und eben ſo unerwartet wie der Antrag war dieſe Antwort, doch nach kurzer Überlegung war von Weſſelényi der Entſchluß gefaßt, das Wagſtück zu beſtehen. Nur einem einzigen ſeiner Gefährten vertraute er das Geheimniß, Anordnungen treffend für den Fall, daß ihm etwas Menſchliches begegne. Lange ſchon war die Erde in Nacht verhüllt, tiefes Schweigen herrſchte rund um-

her, bloß von den am Wachfeuer verſammelten Soldaten unterbrochen, da erhob ſich der Feldherr leiſe aus ſeinem Zelte und eilte der verhängnißvollen Nordſeite zu. In ſchwindelnder Höhe (hier war der Fels am höchſten und am ſteilſten) ſchimmerte ein kleines Licht, einem leitenden Sterne in düſteren Nebelwolken nicht unähnlich, zu dem ein ſchwankender Pfad aus trügeriſchen Stricken geflochten hinanführte, den ſicheren Tod in unermeßlicher Tiefe dem unvorſichtigen Wanderer dräuend.

Eines unwillkührlichen Schauders konnte ſich unſer Held bei dieſem Anblick nicht erwehren, doch begann er muthig und feſten Schrittes ſeine geheimnißvolle Reiſe und gelangte glücklich — an das bezeichnete Fenſter, und durch daſſelbe mit einem Sprunge in ein leeres, ſparſam erleuchtetes Gemach. Kaum hatte er den Fuß in daſſelbe geſetzt, als er ſich von rückwärts ergriffen, und mit aller Gewalt zu Boden geriſſen fühlte. In demſelben Augenblick ſtürzten mehrere vermummte Geſtalten über ihn her, entriſſen ihm Schwert und Dolch und forderten ſein Wort, ſich ruhig zu verhalten, wofern er nicht geknebelt ſeyn wollte; worauf ſich eine Nebenthüre öffnete und dem Betrogenen ein kleines, feſtes, hoch vergittertes Ge-

mach zum Aufenthalte angewieſen ward. Hier überdachte er ſeine mißliche Lage, ſah ſich von einem Weibe überliſtet, gefangen, ſeinen Ruhm verdunkelt, ſein Heer Preis gegeben, ſich ſelbſt der ſchwerſten Verantwortung ausgeſetzt. Doch nicht lange ward ihm zu ſeinen Betrachtungen Zeit gegönnt. Ein hoher düſterer Mann trat ein und ſprach in abgemeſſenem dumpfen Tone: »der Ort, an dem ihr euch befindet, ſpricht ſelbſt, in weſſen Gewalt ihr ſeid. Doch bietet euch meine mächtige Gebieterinn Freiheit, ja ſelbſt ihre Hand mit dieſer Burg und allen ihren Beſitzungen, wenn ihr die Sache eures Königs verlaſſet, und des Siebenbürgers treuer Anhänger werdet. Weigert ihr euch aber,« fuhr er wild fort, »ſo erwartet euch binnen einer Stunde der Tod, und euer hauptloſes Heer bei dem anbrechenden Morgenſtrahle ſicheres Verderben.«

Mit Unmuth erwiederte der Gefangene: tief beleidigt fühle er ſich durch eine ähnliche Zumuthung, nie würde er ſein Leben durch ſchändliche Treuloſigkeit erkaufen, heilig ſei ihm ſtets ſein Wort. Auf dieſes, von einer heldenmüthigen Frau gegeben, ſich verlaſſend, ſei er hierher gekommen, nicht ahnend den ſchwarzen Verrath. Kein Recht habe die Gebieterinn über

ſein Leben, doch ehe möge ſie es ihm entreißen, als er ſich ihrem Willen füge.

Von Recht nicht, ſprach jener, bloß von der Macht ſei hier die Rede und davon, den Vortheil, den ſie gewährt, klug zu benützen. Gewählt müſſe werden zwiſchen Übertritt und Tod, in einer Stunde kehre er wieder, ſich des einen zu verſichern oder das andere zu vollziehen.

Der Gedanken mancherlei durchkreuzten den tief bewegten Sinn des ſo bitter getäuſchten Helden. Eine Braut hoffte er zu umfaſſen, und ſollte nun in des Todes kalte Arme ſinken? Durfte er wohl klagen? legte nicht das Schickſal ſein Los in die eigene Hand? Aber Verrath! Nein nimmermehr! Es komme, wie es wolle, rühmlicher iſt es, groß zu fallen, als ſchandbefleckt zu leben.

In dieſem feſten Entſchluß traf ihn der dräuende Unglücksbote, der mit der Stunde letztem Schlage das düſter erleuchtete Gemach betrat. Nochmals bot er alles auf des Feldherrn ſtarren Sinn zu beugen; doch als Mahnen fruchtlos war, füllte ſich der Kerker auf ein gegebenes Zeichen mit Gewappneten, und aus ihrer Mitte trat ein Mann, deſſen bereits in gräßlichem Schimmer der Fackeln hellblitzendes Schwert

den Vollstrecker des grausamen Blutbefehls verkündete. Im kurzen Gebet die Seele dem Schöpfer empfehlend, den Blick voll Hoheit und Würde, schreitet der Muthige mit festem Schritte dem furchtbaren Manne entgegen. Da rauschen faltige Gewänder in Eile durch die Gemächer, und des Schlosses hehre Gebieterinn steht vor Wesselényi's ernst gefaltetem Antlitz.

»Du hast die Probe ritterlich bestanden,« so tönt es aus ihrem lieblichen Munde, »du bist es werth, daß ich dir der Güter höchstes, meine Freiheit zum Opfer bringe. Nur ein großgesinnter Mann durfte es wagen, mir die gebietende Hand zu reichen, darum mußtest du den Muth größer als in der Schlacht bewähren, sollt' ich dir, dem Stärkern mich beugen. Hier meine Hand, und mit ihr diese Veste, die von nun an dein und deines Königs Dienste gehört.«

Betäubt von dem plötzlichen Wechsel der widerstrebendsten Gefühle, sank der Glückliche zu Mariens Füßen. Doch mit männlicher Besonnenheit erinnerte sie ihn, noch sei hiermit nicht alles gethan, denn nicht bloß die eigenen, sondern auch Rákotzy's auserlesene Völker vertheidigten die Burg, und diese würden nur der Gewalt weichend, in Gutem nimmermehr

abziehen. Schnell gebe der Feldherr Befehl, hundert der muthigſten Krieger ſollen auf dem ihm wohlbekannten Wege die Burg in aller Stille beſteigen, indeß das übrige Heer den Sturm von außen beginne. Mariens ernſte Stimme verdoppelte die Eile des Boten, und kaum hatte die Sonne den fernen Horizont überſchritten, ſo war das königliche Heer im Beſitze des Schloſſes, und die ſiebenbürgiſche Beſazzung gefangen.

Kurz darauf knüpfte des Prieſters Segen jenes unauflösliche Band, das eines der edelſten Heldenpaare beglückt und beglückend vereinte.

Die Mauerblende zu Budethin.

Wild und reißend ſtrömt die Waag durch den nördlichen Theil der Trentſiner-Geſpanſchaft den Grenzen zu, umlenkt ſchäumend den Fuß des Berges, durch welchen, eine Viertelſtunde weit von Sillein, die Straße nach Trentſin gehauen iſt, und ſtürmt dann mit ſtolzem Trotze zwiſchen rauhem Hochgebirg von den ewig ſchneebedeckten oder von tauſendjährigen Wettern kahlgewaſchenen Häuptern der Arver-Alpen beſtaunt, in das ſich öffnende Thal. Im rechten Winkel ſtürzt ſich am Eingang der Bergebene der verwüſtende Strom Kißutza in dieſelbe. Karg und unſcheinbar rollt bei gewöhnlichem Waſſerſtande dieſer Strom dahin, daß er gar leicht zu Pferd und zu Wagen durchwatet werden kann. Aber wie ſich die Waag erhebt und ihn mit ihren Fluten zu überwaſchen droht, da ſteigt der Eiferſüchtige empor, nimmt alle Mächte des Gewitterregens in ſeinen Bund auf, ſchwillt furchtbar an, und ſchießt, einem Waſſerfalle

gleich, fünf bis ſechs Schuh höher als die Waag, in ihr Bereich hinein. Darum heißt auch von dieſem gewaltigen Nachbar beinahe das ganze Thal das Kißuza-Thal. Die Bewohner desſelben ſind arm und ernähren ſich faſt ausſchließend vom Holzhandel. Ihre Tracht beſteht in ſchwarzen Joppen von dem Halena-Tuche, welches ſie ſelbſt den ſchwarzen Schafen abgewinnen. Die Männer ſind ſchön, kräftig geſtaltet, hoch, ſchlank und abgehärtet, rechte Söhne des Berges. Mit unglaublicher Anſtrengung und halsbrecheriſcher Kühnheit zwingen oft die Floßleute über den angeſchwollenen Kißuza-Sturz ihr Fahrzeug in die Waag hinab.

Durch zwei Schlöſſer, welche die Eingänge des Thales hüten und durch die Straße nach Polen und Schleſien, ſteht die öde vereinſamte Gegend einigermaßen mit Vergangenheit und Gegenwart in Verbindung. Den Berg verlaſſend, durch deſſen Rippen er gebrochen iſt, dehnt ſich der Heerweg breiter und bequemer aus. Bei Hricſo, deſſen Burgfels »der ſteinerne Wundermönch« bedeutſam von jenem Adlerhorſt niederſchaut, führt er über den Berg Oblazow, in deſſen Schluchten ein ſeltener Kampf der Verzweiflung und Liebe gekämpft wurde.

Kaum ein Paar hundert Schritte von der Straße, wo sie sich über eine Brücke schlingt und dem Städtchen »Sillein« am jenseitigen Ufer zuwendet, steht die Veste Budethin. Aufragend aus der Ebene beherrscht sie die Flüsse Waag und Kißutza, von deren winkelrechtem Zusammenflusse sie auf zwei Seiten umwogt wird. Die dritte Seite schützte vor Zeiten ein tiefer breiter Graben mit Wasser gefüllt, so daß die ganze Burg auf einer Insel stand. Hohe Thürme krönten die starken Mauern des Schlosses. Rechts gegenüber liegt ein kahler, himmelanstrebender Berg, der die Aussicht gegen Westen hemmt und einen Eingang des Thales bildet. In solcher wildschöner Umgebung ruft uns das starke rauhe Schloß die Zeiten der starken rauhen Vorzeit vor's Auge. Die Geister der Ahnherren scheinen über die Zinnen zu schreiten und auf einen hellglänzenden Felsen zu starren, der wohl acht Stunden südlicher emporsteigt und im Sonnenscheine bis gegen Tyrnau hinaufschimmert. Der Fels ist Löwenstein (die Jakusits-Burg), der kühnste Bau im Land umher. — Auf einem Riesenberg erhebt sich ein einzelner Felsblock, um welchen sich in drei Abtheilungen die Burg emporrankt. Aus drei Absätzen bestehend, klammert sich der letzte

derſelben nur an einer Seite an die Felskuppe feſt und ſtreckt die kühnen Glieder frei und weit in die Luft hinaus. Die Farbe der Burg iſt weiß und weiß des Felſens Farbe — darob auch beide den fernen Beſchauern ununterſcheidbar bleiben.

Und die beiden Schlöſſer, Budethin im Thale, Löwenſtein in den Wolken thronend — ſtehen in einer ſchauerlichen Verbindung. Eine Sage, traurig und tief, vereinigt beide im Gedächtniſſe der Thalbewohner auf ewig.

Budethin war der Hauptſitz des weitbekannten Stammes der mächtigen Szuniogh. — Von hier aus beherrſchten ſie viel Land und Leute in der Umgegend. Nicht nur Reichthum und Macht, ſondern die ausgezeichneten Männer, die ihm entſprangen, gaben dieſem Hauſe ſein Anſehen.

Stammherr desſelben war damals der finſtere Ritter Kaspar. Zu den Zeiten der beiden auf Ungarns Throne ſich folgenden Ferdinande, gebot er, allgemein gefürchtet, in jener Veſte. Dem Saale des heimlichen Gerichtes gleich, ſtand ſie einſam und unbeſucht an der Heerſtraße. Niemand pochte an's Thor, der nicht mußte; denn wiewohl der Burgherr ſtrenge Gerechtigkeit übte, war er doch hart und wild; ſin-

ſtere Blicke und Worte um ſich ſchleudernd, unzugänglich jedem Widerſpruche. Oft verließ er ſeine Burg, wenn ihn ſein thatendurſtiger Geiſt hinaustrieb in den Kampf mit den Türken, mit denen ihn die Oberbefehlshaberſtelle auf der Veſte Szendrö und die Obergeſpanswürde des Neograder-Komitates, häufig zuſammenſtoßen ließ. Solche That und Rath erheiſchende Beſchäftigung nahm ſeinen Kopf und Arm unausgeſetzt in Anſpruch. Dennoch konnte ſeine vielfältige Abweſenheit das Hausregiment nicht beeinträchtigen. Die Furcht vor ihm ſchritt, ſein Doppeltgänger, durch alle Gemächer, gebot, ſchuf, forderte blinden Gehorſam, und ſtrafte den Übertreter ſeiner Befehle mit Pein und Tod.

Kaspar erhielt von ſeiner Gemahlinn Suſanne Bánffy von Loſſontz eine Tochter. Als einziges Kind war ſie der Troſt und die Freude ihrer Mutter, der Stolz und das Wohlgefallen ihres Vaters. Sanft und hold in ſeltner Fülle der Schönheit und Anmuth blühte Katharina. Sie war das Bild der Zucht und des Gehorſams, auferzogen in gänzlicher Abgeſchiedenheit und Unkenntniß der Welt, hielt ſie die Mauern der Burg für die Grenzen der Erde; den Willen ihres Vaters für ein heiliges Geſetz, wel-

ches zu übertreten ſie gar nie verſucht werden könnte. Die Mutter, welcher ſelten ein freundliches Auge oder ein heiteres Antlitz entgegenlächelte, legte den ganzen Schatz ihrer Weiblichkeit und Liebe in den empfänglichen Buſen des Mädchens. Während Kaspar die liebende Hingebung Suſannens mit dem barſchen Ton eines Gebieters vergalt — verſtand Katharina der Mutter leiſeſte Zärtlichkeit, verſtand den unterdrückten Wunſch und die unausgeſprochene Sorge. Als vermittelnder Engel ſtand das holde Töchterlein zwiſchen der Kraft und der Milde, und zwang ſelbſt den gebräunten, leicht aufflammenden Wangen ihres Vaters, beim Empfange nach langer Entfernung, ein kaum bemerkbares Lächeln und ſeinen bartumſchatteten Lippen ein Paar Worte zufriedenen Wohlgefallens ab, zur Freude der beklagenswerthen Mutter.

Man könnte die Lüfte mit Recht »Verräther der Schönheit« nennen. So einfach auch, ſo einförmig und jeder Geſellſchaft entfremdet das Leben der Frauen in ihrem öden, von einem ſchwarzen ſchirmenden Thurme verbauten Gemache auf Budethin war: erſcholl dennoch der Ruf von Katharinens wunderſamer Schönheit und zarter Milde nah und fern und weckte die Sehnſucht, der Herrlichen zu nahen, im Herzen

manches hohen Jünglinges um so mehr, je größere Hinderniſſe der Erfüllung entgegendräuten. Durch Geburt, Anſtand und Ritterſinn gleich ausgezeichnet, war der zwei und zwanzigjährige Graf Franz Forgáts, aus einem in Ungarns größten Geſchicken hervorleuchtenden Heldengeſchlecht. Vom Freunde geliebt, vom Feinde gefürchtet, geehrt von Beiden, wäre er wohl jedem Vater einer reizenden Tochter ein annehmbarer, ja ein höchſt willkommener Eidam geweſen. Ihn auch zog die Kunde der bezaubernden Blume herbei, die in Budethins düſteren Mauern unverletzlich, wie die Wunderroſe zu Lethra, mit jedem Tage reicher ſich entfaltete. Die Gunſt eines Augenblickes verlieh ihm, wonach er ſich lange umſonſt geſehnt und gemüht — Katharinens Anblick. — Aber wie der Blitz, kaum entriſſen der dunklen Wolke, ſchon zündet und verzehrt: ſo zündete und verzehrte der erſte Blick, herabgeſandt aus ihrem ſchwarzen Auge, das Herz des Jünglinges. Was die innigſte, was die kühnſte Liebe nur fühlen, träumen und wagen kann, das fühlte, träumte und glaubte er wagen zu müſſen, zumal eine lebensglühende Ahnung ihm zuflüſterte, daß auch ihr, der Theuern, der Eindruck nicht entgangen ſei, den ihre nur allzu bald entzogene

Gegenwart auf ihn gemacht. Unbefangen wie ſie war, geſtand es ſich die Jungfrau ſelbſt, daß ſie dem Zufalle keineswegs zürne, der ihr den ſchönen Jüngling ſo nahe gebracht! —

Forgáts ſann nun einzig darauf, wie er ſich der Geliebten nähern, ſich ihrer Neigung werth machen und verſichern könnte, um dann bei dem ſtolzen Vater ihre Hand zu begehren. — Liebe, Muth und Gold vermögen einzeln viel, vereint Alles. Dieſe drei Mächte führten den Liebenden zu der Geliebten, bewirkten die Möglichkeit des öfteren Wiederſehens, nachdem ſich das Paar verſtanden und den Wechſelbund geſchloſſen hatte und bereiteten den Glücklichen manche Stunde verſtohlener, doch namenloſer Seligkeit.

Der Mutter Katharinens konnte eine ſolche Veränderung nicht lange unbemerkt bleiben. Das milde Auge der reifen Jungfrau gewann ungewöhnliche Glut. In leichten Wellen kämpfte der Buſen mit den Seufzern der Sehnſucht, und die Unbefangenheit, die ſich vor der Liebe ſiegendem Befangen in den letzten Winkel des Herzens zurückgezogen, trat noch einmal hervor und geſtand dem forſchenden Mutterauge, was es ſelber längſt geahnt. Wie ein Don-

nerſtreich traf die Mutter das Geſtändniß. Urplötzlich erſchien ihr Katharinens junge Liebe wie ein blühender kräftiger Säugling vor der Seele, hinter ihm zwei Geſtalten, die ſich mit aller Wuth des Ehrgeizes und der Verzweiflung um das Kleinod ſtritten, indeß eine dritte mit rollendem Blicke dasſelbe zu faſſen und mit grauſam ſtarkem Arme zu erdrücken drohte. Böſe Ahnung ergänzte des Bildes Hintergrund. Die Ahnung trog Suſannen nicht, oder trog ſie vielmehr, leider! darin, daß die Schrecken der Wirklichkeit jene der Beſorgniß weit überboten.

Großes Glück wählt ſich ſelten einen einzigen Beſitzer. Darum war auch Forgáts nicht der einzige, welcher ſich das Glück, Katharinen ſein zu nennen, erſiegen wollte und zu erkämpfen begann. Stephan Jakuſits, Burgherr des Löwenſteins, ein ältlicher Hageſtolz, der nur mit der Göttinn Victoria Liebſchaft gehabt, wandte ſich, wenig um die Gegenliebe des Burgfräuleins bekümmert, geradezu an den Budethiner Schloßherrn. Erfreut, den Gebieter des benachbarten Löwenſteins zum Eidam zu gewinnen, lud ihn Kaspar, auf ſeine nah bevorſtehende Rückkehr, auf die Brautſchau zu Budethin. Nur zu früh für der Liebenden Glück

kam er diesmal heim. Susanne, die es um der Tochter willen auf sich genommen, Forgátsens Anwerbung in einem günstigen Augenblicke vorzubereiten, brachte dem heimkehrenden Gatten seiner Tochter bestes Gefühl zum Empfange dar. Da zogen sich des rauhen Mannes Brauen buschigter zusammen, seine Stirne schob sich in Runzeln, und mit dräuenden Zornesblicken sprach er die Donnerworte: »Sie solle der Tochter künden, ihr Vater habe ihre Hand bereits vergeben; Gehorsam sei ihre Pflicht, Widerspruch Tollheit; Liebe, die sie ihrem bestimmten Bräutigame schuldig, einem andern gezollt, ihr Verderben.«

Das Gewitter ging vorüber, ausgebrannt war Katharinens Busen und der heftigste Schmerz unterdrückter erster Leidenschaft desselben einziger Bewohner. Durch einen treuen Boten von diesem Vorfalle unterrichtet, wollte Forgáts verzweifeln. Die Furcht Aller vor Szuniogh hatte sich zwischen ihn und zwischen das Ziel seiner Wünsche als unbesiegbarer Hüter gelagert.

Da raffte Katharina noch einmal all ihre Kraft zusammen, um das Letzte zu wagen, worauf sie noch einige Hoffnung gebaut hielt. Sie warf sich mit des Kindes ganzer Gewalt über das Vaterherz, dem fro-

ſtigen Kaspar zu Füßen, umklammerte ſeine Knie, beſtürmte ihn mit Bitten, Thränen und Beſchwörungen. Umſonſt! Los riß ſich der Vater, auf dem kalten Boden ſank die Troſtloſe nieder und hörte nur Donnerworte des Fluches, welchen ihr Vater über den leiſeſten Gedanken an ihren Buhlen ausſtieß, halbzerſtoben ihrem Ohre vorüber ſauſen.

Der letzte Faden, der ſie ſeither noch an der Hoffnung feſt hielt, war nun geriſſen. Dumpfbrütende Verzweiflung nahm der unglücklichen Jungfrau Sinn ein. Nicht das geſchäftige Treiben auf den Gängen, nicht der Diener Hin- und Wiedereilen, nicht der auf- und zurollenden Zugbrücken Geraſſel, oder einziehender Reiter fernhin hallender Hufſchlag, durch des Thorwarts ſchmetterndes Lärmhorn angekündet, weckte ſie ſeit jenem Augenblicke des Schreckens aus ihren tiefen Träumen. Wohl aber Suſannens thränenerſtickte Stimme rief ſie verzweifelnd wach, die ihr Kaspars unwandelbares Wort zu bedeuten kam: »Sie möge des Bräutigams, welchem man ſie feierlich verloben würde, gewärtig ſeyn.«

Der Tag der Verlobung erſchien, die Ringe wurden gewechſelt; eine reiche Tafel beſchloß das Feſt. Da ſaßen die Ritter unter dem Panzer von Eiſen, Herzen

von Eiſen, fühllos für der Braut bittere, glühende Thränen. Die Schuld der Zeit, welche jedes Recht in die Fauſt ſetzte, hatte jeden Keim des Mitleids in aller Männer Buſen ſo ſehr erſtickt, daß Bräutigam und Gäſte von Katharinens Todtenbläſſe keineswegs auf ein gebrochenes Herz ſchloſſen.

Forgáts erfuhr die Hinopferung ſeiner Geliebten, wie der ſchuldlos Verdammte ſein Todesurtheil, deſſen er bei dem Ingrimme ſeiner Richter doch lange ſchon gewärtig war. — Einmal ſein ſüßes Leben noch zu ſehen, ihr den Scheidekuß mit kühner Schüchternheit abzufordern verlangte ſein Herz — und dann hinabzuſtürmen in den Kampf mit den Ungläubigen und darin ſein Leben zu verhauchen. Die drei Mächte, die ihm den erſten Gruß ſeiner Katharina verſchafften — verſchafften ihm auch ihren letzten. Ein leichter Fiſcherkahn brachte zur Mitternachtsſtunde den Tollkühnen an den Fuß des Thurmes, der aus der Waag aufragend die Frauengemächer ſchirmt: eine Strickleiter, die ihm ein Knappe, mehr durch Mitleid als durch Gold gewonnen, herabließ an der Geliebten Thüre; der Liebe mächtigrührendes Flehen in ihre Arme.

Was für Gefühle des Wiederſehens, der nahen

Trennung, der Liebestreue und des kindlichen Gehorsams tausendfach der Jungfrau Busen durchzuckten, wie ihr der begeisterte Jüngling ewige Liebe schwur, wie er ihr von Entführung, von Schutz und Trutz, von Tod und Leben zusprach, wird, wer Liebe kennt und Trennung kennt, fühlen und erkennen. Da stürzte plötzlich der Knappe, der Forgátsen wohl zehnmal schon zum Aufbruch gemahnt hatte, mit dem Schrei: »Wir sind verrathen« in das Gemach. Versteinernder Schreck, ein Kuß auf der ohnmächtigen Katharina Lippen und ein rascher Schwung auf das Fenster waren Eins. Da glomm auch schon vom andern Ende des Ganges her röthlicher Fackelschein und brüllte Szunyogh mit gezücktem Schwerte, von seinen Knappen umringt; Forgáts erstarrte. Auf Katharinen allein bedacht, wollte er zurück, als ihn der Knappe, seines eigenen Lebens gedenk, umfaßte, mit kräftigem Arme zurückschob und über die Sprossen in Eile hinabdrängte.

Wuthschnaubend, wie der Sturm auf eine junge Palme, fuhr der Vater auf seine Tochter hin. Schon schwang er das Schwert zum grausen Kindesmord — als ein böser Dämon zu noch grauserem Frevel die erhobene Rechte zurückhielt. — »Die Schändliche,

welche verlobt bereits fremder Buhlſchaft gepflogen, ſei unwerth des Lebens, ſo ſie an das Geſetz verwirkt, ſie ſei unwerth des Todes durch Heldenhand. Sie habe die Schmach, womit ſie der Löwenſteiner Haus brandmarkte, mit dem Mantel der Nacht bedecken wollen — ewige Nacht ſolle darum ſie bedecken!« — Rief's und bot all die Seinen auf, um in einer der dickſten Mauern augenblicklich eine Blende herzuſtellen. Der gräßliche Zwinger war in wenigen Stunden vollendet, eng, niedrig, kaum faſſend einen Menſchenleib. Mit Lebensmitteln auf drei Tage verſehen, wurde das verzweifelnde Mädchen eingemauert.

Grabesſtille verbreitete ſich über die Burg, als derſelben einziges Kleinod in ſein frühes Grab geſtiegen. Furcht verwehrte dem Mitleide ſich zu äußern. Nur in abgelegenen Winkeln, wo Kaspars Blick ſelten hinfiel, floſſen ungeſtört Thränen um die Vergehende. Suſannens Los war nicht glücklicher. Der Todesſchmerz um ihrer Tochter willen verdammte ſie zu ewigem Grame; die Grauſamkeit ihres Gatten, als Mitſchuldige, zum Gegenſtande ſchrecklicher Vorwürfe und zu einſamer Gefangenſchaft.

Wie der Blitz durch Eiſen, drang auch die Kunde von dieſem Gräuel raſch durch die ehernen Pforten

Bubethins an Forgátſens Ohr. Sein Leben für die Befreiung der Geliebten einzuſetzen, ſchien ihm nur der Pflichten erſte und heiligſte, Mannen, Knappen und Söldner trieb er alsbald zuſammen, und eilte mit Gewalt zu bewirken entſchloſſen, was ihm Gewalt nur verſchaffen könnte, mit einbrechender Nacht an der Spitze ſeiner Treuen gegen Budethin. Luſt und Grauen, Hoffnung und Furcht bemächtigten ſich beim Anblicke der alterſchwarzen Thürme ſeiner Seele. Jetzt war das Thor erreicht und vom gewonnenen Thürmer alsbald geöffnet. Die Wachen, verſtändigt, daß es bloß die Befreiung des Burgfräuleins aus der Gewalt des unmenſchlichen Vaters gelte, leiſteten geringen Widerſtand. Dennoch entſtand Geräuſch, da und dort auch Kampf. Ohne Verzug forſchte der Liebende nach der Geliebten Aufenthalt, fand ihn, wenige Streiche ſeines Streithammers und ſie war dem verſchlingenden Grabe entriſſen. Hoch auf den Armen trug er die Entkräftete, vor Schreck Ohnmächtige, mitten durch die Kämpfenden zu den harrenden Roſſen. Pfeilſchnell ging es mit einem kleinen Häuflein Getreuer von hinnen, während Forgátſens übrige Mannen die Verfolger aufzuhalten bemüht waren. Aufgeſchreckt durch das plötzliche Getöſe und

von des unvermutheten Feindes Überfall unterrichtet, ſtürzte Szuniogh mit gezücktem Schwert hinab, als eben Forgáts, Katharinen im Arme, dem Thore entwich. Eitel war ſeine Wuth, eitel die Eile, mit der er den Entflohenen nachſetzte — eitel ſein Toben gegen die Überzahl der tapferen Knappen des Retters ſeiner unſchuldigen Tochter. Fern hinangetragen auf flüchtigem Renner, umfaßt von den kräftigen Armen ihres Geliebten, fand ſie ſich bereits weit aus dem Bereiche der väterlichen Grauſamkeit, aber darum noch nicht am gehofften Ziele.

Auch auf den Löwenſtein hinüber ſcholl das unglaubliche Gerücht von Katharinens ſchrecklichem Loſe. Jakuſits machte ſich alsbald auf, um ſeiner Verlobten Schickſal und Verbrechen aus ihres eigenen Vaters Munde zu erfahren. Er murrte, wie doch der tyranniſche Graukopf Solches ſeiner ungefragt habe wagen dürfen! — Es war frühe Morgendämmerung, da er ausritt. Kaum eine halbe Stunde Weges mochte er zurückgelegt haben, als er in den Päſſen von Oblazow auf einen Haufen Reiter ſtieß, in deſſen Mitte ſich ein weiblich Weſen, umſchlungen von einem ſchönen Ritter, kaum im Sattel halten zu können ſchien. Ein Abenteuer vermuthend, ſchickte er ſich

an, den Strauß zu beſtehen und die Geraubte frei zu machen. Aber Staunen und Grimm zeichneten ſein Antlitz, als er ſeine Braut in Forgátſens Armen erkannte. Mit einem Male klirrte Schwert an Schwert, flog Hieb um Hieb, und ein Kampf hub an, welcher von den Führern begonnen, bald auch das Gefolge handgemein machte. — Jung, ſtark, gewandt, aber durch das theure Kleinod im Arm gehindert, welches er vor dem eigenen Stahle zu ſichern und vor dem feindlichen zu ſchirmen hatte, focht Forgáts; — wüthend, mächtig und durch nichts gehindert ſtritt Jakuſits. Der Würfel fiel bald. Blutbeſpritzt, ſeine theure Beute noch im Tode umklammernd, ſank der Jüngling vom Roß' herab.

Vom Falle betäubt und bewußtlos lag Katharina. Der Sieger ſchwang ſich vom Pferde, ſuchte ſeine ſchöne Braut in's Leben zurück zu rufen, aber bald führte er die leiſ' Aufathmende nach kurzem Beſinnen ſauſenden Galopps auf den Löwenſtein, wo ſich die Seinen nicht wenig über die baldige Rückkehr und über dieſe Begleitung wunderten. Wenige Stunden vergingen, als auch ſchon Szuniogh gegen Löwenſtein angeſtürmt kam und unter heftigen Dro-

hungen ſeine, dem Tode geweihte, des Todes ſchuldige Tochter zurückforderte. Die Liebenden verfolgend, war er nämlich über den Kampfplatz geritten und von dem Vorgefallenen unterrichtet worden. Aber indeß hatte ſich Jakuſits von der Unſchuld Katharina's überzeugt. Ihre Liebe zu Forgáts, die man ihm verheimlicht, ihr grauſames Geſchick hatte ihn erweicht. Ihre Schönheit, ihre Thränen, der gewaltige Sturm in ihrer Bruſt erregten einen ähnlichen Sturm in dem rauhen Türkenhelden. Durch den Tod ſeines Nebenbuhlers hatte er ſich mit den Einwendungen des Ehrgefühles abgefunden. Er widerſetzte ſich demnach ſtandhaft dem Begehren des unnatürlichen Vaters, der endlich unter tauſend Flüchen und Drohungen abzog. Der Löwenſteiner hielt es jedoch für das einzige Mittel, ſeine Geliebte zu retten, wenn ſie ihm alſobald die Hand reichte. Katharina, ſeit dem Tode ihres Einzigen in dumpfes Hinbrüten, in tödtliche Gleichgültigkeit verfallen, bekämpfte wohl ſein Treiben und Drängen als zu tief eingreifend in das heiligſte Gefühl ihres Herzens. Allein auch die Mutter, erſchreckt von ihres Gatten raſendem Toben, ließ ſie mit der Bitte beſtürmen, ſich in dem Gemahl einen mächtigern Beſchützer zu erwerben. Beſiegt reichte Ka-

tharina die zitternde Hand einem Manne, den sie als den blutigen Mörder des einzig Geliebten, schnell Gefundenen, schnell und auf ewig Verlorenen, verabscheute, und trotz all seiner Bewerbung um ihre Gegenneigung, nie zu lieben, ja nur mit innerlichem Grauen und mit scheuem Beben zu sehen, zu ertragen vermochte.

So entsetzliches Geschick vereiniget in tiefbewegter Erinnerung, auf Bergesgipfel und in der wilden Ströme Niederung die beiden Burgen Budethin und Löwenstein.

Jetzt sind Budethins Thürme bis auf einen, ober dem Thore, abgetragen, der tiefe breite Schloßgraben ist nunmehr ein englischer Garten, aber als schreckliches Denkmahl väterlicher Grausamkeit zeigt sich noch in des Schlosses unbewohntem Theil die Mauerblende.

Das Geschlecht der Grafen von Szuniogh, durch Wechselheirath mit den furchtbaren Rittern von Podmanin versippt, zum Theile sie auferbend, erloschen im letzten Jahrzehende des letztverflossenen Jahrhundertes. Durch den Grafen Stephan Csáky wurde Budethin eine ganz neue Schöpfung, mit Geschmack und mit Liebe gepflegt.

Hoch auf weißer Felsſpitze ragen noch die weißen Ruinen des Löwenſteins. Kaum mit Ferngläſern erkennt man von der Straße dieſe Denkſteine voräterlicher Kühnheit.

Die Freunde.

In einem unbedeutenden Dorfe des Kantons Bern lebten um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts zwei Knaben, die durch die zärtlichſte Freundſchaft mit einander verbunden waren. Nicht gleich an Stande, hatte doch die wechſelſeitige Zuneigung — des Himmels ſchönſte Gabe — jeden Unterſchied zwiſchen ihnen ausgeglichen. Oliviers Vater hatte ſeinem Vaterlande als Krieger gedient, und bei heranrückendem Alter den Abſchied genommen, um noch den Überreſt ſeines Lebens in ländlicher Ruhe der Erziehung dieſes ſeines einzigen Sohnes zu widmen, der einſtens des Vaters ehrenvolle Laufbahn betreten ſollte. Coigni dagegen war der Sohn ſehr armer aber redlicher Ältern, deren gröſter Reichthum in einer kleinen Herde beſtand, deren Aufſicht ihm als dem jüngſten mehrerer Geſchwiſter anvertraut war. Von ſeinen Ältern zur Gottesfurcht, Fleiß, Redlichkeit und Tugend angehalten, liebte er ſie herzlich, doch zugleich des Vaters Ernſt fürchtend, der mit

Strenge auf die Erfüllung jeder Pflicht achtete, und Fehltritte unnachsichtlich bestrafte. Die Natur hatte Coigni mit einem regen Geiste und einer feurigen Einbildungskraft ausgestattet. Ungestüm trieb es ihn herum auf den Bergen, dort oben ward sein Blick frei, dort ihm die Brust leichter, nur dort fühlte er sich glücklich, heiter und froh. Oft schweifte er weit umher, und vertraute indeß seine Herde einem andern Hirten, den er mit einigen, seiner Mahlzeit kümmerlich ersparten Bissen oder sonst einer Kleinigkeit lohnte. War er nach Hause gekehrt, so eilte er zu Oliviern, der den munteren Spielgenossen, den Erfinder so mancher unschuldigen Freude, der so vieles von seinen Höhen und ihren Wundern zu erzählen wußte, mit Sehnsucht erwartete und herzlich liebte.

Eines Tages hatte Coigni, der nun vierzehn Jahre zählte, und sich stets weiter wagte, seine Herde abermal verlassen, und fand nicht ohne tödtlichen Schreck bei der Rückkehr, daß eine Ziege fehlte. Zwar durchstreifte er die wohlbekannte Gegend in jeder Richtung, aber da sein Suchen vergebens war, stand sein Entschluß fest, sich der unvermeidlichen Bestrafung des Vaters zu entziehen, und zugleich die unnennbare Sehnsucht nach der Ferne zu befriedigen. Nun war

es ihm plötzlich klar geworden, was er wolle, und was er soll! erleichtert sein Gemüth, rasch die Ausführung, vom Glück begünstiget der Erfolg, wie allzeit, wenn rasch die That auf die reife Überlegung folgt, in einigen Stunden weit die theure Heimath im Rükken. Vergebens grämte sich die Mutter, vergebens eilte der Vater dem Entlaufenen nach, als man seine Entfernung am Abend inne ward; keine Spur verrieth die Gegend, nach der er sich gewandt hatte, keine Nachforschung gab Nachricht von dem Verlornen, der forthin nur noch im schmerzenvollen, und als die alles lindernde Zeit ihre Wunderkraft auch in dieser Hütte bewährt hatte, im wehmüthigen Andenken der Seinigen fortlebte.

Tief hatte Olivier den Schmerz der unvermutheten Trennung von seinem Herzensfreunde empfunden, lange ihn betrauert, und stets mit Liebe sich jeder seligen Stunde, die er in seiner Gesellschaft zugebracht, erinnert; da fand es der Vater an der Zeit, den hoch emporgeschossenen Jüngling seiner künftigen Bestimmung entgegen zu führen, und brachte ihn durch Empfehlung einiger alten Kriegskameraden in kaiserliche Dienste. Der Krieg mit Frankreich war eben damals ausgebrochen, vielfältig die Gelegenheit sich

auszuzeichnen für einen jungen feurigen Mann; nicht unbenützt ging sie für Oliviern verloren, der von Stufe zu Stufe emporstieg, alle Feldzüge gegen die Franzosen, so wie nach geschlossenem Frieden gegen die Türken mitmachte, und es endlich zum Major gebracht hatte, als er mit seinem Regimente unter den Befehlen Ludwigs von Baden zu der ewig denkwürdigen Belagerung von Ofen im Jahre 1686 mit dem ganzen christlichen Heere, das Karl von Lothringen seit Wiens glorreicher Befreiung von Sieg zu Sieg geführt hatte, befehliget ward.

Am 18. Juny war die Armee im Angesicht der Veste, und die Belagerungsarbeiten wurden mit einer solchen Anstrengung betrieben, daß schon am 13. July der Sturm gewagt werden konnte. Allein Apdi Bascha, ein Liebling des Großherrn, dem der Oberbefehl in dieser wichtigen Stadt (der vierten im Range des gesammten türkischen Reiches) im Vertrauen auf seine vielfach erprobte Treue, und ausharrende Tapferkeit übergeben war, wies die Stürmenden trotz der beinahe übermenschlichen Anstrengungen mit blutenden Köpfen zurück. Der mißlungene Versuch und dabei erlittene bedeutende Verlust, schien dem Weg der Unterhandlung mächtig das Wort zu reden und den

Herzog von Lothringen zu dem Entſchluſſe zu bewegen, dem Baſcha Übergabsvorſchläge zuzuſenden. Auf den an ihn ergangenen Antrag eines ſechsſtündigen Waffenſtillſtandes, ward nicht bloß die Einſtellung der Feindſeligkeiten, ſondern auch ſicheres Geleit für den Überbringer der aus dem Lager abzuſendenden Aufträge bewilliget. Mit einem Schreiben an den Baſcha, das nebſt der Aufforderung zur Übergabe die glänzendſten Verheißungen enthielt, ward der General Graf von Königseck abgeſendet, und gelangte glücklich bis an das äußere Thor. Allein weiter konnte er aller noch ſo dringenden Vorſtellungen ohngeachtet nicht kommen. Die Türken nahmen ihm das Schreiben ab, mit dem Verſprechen, ſelbes dem Baſcha augenblicklich zuzuſtellen, und die Antwort alſobald zurückzuſenden. Wirklich kam dieſe in kurzer Zeit, in rothe Seide gehüllt, zum Zeichen, daß der Befehlshaber ſeinen Platz bis zum letzten Blutstropfen behaupten wolle. Der Inhalt in franzöſiſcher Sprache, war kurz, bündig, und ganz dem ſchon außenher bildlich angedeuteten Entſchluſſe angemeſſen.

Die Angriffsanſtalten von der einen, die Vertheidigungsmaßregeln von der andern Seite zeigten von der höchſten Thätigkeit, und der durch nichts zu

erſchütternden Hartnäckigkeit beider Theile, die feſt entſchloſſen ſchienen, es auf das Äußerſte kommen laſſen zu wollen. Die angekündigte nahe Ankunft des Großveziers mit einem Heere von 100,000 Mann, ſchien die Lage der chriſtlichen Armee bedenklich zu machen, und den Muth der Beſatzung bis zur höchſten Begeiſterung zu ſteigern. Allein nachdem es den verbündeten Feldherren mit beiſpielloſer Anſtrengung gelungen war, das türkiſche Hülfsheer am 14. Auguſt, in der Gegend von Turbal und Tétény, auf das Haupt zu ſchlagen, und den Großvezier zur eilenden Flucht zu zwingen, entſchwand den Belagerten jede Ausſicht auf fremde Hülfe. Nicht beugte dies Apdi Baſchas Muth, denn er hatte ja — ſich ſelbſt — und in dieſem Bewußtſeyn, — des Mannes, der es iſt, und nicht bloß ſo heißt, herrlichſtem Eigenthume, — eine unerſchöpfliche Hülfsquelle ergiebiger als der Übermuth jener Tauſende, die er von den hohen Zinnen ſeiner Burg ſtolz heranziehen und eben ſo ſchnell zerſtäuben ſah. Schmerzlich war freilich der Streich des türkiſchen Schickſals, das ſeinen Mann feſtfaſſend, ihn mit trügeriſcher Hoffnung höhnend äffte, um ihn deſto tiefer zu ſtürzen, doch nur zur klareren Anſicht ſeiner ſelbſt und zur beſtimmten Erkenntniß deſſen, was er wollen müſſe,

brachte ihn die Klage des jammernden Imans, daß sie nun verlassen seyen. »Verlassen« fiel der Bascha schnell ein, »sind wir wohl nicht, — verlassen ist nur jener, der sich selbst verläßt, — wohl aber sind wir auf eigene Kraft gewiesen.«

Und somit ging dann das gräßliche Spiel der sich zerstörend entgegenwirkenden Riesenkräfte seinen verderblichen Gang fort.

Mit Ende August war an mehreren Orten Bresche geschossen, die so zugänglich schien, daß der am 1. September gehaltene Kriegsrath einhellig den Sturm auf den folgenden Tag beschloß, jedoch auch der Meinung war, es würde, um Blut zu schonen, gerathener seyn, den Bascha bei dem nun schon schlechten Zustande der Mauern nochmals zur Übergabe aufzufordern, oder durch Verheißungen zu gewinnen. Bei der Wahl desjenigen, dem dies Geschäft anvertraut werden sollte, war manches zu berücksichtigen. Erstens schon mußte er der französischen Sprache vollkommen mächtig seyn, denn aus dem Antwortschreiben des Bascha auf die vorige Aufforderung, schien zu erhellen, daß ihm diese Sprache nicht unbekannt sei. Überdies durfte Gewandtheit, Anstand und Leichtigkeit im Ausdruck, so wie schnelle Fassungsgabe dem Un-

terhändler nicht fehlen, deſſen Perſönlichkeit bei einer Gelegenheit, wo gar nichts ſchriftlich abgethan werden ſollte und konnte, von doppelter, ja ausſchließender Wichtigkeit war.

Mehrere Offiziere von hohem Range waren dem Herzoge von Lothringen bereits vorgeſchlagen, als Ludwig von Baden auch Oliviern, dem er lange ſchon ganz beſonders gewogen war, in Vorſchlag brachte, und ihn als ganz mit dem zu dieſer Sendung nöthigen Eigenſchaften begabt, ſo nachdrücklich empfahl, daß ſie ihm augenblicklich wurde. Stolz auf das Vertrauen ſeines Feldherrn im erhebenden Gefühle des Ehrenvollen dieſes wichtigen Auftrages hatte Olivier kaum ſeine Befehle eingeholt, als er von einem Offizier und Dolmetſch begleitet ſich auf den Weg machte, und nach einigen kleinen Hinderniſſen in die Feſtung und ſelbſt vor den Baſcha gelangte, der in einem reichausgeſchmückten Saale von ſeinen Kriegsoberſten umgeben, zu ſeinem Empfange bereit war. Kaum eingetreten und ſeine Anrede beginnend, gewahrte Olivier eine plötzliche heftige Bewegung an dem Baſcha, die aber augenblicklich einem finſteren Ernſte Platz machte. Hierdurch nicht im geringſten geſtört, vollendete er mit allem Feuer der Beredſamkeit ſeine

Botſchaft. Allein abſchlägig und von Äußerungen des Unwillens begleitet, war die im abgemeſſenen, würdevollen Ton ertheilte Antwort. Auf dieſen Fall im Voraus gefaßt, bat Olivier um eine geheime Unterredung, die ihm mit dem Bedeuten gewährt ward, auch ſeine Begleitung abtreten zu laſſen, da bei Apdi Baſchas Kenntniß der franzöſiſchen Sprache der Dolmetſch überflüſſig ſei.

Kaum waren ſie allein, ſo ſprang der Türke mit großer Heftigkeit von ſeinem Sitze auf, und fiel Oliviern mit dem Ausrufe »mein Freund, geliebter Freund,« um den Hals. Die wohlbekannten Laute einer vormals oft gehörten Stimme, drangen zu Oliviers Herz, er erkannte in dem Baſcha, Coigni, ſeinen lang vermißten tief betrauerten Freund, und Thränen der innigſten Rührung floſſen über die männlichen Wangen. Doch bald machten die Ergießungen des freudetrunkenen Herzens der Neugierde Platz, mit der Olivier in ſeinen wiedergefundenen Jugendgeſpielen drang, ihm die Schickſale zu erzählen, die ihn, von ihrer Trennung angefangen bis hieher, auf dieſe hohe Stufe von Anſehen und Macht geführt hatten. Und Apdi Baſcha begann folgender Maßen:

Als ich über den Verluſt der mir anvertrauten

Ziege untröſtlich, und die harte Strafe fürchtend, die theure Heimath verließ, ging ich ohne Zweck und Plan in die weite Welt, wohin der Zufall mich führen würde. Frankreichs Grenze war mir die nächſte, und mir ſelbſt unbewußt, lenkten ſich meine Schritte nach derſelben. Nachdem ich ſie überſchritten, kam ich erſt zum Bewußtſeyn meiner ſelbſt, und der Nothwendigkeit mich irgend einer beſtimmten Beſchäftigung zu widmen. Da hörte ich in einer Schenke des großen Condé Heldenthaten rühmen, und beſchloß unter ſeinen Fahnen Dienſte zu nehmen. Im Lager angekommen, zu dem wachhabenden Offizier geführt, und ihm mit aller Offenheit meine Lage, ſo wie den Wunſch, als Freiwilliger aufgenommen zu werden, eröffnend, hörte mich dieſer, dem mein offenes ungezwungenes Weſen, wie er mir oft nachher ſagte, gefiel, nicht bloß gütig an, ſondern ſtellte mich ſelbſt dem Prinzen vor, der mich als Volontair aufnahm, und meinem Gönner zuwies. Mit allem Eifer widmete ich mich den Pflichten meines neuen Standes, ſo daß mir Bellefond, dies war ſein Name, ſeine Gewogenheit fortwährend ſchenkte, beſonders nachdem es mir gelungen war, ihn, da er bei der mörderiſchen Schlacht von Rocroy ſchon ganz von Fein-

den umrungen war, mit Hülfe einiger Kameraden zu befreien. Nach der Schlacht ließ mich der große Condé zu sich rufen, lobte mein gutes Benehmen, und ernannte mich zum Offizier. Alle Feldzüge hatte ich mitgemacht, und war (1665) zum Hauptmann vorgerückt, als Ludwig XIV. dem deutschen Kaiser ein Hülfsheer von 10,000 Mann gegen die Türken unter den Befehlen des Marschalls Coligny schickte, bei dem auch ich mich mit meinem Regimente befand. Vereint mit den kaiserlichen Völkern, die Montecuculi befehligte, rückten wir nach St. Gotthard, wo zwar die Türken eine Niederlage (1. August 1665) erlitten, ich aber trotz aller Gegenwehr das Unglück hatte, in ihre Gefangenschaft zu gerathen.

Der Großvezier Achmet Kiuprili, ein Mann von ausgezeichnetem Verstande, hatte durch den feurigen Ungestüm, mit dem die Franzosen in seine Reihen drangen, sehr viel Volk verloren, und sie, mit denen er zum ersten Male so hart zusammen getroffen war, schätzen gelernt. Er ließ sich daher die von ihnen gemachten Gefangenen besonders vorführen, und ward durch einen seiner Offiziere auf mich aufmerksam gemacht, der berichtete, daß meine Leute, als sie mich in Gefahr gesehen, das Unmögliche zu meiner Ret-

tung verſucht, und ich ſelbſt Wunder der Tapferkeit gethan hätte, ehe die Menge im Stande geweſen wäre mich zu erdrücken. Der Befehl mich in ſein Zelt zu bringen war die Folge davon, wo mir durch einen Dolmetſch mehrere Fragen über verſchiedene die Armee betreffende Gegenſtände gemacht, und bei meiner Entlaſſung dem begleitenden Offizier befohlen wurde, mich alſogleich in ſchwere Feſſeln zu ſchlagen, und ohne alle Schonung zu behandeln.

Nur zu getreu ward dieſer Auftrag beobachtet, und meine Lage durch überdachte ſchadenfrohe Grauſamkeit bald im höchſten Grade erbarmenswerth. Indeß bemühte ſich der Dolmetſch — der ein franzöſiſcher, aus Marſeille, wegen vieler ſchlechten Streiche entflohener Renegat war, das Vertrauen des Großveziers beſaß, und nach ſeinen Verhaltungsbefehlen handelte, mir nicht bloß das Ende meiner Leiden zu verſprechen, ſondern auch das Glänzende meiner Lage mit den lebhafteſten Farben auszumalen, wenn ich den Turban nehmen wollte. Lange widerſtand ich, allein zuletzt durch meinen jammervollen Zuſtand, und da ich in vier und zwanzig Stunden nach Aſien gebracht werden ſollte, zur Verzweiflung gebracht, ergab ich mich in mein Schickſal, und ließ dem Groß-

vezier meinen Entschluß wissen. Mit vieler Zufriedenheit äußerte er sich darüber, befahl mir alsogleich die Fesseln abzunehmen, die Imans herbeizuführen, um mich mit den Vorschriften des Korans bekannt zu machen, und ließ mir den Namen Apdi beilegen, den ich auch seither stets geführt habe. In dem durch mich während der Unterrichtszeit zu bewohnenden Zimmer fand ich einen kostbaren Turban, einen Säbel und reich besetzten Dolch, als ganz besondere Merkmahle von Achtung und Gewogenheit Kiuprilis, und als ich zum ersten Male ausging, brachte mir ein Diener zwei Beutel, deren einer mit Gold gefüllt, der andere die Ernennung zum Aga enthielt.

Nun war ich Türke, und an die Person des Großveziers gefesselt, begleitete ich ihn auf allen seinen Zügen, die nach geendetem Kriege in Ungarn eine andere Richtung bekamen. Im Jahre 1667 mit der Eroberung von Kandia beauftragt, war ich auch hier an seiner Seite, und darf es kühn behaupten, daß ich es war, der freilich erst nach zwei Jahren, einer in den Kriegs-Annalen beispiellosen Belagerung, den Fall der Hauptstadt und mit derselben des ganzen Eilandes bewirkte. Die Würde eines Seraskiers lohnte mich dafür, und als wir siegreich nach Con-

ſtantinopel zurückkehrten, wußte mich Kiuprili ſo nachdrücklich bei dem Padiſchach zu empfehlen, daß er mich zu ſehen verlangte, und mit Geſchenken, ſo wie mit Verheißungen überhäufte.

Nach zwei Jahren brach der Krieg mit Polen aus. Mir ward der Auftrag, das ſtark befeſtigte Kamienzik zu nehmen. Alle meine Erfindungsgabe hatte ich nöthig, um trotz der gewaltigen Hülfsmittel, die mir zu Gebote ſtanden, zum Ziele zu gelangen. Es glückte, der Krieg bekam hierdurch eine für unſere Waffen günſtige Wendung, und mit der Nachricht von dem geſchloſſenen Frieden, bekam ich auch jene von meiner Beförderung zum Baſcha von Bender. Hier lebte ich ruhig, und mit großer Macht bekleidet, die mich beinahe zum unumſchränkten Gebieter des ganzen Landes machte, und genoß des lang erſehnten Vergnügens einem meiner vormaligen Freunde Nachricht von mir geben zu können. Ich entdeckte nämlich unter den Gefangenen von Kandia, die zum Theil meiner Obhut anvertraut waren, einen jungen Mann von einnehmender Geſtalt, und nicht gemeiner Bildung, von dem ich auf wiederholte Nachfrage erfuhr, er heiße Dumont, und ſei ein Verwandter Bellefonds. Erfreut eine Gelegenheit zu finden, mich die-

ſem trefflichen Manne dankbar zu erweiſen, kaufte ich Dumont los, gab ihm ein Schreiben an Belleſond mit, und entließ ihn mit dem Auftrage, ſelbes meinem Freunde eigenhändig zu übergeben, und ihm alle jene Details mitzutheilen, die für einen Brief zu lang geweſen wären. Der Liebe meiner Untergebenen, der Gewogenheit des Großherrn, meines Monarchen, verſichert, ſchien mir kein anderer Wunſch übrig bleiben zu können, als jener nach der Fortdauer meiner Lage. Allein bei dem Wiederanfange der Feindſeligkeiten mit dem deutſchen Kaiſer (1682) ſah ich wohl voraus, daß ich aus meiner behaglichen Ruhe würde aufgeſtört werden. Doch nahm ich keinen unmittelbaren Antheil an dem Kriege, bis nach dem Tode des vorigen Baſcha allhier, der in dem von eurem Feldherrn nach der Entſetzung Wiens (1683) verſuchten Sturme verwundet bald darauf ſtarb, der Großherr mir dieſen wichtigen Platz anvertraute, auf dem du mich getroffen haſt, und den ich wohl nur mit meinem Leben verlaſſen werde.« — Hier endigte Coigni ſeine Erzählung, die Olivier mit mancher Ausrufung und theilnehmenden Frage unterbrochen hatte. Doch nun nahm er auch das Wort, wiederholte ſeine Aufträge mit allem Feuer der zärt-

lichſten Freundſchaft, ſo wie mit dem Nachdruck, den das höchſte Intereſſe an einer Sache, die nun ſeine eigene geworden war, den Ausdrücken geben konnte, und beſchwor den ſeltſam gefundenen Freund, wo nicht den Vorſchlägen des Abgeordneten, doch den Bitten des Freundes nachzugeben. Als Coigni hierauf nichts erwiederte, beſchrieb er ihm getreu alle die furchtbaren Anſtalten zum morgenden Sturme; die Schwäche der halbzerſtörten Mauern; den neu angefachten Muth der Belagerer durch den kürzlich erfochtenen Sieg, und das Nutzloſe des längeren Widerſtandes. Da auch nun noch keine Antwort erfolgte, rückte Olivier mit Verheißungen hervor, trug ihm Gold, Ehrenſtellen, eine ſeiner jetzigen Kriegswürde gleichkommende Bedienſtung, und die Zuſage aller durch ihn ſelbſt feſtzuſetzenden Bedingungen an. Endlich da alles dies nichts zu fruchten ſchien, beſchwor er ihn bei der heiligen Freundſchaft, die ſie verbunden hatte, ihn nicht troſtlos von ſich zu laſſen, er ſtellte ihm vor, wie ſeine Hartnäckigkeit ihn nothwendig verderben müſſe; wie ſie dagegen vereint bei und mit einander leben, und ſich des Glückes, das ſie zuſammengeführt hatte, lange noch freuen könnten. Dies Bild ſchien auf Coigni Eindruck zu machen, deutlich verriethen

seine Mienen die tiefe Rührung, die sein Gemüth bei dieser Vorstellung bewegte, doch schnell war die vorige Ruhe auf sein Antlitz zurückgekehrt, und erschöpft an Gründen wie an Athem sah sich Olivier endlich genöthigt zu schweigen.

Mit feierlichem Ernst erhob nun der Bascha seine Stimme, und erwiederte: »Du hast deinen Auftrag redlich vollzogen, so wie es deine Pflicht gebot, und ich habe dir Zeit gegönnt, um ihn seinem ganzen Umfange nach entwickeln zu können. Würde ich im Ernste geglaubt haben, daß du mich des Verrathes fähig hieltest, so wäre diese Schmach bereits in deinem Blute gerächt. Doch! ich kenne dich besser. Du hast deine Pflicht gethan, ich werde die meinige erfüllen; und dein Beispiel wird mich hierzu noch mehr anfeuern. Nur des Sultans Befehl allein kann mich zur Übergabe der Veste bewegen, und da dieser unmöglich bis morgen eintreffen kann, werde ich sie entweder erhalten, oder auf ihren Trümmern sterben. Du aber Freund, kehre nun zurück, und thue, was du mußt, schone aber dein Leben, denn unterliege ich nicht meinem finsteren Geschick, würde nimmer Zufriedenheit in mein Herz zurückkehren, wüßte ich

dich gefallen. Und nun lebe wohl, — möge es der Allmächtige fügen — nicht auf immer.«

Mit zerriſſenem Herzen und tief gefühltem Schmerz über den neuen Verluſt des kaum wiedergefundenen Freundes kehrte Olivier in das Lager zurück, über das Mißlingen ſeiner Sendung treue Rechenſchaft dem Heerführer ablegend, doch auch nicht verhehlend, wen er in den Baſcha gefunden, und welche feſte, unbeugſame Entſchloſſenheit der Mann dem Manne, der Freund dem Freunde entgegengeſetzt habe.

Am früheſten Morgen des nächſten, jedem Ungar heiligen Tages, beginnt der Sturm mit wüthender Heftigkeit. Aber verzweiflungsvoll iſt auch die Gegenwehr. Zweimal ſchon iſt die Breſche erſtiegen, zweimal verloren. Das Blut fließt in Strömen, die Türken erfüllen mit gräßlichem Geſchrei die Luft, der Baſcha iſt überall gegenwärtig, er verzehnfacht ſich, die Angreifenden verlieren den Muth. Da führt Ludwig von Baden friſche Truppen in das Feuer, unter ihnen iſt Oliviers Regiment und — er ſelbſt. Muthig eilt er heran, doch all ſein Blut ſtarrt zu Eis, da er ſeinen Freund an dem hohen Reiher auf dem ſtrahlenden Turban ſich gegenüber erkennt. — Ihn zu

retten iſt nur ſein einziger Gedanke. Raſch dringt er vorwärts, gräßlich wird das Blutbad, jeder einzelne ein Held, und auch der es nicht iſt, wird von den Nachdringenden vorwärts gedrückt, ſo daß ihm keine Wahl bleibt, als zu ſiegen, oder ſterben. — Endlich iſt die Mauer erſtiegen, Olivier einer der erſten auf derſelben, erblickt Apdi Baſcha umrungen, mit ſinkender Kraft, ſich der Menge erwehrend. »Halt!« »Halt!« ruft er mit der Angſt der Verzweiflung, und eilt den Freund mit ſeinem Leben zu retten, doch — da fährt eine mörderiſche Kugel ihm in die Bruſt, und ſtreckt ihn in demſelben Augenblick todt darnieder, als der Baſcha mit dem Ausrufe »Olivier« unter den tödtlichen Streichen der ergrimmten Sieger zu Boden fällt.

Der Margittafelſen in der Waag.

Wenn die Flöße auf den Fluten der reißenden Waag herabfahrend die Thurotz verlaſſen und die Trentſiner-Geſpanſchaft betreten, mahnet jeglicher ſeine Reiſegefährten zu frommem Gebet um Abwendung der grauſen Gefahr. Es zeigt ſich nämlich der »wüthende Fels,« der ſenkrecht in den Fluß vortretend die brauſenden Wellen zurückdrängt, alſo daß ſie, im Wirbel ſich drehend, jegliches Fahrzeug verſchlingen, dem es nicht gelungen, die ſchmale Straße zu finden, die es der Verderben drohenden Felſenmauer vorbei führt. Doch kaum hat es ſeine Kraft aus dieſer Fährlichkeit gerettet, ſo bräut ihm eine größere entgegen. Mit ſchäumendem Brauſen ſtürzt die Flut gegen eine Reihe von Felſen, »Margitta« genannt, die quer durch den Fluß ſich ziehend, die grimmigen Zähne aus der Tiefe herausſtreckt, die Bande des Fahrzeugs zu löſen, das des Fährmanns Kunſt nicht hindurch zu lenken vermochte. Nun er dieſe Gefahren überſtanden,

fürchtet der Schiffer keine mehr und freien Herzens beginnt er die Erzählung der Unfälle, die an dieſen Stellen begegnet, oder er kündet wohl auch die Sage, die dieſem Felſen den Namen gab.

In alter Zeit wohnte in der Gegend ein reicher, betagter Landmann, der gleichwohl noch den Muth hegte, eine junge Dirne als Braut heimzuführen. Gar bald mußte er den Schritt bereuen. Seine Tochter Margitta war das reizendſte Mädchen im Dorfe. Von Allen ertönte aus Einem Munde das Lob ihrer Schönheit und Sittſamkeit; doch ihrer Stiefmutter war ſie leider der beſondere Gegenſtand des wildeſten Haſſes. Nichts konnte das unglückliche Kind ihr zu Danke machen, wiewohl ſie ſtets ihren Willen ſchon im Voraus zu errathen ſuchte und Alles in demüthiger Unterwerfung vollführte; die ſtillen Thränen der Armen erbitterten ihre Tyranninn noch mehr, und Alles bedauerte die Unglückſelige.

Doch nicht ganz farbenlos ſollte Margitten ihr Leben entſchwinden. Es ſollte noch eines Sternes milder Schein es vergolden, bevor des Todes kalter Arm ihm allen Glanz für immer raubte. Solchen Eindruck hatte ihre trauernde Schönheit auf einen der beſten Jünglinge gemacht, daß er als Knecht bei ihrem Va-

ter ſich verdingte. Bald lohnte Gegenliebe ſein treues Werben. Nun trug Margitta noch williger die Laſt des Tages, ein Blick in ihres Lieblings Augen machte ſie aller Beſchwerden vergeſſen, vergeſſen der Stiefmutter liebloſe Behandlung. Ihres Lebens einzige freudige Augenblicke konnte ſie ihr doch nicht trüben und dieſe vergalten ihr reichlich die ſchmerzerfüllte Leerheit des übrigen Tages. Doch es ſollte nicht dauern, ſchon war der Funke entglommen, der ihr ſtilles Glück verzehrte. Des Jünglings Wohlgeſtalt hatte im Herzen der Stiefmutter ſolchen Eindruck gemacht, daß ſie ihres gegenſeitigen Verhältniſſes nicht achtend, alle Künſte aufwandte, um auch in ſeinem Herzen die Liebe, welche, ſo ſchien es ihr, bloß von Blödigkeit zurückgehalten ſei, zu erwecken. Doch zu tief war Margitta's Bild ſeinem Gemüth eingeprägt, als daß weit ſüßere Lockungen ihn ſeiner Liebe hätten ungetreu machen können. Er floh die Stiefmutter, er wich ihr aus, wo er konnte. Lange Zeit hielt dieſe in Selbſttäuſchung ſich hin, bis ſie endlich erkannte, ſie ſei verſchmäht und um die gehaßte, mißhandelte Margitta verſchmäht! In aufgeregter Wuth ſtrich ſie umher, ihr ſchwanden die Sinne, nur *eines* blieb ihr klar, die Gier nach der ungeheuerſten Rache.

Herrisch gebot sie der Unglücklichen, ihr einen Brief an eine entfernte Verwandte in der Thurotz zu bestellen. Margitta, den still duldenden Gehorsam gewohnt, that es ohne Widerrede und begab sich auf den Weg; auf Seitenwegen eilte die Wüthende ihr nach und erreichte das Mädchen gerade, als sie den Felsen vorüber ging. Mit wildem Geschrei stürzte sie auf Margitten zu, riß sie zu Boden und ohne ihr flehendes Bitten zu hören, schleppte sie sie unter gräßlichen Flüchen zum Abgrund und schleuderte sie hohnlachend in die Fluten, an der Stelle, wo jetzt der »wüthende Fels« die zürnenden Wellen rückwärts drängt. Kaum war die Unthat vollbracht, so erwachte ihr Gewissen. Aus der Tiefe überall her klang ihr Margitta's Namen entgegen, sie floh durch Wälder und Einöden, doch allenthalben sah sie die Unglückliche mit fliegenden Locken in die Fluten stürzen, nun verließ dieses Bild sie nimmer und jagte sie verzweiflungsvoll umher.

Indessen hatten die Wogen den Leichnam Margittens an die Felszacken geführt, welche seitdem ihren Namen tragen. Dort sahen ihn vorübergehende Landleute und zogen ihn mitleidig heraus, um ihn dem trostlosen Vater zu bringen. Trauernd stand das Dorf

um ihre Bahre. Schon erhoben ſich die Jünglinge durch des Knechtes Erzählung, dem der grauſe Zuſammenhang plötzlich klar wurde, zur Wuth geſtachelt, um die Mörderinn zu ſuchen, als ſie dieſe in den Feldern mit aufgelöſtem Haar umherſchweifen ſahen, beſtändig Margitta's Namen rufend und dazwiſchen ſeltſame Geberden machend. Racheglühend flogen die Jünglinge ihr nach, doch ſchneller als das Reh des Waldes entkam ſie ihnen zu eben dem Felſen, wo ihr Opfer gefallen. Sie ſtürzte ſich kreiſchend in den brauſenden Abgrund.

empfindlichen Streich beigebracht zu haben, ſuchte er bald mehrere gleichgeſinnte Geſellen um ſich zu verſammeln, und ſeinen Unternehmungen mehr Ausdehnung zu geben. Allein da dieſe nicht ſtets nach Wunſch ausfielen, die Beute nicht immer der daran gewagten Mühe und Gefahr lohnte und der Geſchmack an dem wüſten tollen Leben zunahm, wendete der Übermüthige ſeine Waffen nicht mehr zum Schutze, ſondern zum Verderben ſeines Vaterlandes, und ſank zum gemeinen Raubritter herab. Bald erſchollen die lauten Klagen der Bedrückten bis an den kaiſerlichen Hof, und da gütige Ermahnungen nur verhöhnt wurden, bot man die bewaffnete Macht der Geſpanſchaft auf, um dem beleidigten Geſetze Genugthuung zu verſchaffen.

Auch da noch ſetzte ſich der Verwegene zur Wehre, doch von den meiſten der Seinigen verlaſſen, der Übermacht erliegend und mit dem Bewußtſeyn an die rächende Gerechtigkeit verfallen zu ſeyn, keinen Ausweg der Rettung vor ſich ſehend, entfloh er zu den Türken, ſchwor den Glauben ſeiner Väter ab, und trat unter ihre Fahnen.

Nicht unwillkommen war ihnen der Mann, den ſie als verderblichen Feind wohl kannten und bei mancher blutigen Gelegenheit zu fürchten gelernt hatten,

ja recht ſehr willkommen auch aus dem Grunde, weil er nebſt ſeinem erprobt tapferen Arme und einem unauslöſchlichen Haß gegen ſeine vorigen Glaubensgenoſſen, unbändigen Ehrgeiz und Thatendurſt mitbrachte, zwei Geſchenke, die ſie herrlich zu benutzen hofften und beſchloſſen.

Zwei Jahre vergingen, ohne daß man etwas Weiteres von den Schickſalen des Renegaten erfuhr und ſein Andenken war bereits erloſchen, als ſelbes ſo plötzlich ſich erneuerte, daß es ſogar in der Geſchichte jener gräuelvollen Zeit einen Platz fand.

Szathmar, eine der wichtigſten Feſtungen Nieder-Ungarns, hatte nämlich im Jahre 1562 von den Türken eine ſchwere Belagerung auszuhalten, die ſich durch die Tapferkeit der Beſatzung und ihres heldenmüthigen Anführers Balaſſa in die Länge zog. Die Türken, des langen Widerſtandes müde, zogen mehrere Streitkräfte zuſammen, und ſeitdem Mahmud Jachiogles, der Kommandant der Veſte Szétſée, ein alter kriegserfahrener Held und einer der ausgezeichnetſten türkiſchen Feldherren in Ungarn, mit ſeiner Mannſchaft im Lager angekommen war, ward der Veſte auf das äußerſte zugeſetzt. Um dieſer Bedrängniß zu Hülfe zu eilen und ſeinen Bruder zu unter-

ſtützen, bot Johann Balaſſa, oberſter Befehlshaber der Bergſtädte, alle Streitkräfte des Adels auf, mit denen er gegen Szétſée zog, um entweder die ohne Befehlshaber befindliche Veſte zu nehmen, oder doch wenigſtens Mahmud zu deren Entſatz zurückgerufen. Dort angekommen, glaubte er ganz leicht ſich des Platzes bemächtigen zu können, ward jedoch ſehr empfindlich in ſeiner Erwartung betrogen, denn Sásváry, Mahmud's Lieutenant, führte den Befehl in Szétſée und hatte ſich mit einem ſchweren Eid verbunden, lieber ſein Leben, als den ihm anvertrauten Platz zu laſſen.

In der Hoffnung durch einen ſchnellen Überfall ſich der Veſte zu bemeiſtern getäuſcht, mußte Balaſſa ſich zu einer förmlichen Belagerung, die er mit zwei Falkonetten, dem einzigen vorhandenen Geſchütz, öffnete, bequemen, und dazu mehrere ſeiner Kriegsgefährten, als: Gabriel Docy, Georg Fantſi, Thomas Palffy, Johann Chruſits, Chuti, Soſa, Mathius, Chutor, Torrian u. a. m. herbeigerufen. Sásváry dagegen ſendete eilig einen Odabaſſa nach Filek an Haſſan, den dortigen Befehlshaber, um ſchleunige Hülfe von ſelbem zu begehren. Dieſer ſäumte auch nicht, ſeinem geängſtigten Glaubensgenoſſen, der ſich indeß auf das wackerſte vertheidigte, Luft zu

machen, und erſchien vor dem chriſtlichen Lager in ſolcher Eile, daß er die meiſten Heerführer ganz unvorbereitet überfiel. Zugleich öffneten ſich die Thore der Feſtung, und der Renegat machte einen ſo heftigen Ausfall, daß Balaſſa's Heer bald in die größte Unordnung gerieth und gänzlich geſchlagen und zerſtreut einen bedeutenden Verluſt erlitt. Am bedauerungswürdigſten war das Schickſal der Anführer, die dabei entweder Leben oder Freiheit verloren. Chruſits, Palffy, Chuti und Suſa wurden nach einer verzweifelten Gegenwehr gefangen, Chutor vom Pferde geſtoßen und ihm der Kopf am Boden liegend abgehauen, Mathius in die Eipel geſprengt, ertrank, Torrian mit zwei und zwanzig Wunden bedeckt, blieb auf dem Schlachtfelde unter den Todten, und der Oberfeldherr Balaſſa ſelbſt entkam nur mit Mühe, da er im dichteſten Getümmel mit dem Renegaten im Zweikampf verwickelt, ſelben zwar vom Pferde niederhieb, jedoch auch eine ſtarke Wunde in die linke Fauſt erhielt, wodurch er die Zügel zu führen unfähig, ſich der Willkühr ſeines vom Kampfplatze hinwegeilenden Pferdes überlaſſen mußte.

Durch dieſen Sieg aufgeblähet, kannte ſich der von ſeiner Wunde hergeſtellte Achmet (dieſen Namen

hatte er bei dem Übertritt angenommen) vor Stolz und Übermuth nicht mehr, besonders nachdem ihn sein Kaiser, dem er einen Theil der im Lager erbeuteten Kostbarkeiten sammt den vornehmen Gefangenen und 650 Christenköpfen übersendet hatte, zum selbstständigen Pascha von Szolnok ernannte. Hier suchte er durch öftere Ausfälle und Streifzüge auch in entferntere Gegenden seinem Vaterlande den größtmöglichsten Schaden zuzufügen, und übte alle Arten von Grausamkeit aus, so daß er sich weit umher furchtbar machte, und unter dem Namen des Sásvárer Pascha eine gräßliche Berühmtheit erlangte. Lange lächelte ihm das Glück und stets höher stieg er in der Gunst Solimans und in dem Ansehen der Türken, so daß er schon auf die höchsten Würden Anspruch machen zu können glaubte, da wandte es ihm plötzlich im Jahre 1566 den Rücken. — Als nämlich in jenem für die ungarischen Annalen durch Zriny's Heldentod zu Szigeth ewig ruhmvollen Jahre, Soliman der größte aller Beherrscher Stambuls mit seinen unzähligen Scharen nicht bloß Ungarn, sondern die ganze Christenheit zu verschlingen drohte, und an den Szigether Thermopylen mit seinem Tode alle die ungeheuren Riesenentwürfe scheiterten, he-

ſchloß der Großvezier Mehmet Sokolowitſch (auch ein Renegat) nach der Erſtürmung des theuer erkauften Szigeth mit einem großen Heere unter den Befehlen Mahmud's, des Paſcha von Stuhlweißenburg, und Osmans, Statthalters von Karamanien, das kaiſerliche Lager bei Raab anzugreifen. Blutig abgeſchlagen ward dieſer Verſuch, Osman dabei getödtet, Mahmud gefangen und das Heer in Unordnung gebracht. Schnell übernahm der Sásvárer Paſcha den Oberbefehl, und rückte auf die zweite bei Komorn gelagerte Abtheilung des kaiſerlichen Lagers, in deſſen Untergang zu tilgen der Brüder Schmach. Doch auch hier ſollten ihm keine Lorber erblühen, denn Echio von Salm empfing den Raſenden auf eine Art, die ihm das Wiederkehren erſparen ſollte. Noch größer war die Niederlage hier als bei Raab, und nur der außerordentlichen Schnelligkeit ſeines Roſſes verdankte Achmet ſeine Rettung.

Durch dieſen ungünſtigen Erfolg verrückte ſich die Erreichung ſeines Zieles bedeutend, denn außer den beſtändigen Neckereien mit ſeinen Nachbarn findet man nichts von ihm aufgezeichnet bis 1579, wo ſein unruhiger Geiſt ihn bis in die Zempliner Geſpanſchaft führte und ihm dort 400 Reiter ſammt dem Grafen

fen Niklas Drugeth von Homonna in die Hände ſpielte. Dieſer junge feurige Mann, Obergeſpan deſſelben Komitates, den Bedrückungen des Volkes ein Ende zu machen, rückte den herankommenden Türken entgegen, und ließ ſich, von ſeinem Eifer zu weit verleitet, durch eine verſtellte Flucht in den Hinterhalt Achmets locken, wo er dann von allen Seiten umringt, und mit Wunden bedeckt in die Gewalt des Renegaten fiel, und von dieſem bis zur vollendeten Heilung zu Szolnok aufbewahrt, dann aber nach Conſtantinopel geſendet ward. Bei dieſer Gelegenheit bekam Achmet auch des Grafen Streitroß, ein ſchwarzes Pferd von ganz außerordentlicher Schönheit und Güte, das er fortan in allen Schlachten ritt, und als ein beſonderes Unterpfand eines günſtigen Schickſales betrachtete. Auch ſchien ihm dies Wort zu halten bis 1581, wo er auf einem abermaligen Streifzuge bei Nadudvár geſchlagen und ſchwer verwundet, nur mit äußerſter Mühe entfloh.

Endlich ſtand er im Jahre 1587 an dem Ziele ſeiner Wünſche, denn zur Belohnung der mannigfaltig wichtigen der Pforte geleiſteten Dienſte erhielt er die wichtige Statthalterſchaft von Bosnien, und ſah ein ganzes Volk zu ſeinen Füßen. Nun war er von ſtol-

zen Entwürfen unaufhörlich gefoltert, deren Ausführung ihm unmöglich war, da der mit dem deutschen Kaiser geschlossene Friede alle Gelegenheit dazu benahm. Unerträglich war ihm diese Ruhe, unaufhörlich sann er nach, wie er sich bei seinem Herrn in noch höhere Gunst setzen, wie er seinen Ruhm noch weiter verbreiten könnte. Leicht war es beschlossen, einen großen Raubzug in die diesseitigen Staaten zu unternehmen, den Friedensbruch sollte der glückliche Erfolg und reiche Geschenke bei dem Großherrn entschuldigen, die Menge der Sklaven und die Größe der Beute seine Habsucht befriedigen.

Mit aller disponiblen Heeresmacht brach der bosnische Statthalter auf, erfrischte seine Truppen zu Szigeth und fing seine Verheerungen an der Murau und gegen die steyrische Grenze an. Durch die unerwartete Nachricht von der Ankunft des Feindes mitten im Frieden plötzlich aufgeschreckt, eilte das Volk auf allen Seiten zu entfliehen, und gab Hab und Gut den Räubern Preis. Doch Graf Georg Zriny ohnedies stets auf der Hut, und ein würdiger Sprosse seines Heldengeschlechtes, in dem Tapferkeit und Türkenhaß zum Familienerbtheil gehörte, stämmte sich bald der überströmenden Flut entgegen, lockte die

Unvorsichtigen zwischen unwegsame Moräste, und brachte ihnen eine solche Niederlage bei, daß sie über 2000 Mann todt auf dem Platze, und eben so viele gefangen in den Händen der Sieger liegen ließen. Achmet selbst, im Vertrauen auf seinem Glück verheißenden Rappen, glaubte sich durch eine sumpfige Furt retten zu können, wäre jedoch bald von dem versinkenden Pferde erdrückt worden, das sich auf keine Weise aus der Pfütze herausarbeiten konnte. Schnell warf er sich von demselben herab, suchte sich im Schilf zu verbergen, und des Nachts weiter zu gelangen. Nur mit Mühe konnte er fort, seine Kleider gingen in Stücken, die Fußbekleidung zerriß, die Füße wurden wund, kaum trugen sie ihn noch weiter, da mußte er sich entschließen, ein kostbares Tiegerfell, das Geschenk einer fröhlichen Laune seines Herrschers in Stükken zu schneiden, und selbe um die Füße zu winden. Mit Hunger und Durst, Furcht vor Entdeckung, mit Blöße, Schmerzen und Entbehrungen jeder Art kämpfend, erreichte er endlich am fünften Tage auf großen Umwegen die Seinigen in einem Zustande, weit von demjenigen verschieden, in dem er ausgegangen war.

Allein sein Glücksstern war nun auch untergegangen, selten leuchtet er dem Menschen bis zum Ende in

ſeinem vollkommenen Glanze — und grauſe Finſterniß trat an die Stelle desſelben.

Der bedeutende, bloß durch Achmets Übermuth herbeigeführte Verluſt, von den Freunden der dabei getödteten oder gefangenen angeſehenen Paſchen und Heerführer auf das bitterſte beklagt, und die Beſchwerden der kaiſerlichen Geſandten über einen ſo ſchändlichen Friedensbruch, beſonders aber der unglückliche Ausgang des Unternehmens, hatten ihm zu Conſtantinopel übles Spiel angerichtet, und kaum war er zu Hauſe, als ein Tartar mit dem Befehl ſeiner Abſetzung erſchien, und ihn zugleich zur perſönlichen Verantwortung an den Hof beſchied. Von dieſen Maßregeln wenig Gutes hoffend, raffte der Renegat alle ſeine durch ſo manchen Raubzug zuſammengebrachten Schätze und Koſtbarkeiten zuſammen, um ſelbe unter die Miniſter zu vertheilen, und durch dieſes an chriſtlichen und unchriſtlichen Höfen in alter und neuer Zeit gar oft mit Erfolg angewandte Hülfsmittel das heraufſteigende Ungewitter zu beſchwören. Allein da er alle jene Freunde, auf deren Unterſtützung er hoffte, gegen ſich eingenommen fand, und der Janitſcharen Aga ihm berichtete, daß bei dem heftig aufgeregten Unwillen des Großherrn die ſeidene Schnur ſeiner

unfehlbar warte, entſchloß er ſich in einem Anfalle von Verzweiflung Gift zu nehmen, was er für den Fall, als er in chriſtliche Gefangenſchaft geriethe, ſtets bei ſich führte, und ſtarb in eben dem Augenblicke, als ihm der Befehl ſeiner Hinrichtung verkündet ward, mit dem Fluche von Tauſenden ſeiner angebornen und angenommenen Mitbürger beladen, die ſein unbändiger Ehrgeiz unglücklich gemacht hatte.

Des Willens Kraft.

Unter den Sternen erſter Größe, die im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert den ungariſchen Horizont hell und glänzend erleuchteten, waren die Grafen von Thurzo, gleich ausgezeichnet durch Macht, Reichthum und hohe Würden, wie durch wichtige Dienſte dem Staate im Krieg und Frieden geleiſtet. Auf jedem Blatt der Annalen jener Zeit erblickt man ehr- und ruhmbekränzt den Namen dieſes hohen Geſchlechtes, das, obgleich längſt ausgeſtorben, ewig in der dankbaren Erinnerung kommender Enkel leben wird. Nicht entſproß zwar urſprünglich Ungarns kräftigem Boden der edle Stamm, doch kaum verpflanzt, ſchlug er tiefe Wurzeln in der heimathlichen Erde, und umfaßte mit Kraft und inniger Liebe das neue Vaterland, von deſſen älteren Söhnen er nur ſelten erreicht ward, übertroffen niemals.

Nur Vermuthung, nicht Gewißheit iſt es, daß Polen die Wiege der Thurzo's geweſen ſei, groß die

Wahrscheinlichkeit, daß sie von dort nach Österreich einwanderten, und die Schlösser Grafeneck und Raucheneck besaßen. Anton Steyerer führt in seiner Geschichte Herzog Albrechts II. von Österreich eine Urkunde vom Jahre 1363 und in derselben einen Johann Thurs von Raucheneck an; von hier mag wohl entweder dieser Johann selbst oder doch ein Sohn desselben unter Kaiser Sigmund, der den Fremden ganz besonders hold war, und ihnen nicht bloß den Eingang nach Ungarn erleichterte, sondern sie noch überdies mit Gütern und Ehrenstellen überhäufte, eingewandert seyn, denn schon drei und dreißig Jahre später, nämlich 1396, finden wir einen Martin Thurzo, Kastellan von Zips, unter jenen aufgezeichnet, die ihr Leben aus der unglücklichen Schlacht von Nikopol retteten, und nach langem Herumirren endlich wieder bei den Ihrigen eintrafen. Doch auch dieser steht noch einsam in dem Geschlechtsregister und die Namen seiner unmittelbaren Nachkommen sind unbekannt, so wie ihre Thaten und Verdienste, bis wir sie in Gesellschaft der mächtigen Augsburger, Fugger, in dem Besitz der ungarischen Bergwerke, der ersten Reichswürden, so wie ungemessener Reich-

thümer ſehen, deren erſte Erwerbung einem ſeltſamen Ereigniß zuzuſchreiben iſt.

Lange ſchon hatte man den Bergbau in Ungarn betrieben und edle Metalle dem verbergenden Schooß der Erde mit emſiger Hand entriſſen, doch ohne wiſſenſchaftliche Kenntniß das Gewerbe gleich jedem andern bloß mechaniſch gefördert. Nicht konnte auf dieſe Art das für den Staat ſo wichtige Geſchäft ſich aus der erſten Kindheit, nicht das niedrige Handwerk zur Kunſt, ja endlich zur Wiſſenſchaft emporſchwingen. Ein dichter Schleier verbarg noch die Art, Metalle zu behandeln, beſonders aber ſie zu ſcheiden, zum großen Nachtheile des Staates, ſo wie zum Vortheil der Nachbarn, die hierin, wenn auch nicht ſo weit wie heut zu Tage, doch weiter als Ungarns kriegeriſche Söhne gekommen waren. Wenig nützte den Königen der Beſitz reicher Gruben, vortheilhafter ſchien es, ſie zu verpachten, und dies Syſtem anlockend für ſo manchen auf dem Felde der Induſtrie Bewanderten, fand der Vertheidiger ſo viele, daß es bald angenommen ward. Erneſt Hampo, ein Ausländer, war im Beſitze der ungariſchen Bergwerke, als Johann II., Graf von Thurzo (geſt. 1508), die Neuſohler Kupfergruben von ihm um zwanzig Gold-

gulden in Pacht nahm *). Die Unternehmung hatte ganz guten Fortgang, besonders da die Fuggers sich mit Thurzo verbanden, und die Versendung des von jenem gewonnenen Metalles leiteten, überhaupt, gestützt auf ihre zahlreichen Verbindungen in ganz Europa, das Merkantilische der ganzen Unternehmung übernahmen. Groß war der Gewinn, den beide Theile aus ihren Bemühungen zogen, doch nicht ohne Befremden für Thurzo, daß sich die Bestellungen der Venetianer auf das ungarische Kupfer mit jedem Jahre mehrten. Bald hatten es die Fuggerischen Agenten, durch Thurzo aufgefordert, herausgebracht, nicht zu wundern sei der Venetianer Begierde nach Graf Thurzo's Kupfer, denn eine geheime Kunst sei ihnen eigen, aus diesem Metalle Gold auszuscheiden, das in beträchtlicher Menge gewonnen, beträchtlichen Gewinn bringe. Dem Staunen über diese nicht geahnete Kunde folgte alsbald der Wunsch, in den Besitz des Geheimnisses zu gelangen, der sich besonders bei Graf Johanns älterem Sohne, Georg, einem feuri-

*) Er erhielt den Namen eines Grafen von Neusohl und Kremnitz und ward später auch königlicher Münzgraf, wie dies aus den zu seiner Zeit geprägten Gold- und Silbermünzen ersichtlich ist, auf deren Aversseite die Buchstaben H. T. (Hans Thurzo) stehen.

gen raſchen Jüngling, heftig ausſprach. Nicht Eigennutz, ſondern der kräftige Wille, dem Vaterlande durch Verpflanzung einer wichtigen Entdeckung zu dienen, reiner Eifer für das Gute, von dem er ſpäter ſo herrliche Beiſpiele gab, entflammten mächtig des Jünglings edle Seele, und ſein Entſchluß ſtand feſt, nicht Miethlingen das wichtige Werk zu vertrauen, ſondern ſelbſt es zu übernehmen. Nicht leicht war die Ausführung, denn mit eiferſüchtiger Wachſamkeit bewahrten die Venetianer die ſeltne goldbringende Kunſt, Mittheilung lag ſo wenig als bei allen ihren Staatseinrichtungen in ihrem Charakter, konnte wohl auch nicht darin liegen, und Verſchwiegenheit zu bewahren — verſtand man nirgend in der Welt beſſer, als auf St. Markus argliſtigem Gebiete. Daß auf geradem Wege nichts auszurichten ſei, konnte keinem Zweifel unterliegen, mit Liſt mußte gewonnen werden, was Liſt der Wiſſenſchaft, dieſem Gemeingut des Menſchengeſchlechtes, vorenthielt. Darnach entwarfen die beiden Grafen ihren Plan und Georg ſchritt ungeſäumt zu deſſen Ausführung.

Eine Reiſe durch die vorzüglichſten Städte des oberen Italiens unter fremdem Namen unternommen, führte unſern Mann gleichſam zufällig nach Venedig,

wo nichts als Vergnügen in allen ſeinen Geſtalten ihm Beſchäftigung, ja Zweck und Beſtimmung ſchien. Am ſicherſten hoffte er durch eine gehaltloſe ſchaale Außenſeite die Aufmerkſamkeit der ſtets argwöhniſchen Inſel-Deſpoten von ſich abzulenken, und den hundertäugigen Argus in dem Mantel der unbedeutenden Gemeinheit zu täuſchen. Während ſein Haus von lärmenden Vergnügungen ertönte, während glänzende Feſte nicht unbedeutende Summen hinwegrafften, und Graf Georg, den, wie es ſchien, ihm ehrenvollen und wünſchenswerthen Namen eines der erſten Wollüſtlinge Venedigs täglich mehr verdiente, hatte er ſeinen Zweck nicht aus dem Auge verloren und alle Mittel angewandt, um ihm näher zu rücken. Doch entſprach der Erfolg keineswegs ſeinen Wünſchen, denn mit allem verſchwendeten Golde konnte er es nur ſo weit bringen, den Ort zu erforſchen, wo die geheime Operation vorging, allein jeder Verſuch, Zutritt zu erhalten, wenn gleich noch ſo fein angelegt, war bisher geſcheitert. Nach gerade fing Graf Georg an des vergebenen Spieles, das ſeinem Charakter gar nicht zuſagte, müde zu werden, als er endlich zu bemerken glaubte, daß eine geheime unſichtbare Hand allen ſeinen Wünſchen entgegen ſtrebe.

So war es auch in der That. So versteckt auch sein Plan angelegt war, so konnte er doch die nie ermüdende Wachsamkeit der venetianischen Polizei nicht einschläfern, man umlagerte ihn mit Spionen von allen Seiten und bald hatte man es weg, wer er sei und was er wolle? Da der Mann viel Geld verzehrte, und nachdem seine Absicht enthüllt war, nicht schädlich seyn konnte, ließ man ihm einige Zeit sein Spiel treiben und begnügte sich damit, alle seine Anschläge zu vereiteln; endlich schien es aber genug zu seyn, und eines Morgens, als Graf Georg abermals einen seiner listigen Versuche, auf dessen Gelingen er die größten Hoffnungen gebaut hatte, gescheitert sah und nun seine Erfindungsgabe erschöpft war, trat ein Diener des hohen Rathes herein, der ihm andeutete, sein Name und seine Plane seien entdeckt, und seine Gegenwart in der Republik von nun an überflüssig — ja unangenehm. Nicht verkennen werde er die Milde der hohen Signoria in diesem Verfahren, und die Achtung, die sie gegen seinen Vater bezeuge.

Mit schwer verhaltenem Grimm verließ Graf Georg die Inselstadt, denn überlistet sah er sich dem Spott und Hohngelächter der stolzen Republikaner

Preis gegeben, Zeit, Geld und Mühe verloren, eine unwürdige Rolle gespielt und — seinen Zweck nicht um einen Schritt näher gerückt. Doch eben dies alles entflammte seinen Muth noch mehr, gab Riesenkraft seinem Vorsatz, unerschütterliche Stärke seinem Willen und endlich auch das ersehnte Gelingen.

Tief in sich gekehrt, düster brütend über einen Gedanken, der nur noch als Keim eines Planes in düsterer Ferne mit unbestimmten Formen schwebend, der näheren Gestaltung wartete, so verfolgte er halb bewußtlos die Straße nach der fleißigen Steyermark, von dort Tyrol sich zuwendend, um in beiden Ländern die Bergwerke zu befahren und Ausbeute an Kenntnissen kostlicher als jene, die der Menschen unersättlicher Fleiß aus der Erde finsteren Tiefen an das Licht brachte — sich eigen zu machen. Mehrere Monden verstrichen, und Georg trat die Rückreise nach dem Vaterlande an. Doch plötzlich verschwand er von der Straße, von einem einzigen treuen Diener begleitet, das übrige Gefolge hatte den gemessenen Befehl erhalten, fort zu ziehen, seine Abwesenheit bestens zu verbergen, und den Vater über des geliebten Sohnes Schicksal zu beruhigen.

Die erste Sorge war, sich ärmliche Kleidung zu

verſchaffen und Bart und Haar wachſen zu laſſen, um ſelbſt für nähere Bekannte unkenntlich zu werden. In kleinen Tagereiſen, mit manchen theils willkührlichen, theils unwillkührlich herbeigeführten Verzögerungen näherte ſich der wißbegierige junge Mann, zu Fuße in abgenützter Bettlerkleidung mit verwildertem Angeſicht, jener dem tobenden Meere aufgedrungenen Stadt, die er kurz vorher im hellen Glanze des Reichthums und Überfluſſes verlaſſen hatte. Noch ſchien ihm dieſer Abſtand nicht groß genug, darum fügte er ſeinem anſcheinend erbarmenswürdigen Zuſtande auch noch den Schein der Blödſinnigkeit hinzu, und hielt ſich, zu Venedig angelangt, vorzüglich in jener Gegend auf, wo die Kohlenſchiffe landeten. Hier trieb er ſich in halb wahnſinniger Unruhe herum, ſprach die Vorübergehenden um eine Gabe an, hüpfte, tanzte, unterhielt ſich mit Schwänken und half wohl auch mitunter den Laſtträgern bei ihrer Arbeit. Endlich ward er mehr gebraucht, und da er mit jedem Lohn zufrieden war und ſeine Verrichtungen pünktlich vollzog, gab man ihm gar oft den Vorzug vor den andern, ſo daß er ſtets beſchäftiget ward.

Durch dieſes mühſam fortgeſetzte Betragen gelang es ihm, die Aufmerkſamkeit der Regierungs-

aufseher zu erregen, die bei der geheimen Metallschmelzung angestellt waren und in stäter Verbindung mit den Kohlentransporten vom festen Lande standen. Als Tagelöhner zu den gröbsten Arbeiten gebraucht, war es ihm freilich nur vergönnt, in die Vorhalle des mysteriösen Tempels zu treten, allein auch dies schon war viel gewonnen, leuchtete doch nun die Hoffnung weiter, ja bis an das mühsam gesuchte Ziel zu gelangen. Und — sie trügte auch nicht. Der blödsinnige Mensch, der sein zugemessenes Tagewerk sklavisch, aber mit aller Treue verrichtete, schien so wenig gefährlich und so gut zu verwenden, daß man ihn bald zu den geheimsten Arbeiten zuließ und unbesorgt um seine Gegenwart der Kunstgriffe keinen verbarg. Mächtig schlug dem Edlen das Herz im Busen, als er sich nun der mit so schweren Aufopferungen errungenen Erfüllung seines heißen Wunsches nahe sah, mühsam konnte er nur den Ausbruch der ungestümen Freude zurückhalten, und schwerer war ihm seine Rolle nie geworden, als jetzt, wo er den mächtigen Durst nach Wissen an der Quelle sitzend nur tropfenweise, nur verstohlen löschen durfte.

Beinahe ein ganzes Jahr, in peinlicher Verstellung dahingebracht, war nun verflossen, aber der Zweck

erreicht, das große Werk vollendet, Graf Georg in Beſitz alles deſſen, was er ſo eifrig geſucht, was ihm liſtig vorenthalten, was von unberechenbarem Vortheil für ihn und ſein Vaterland — das theure, das geliebte — ſeyn ſollte. Doch nun war des Opfers auch genug, der verkappte blödſinnige Tagelöhner verſchwand, um in ſeines Vaters Armen die lang entbehrte Wonne des ſüßen Wiederſehens zu genießen, und ſeinem Vaterlande die Früchte ſeiner ausdauernden Anſtrengung zu widmen. Nicht ging das edle Metall weiterhin nach Venedig, man übte die Kunſt der Scheidung mit Erfolg zu Hauſe, ſo daß die Thurzonen (Georg folgte ſeinem Vater in allen Ämtern und Würden) ungeheure Reichthümer erwarben, dem Könige nun erſt die Bergwerke reichliche Zinſen trugen, und ein Heldenſtamm gegründet wurde, der durch anderthalb Jahrhunderte dem hart bedrängten Vaterlande ein ſtarker Thurm und feſter Hort war, an dem ſo manche Alles zu verſchlingen drohende Welle zu leerem Schaum und ohnmächtigem Dunſt zerſtäubte.

Der Mädchenbrunnen zu Pöſtény.

Unferne der, dem Volkswahne nach, ſchon den Römern bekannten Heilquellen zu Pöſtény, zeigen ſich die Trümmer einer alten Kirche, ehedem der Brüder des Tempels, Zeuge der wunderſamen Steinbilder, die aus den ſchattigen Trümmern, wie die letzten Laute untergegangener tiefer Weisheit, den einſamen Wandersmann anſtarren. Nahe an der Kirche quillt ein klarer Born aus der Tiefe, an dem ſchon ehemahls die Ritter des rothen Kreuzes die kampfesmüden Sinne labten, und wo ſie noch jetzt als hehre Rieſengeſtalten in ſchauerlicher Mitternacht umkreiſen, klagend um ihren herrlichen Stamm, durch argen Frevel geſtürzt, gleich dem gewaltigen Fels des Gebirges, den die von der Schwäche gelegte Mine donnernd aus ſeinen weltalten Fugen reißt und in das Thal niederſchmettert.

Doch nicht bloß die grauſenden Erſcheinungen der Geiſterwelt umkreiſen dieſen Born. Seinem Rande

entſchweben auch ſüße Orakel für liebende Herzen. Alljährlich in der Nacht, welche dem Feſttage des heiligen apoſtoliſchen Königs Stephan vorhergeht, der hier mit eigener Hand den Grundſtein zur Kirche gelegt und deſſen ſeliger Geiſt noch liebend ſeine Schöpfung umſchwebt, wandern die mannbaren Jungfrauen um die Mitternachtsſtunde hinaus, an dieſen Brunnen die Krüge zu füllen, deren Welle am morgenden Feſttage mit friſchem Glanze ſie ſchmücken ſoll. Im eifrigen Gebete knien ſie dann auf der Kirchenſchwelle hin, denn es geht die alte Sage, daß ſich frommen Gemüthern, die alſo den Heiligen ehren, am andern Morgen, der für ihr Leben beſtimmte Gefährte auf dem Kirchengange in der Geſtalt des erſten ſie begegnenden, unverehlichten Mannes zeige. Seit alter Zeit gehen die Jungfrauen, um aus der heiligen Flut Gewißheit für ihres Herzens heimlichſtes Hoffen zu hohlen, und alſo kündet eine liebliche Sage den Urſprung des frommen Gebrauches.

Gleich einer Roſe erblühte Boritza, Bolko's Tochter, doch gleich der Königinn der Blumen umſtarrten auch ſie rauhe Dornen. Gern hätten dieſe Dornen die milde Hand inniger Liebe mit neidiſchem Stachel vertrieben, wenn es für die Liebe einen gäbe.

Reiches Beſitzthum gab Bolko ein großes Anſehen in der Landſchaft umher, doch hart wie das Metall in ſeinen Kiſten, ſtieß er mit rauher Sitte jegliche herzliche Annäherung zurück. Weniger mit beſtimmter, drückender Härte, als mit rauhem Mangel väterlicher Liebe quälte er ſein duldendes Kind, das ihm nichts war, als ein lebendiges Weſen; ſein Herz ſchlug nur für todten Glanz. Doch auch dieſen Wermuthskelch ſollte Boritza leeren. Sie war beſonderer Obhut der Schweſter ihres Vaters untergeben, deren Schönheit und Jugend längſt verdorrt war; denn gleich der Flechte auf harten Felſen, hatte ſie ihr Leben nie zur Blüte gebracht. Feſſellos haftete ſie auf dem Stein, und nimmer hatte ſie erfahren, wie ſüß es ſei, mit allen Herzwurzeln den Boden zu durchranken, daß er eins mit der Pflanze und jegliche Trennung ihr auch Tod wird! — Gleich dem feuerſprühenden Zauberdrachen, der zu ſeiner Pein ihm nutzloſe Schätze hütet, durchſchlich ſie die Gänge der Burg, mit neidiſchem Blick das arme Mädchen verfolgend. Giftigen Mehlthau nannte ſie die Liebe, denn ſie kannte nicht den heiligen Thau, welcher der ſchweren Erde entſtiegen, an des Mondes reinem Strahl ſich läutert und dann allnächtlich, wenn

das wilde Getümmel ſchweigt und bloß die Nachtigall ſchwermüthige Liebesklagen durch die Zweige flötet, in die träumeriſch nickenden, halbgeſchloſſenen Kelche der Blumen ſinkt, daß ſie dann dem großen Weltauge mit überirdiſcher Zauberſchönheit entgegenſtrahlen. — Zu magdlichem Dienſt trieb ſie mit rauhem Scheltwort und geheimer Schadenfreude die unglückſelige Boritza, zernichten wollte ſie die ſchöne Knospe, die ein Meer von Lieblichkeit in ſich ſchloß, von der ihr Sinn nie nur einen Tropfen hätte ahnen können. — Aber es ſollte ihr nicht gelingen und ihr Bemühen zog über Boritza's blendende Schönheit nur den milden Schleier ſchmerzlicher Sehnſucht, die zum Himmel emporſchaut und mit einer funkelnden Thräne, die dem tiefſten Herzen heimlich entquollen, die gefeſſelten Gemüther unfehlbarer, mächtiger nach ſich zieht, als es das glänzende Banner des fröhlichen Lebens vermag. Tief in die Blätter der ſchüchtern ſich öffnenden Knospe war ein Tropfen jenes milden Liebesthaues geſunken, und mochte auch von außen der giftige Wind der Wüſte ſtürmen, im innerſten Herzen der Blume thronte die heilige Kühle, thronte der Thautropfe vom Himmel, der ſtets mit neuem tieferm Leben die ſchmachtenden Blätter durchzog. Imre war es, der

in Boritzens Seele die ſchlafenden Gefühle weckte. Herrlich hob er ſich empor, gleich den ſchlanken Tannen des Gebirges, unter der Lockennacht blitzte das ſchwarze Auge, als ſollte ſein Strahl vernichten, aber ſah er die, die er zur Herrinn ſeines Herzens erkoren, glänzte es mild, wie der ſinkende Abendſtern, den des Meeres kühle Wogen umrauſchen. Sonſt hatte Boritza nur die Dornen und Klippen des Lebens gekannt, nirgends hatte für ſie in den rauhen Klüften ein Blümlein geblüht, und doch wälzte es jedesmal von ihrem Buſen eine ſchwere Laſt, wenn des Vaters rauhes Wort einen Freier verſcheuchte; doch ſeitdem der Strahl aus Imre's Auge in ihr Herz hineingeleuchtet hatte, war es, als hätte das rauhe Geklipp Leben bekommen, tauſend Blumen waren ihr aufgegangen und umwoben die ſcharfen Felſen, die ſo oft ihr weiches Gemüth verwundet hatten, mit einem linden duftenden Teppich; über der Muſik, die ihr Herz wie Flötentöne in der Mondnacht durchtönte, verhörte ſie das feindliche Schelten der widerwärtigen Mächte in der Außenwelt, das nun nur mehr an die Schale ihres Heiligthums anbranden konnte, doch nimmermehr in ſeinen Kern dringen. Doch goß ihr des Schickſals Eiſenhand in die Honig-

tropfen mit vollen Zügen des Leidens bittern Wermuth. Nur heimlich durfte ihre Liebe blühen, daß der Neid ſie nicht zerknickte, und eignen ſtillen Reiz gab das ſüße Geheimniß, das, am innern Leben überreich, ſich ſchamhaft dem Auge der Welt verbarg, gleich der Nachtviole, die im Sonnenſchein, ihre Düfte im tiefen Kelch begrabend, ſie erſt am blauen Mondesſtrahle aushaucht. Aber ein ewiger Stachel zerfleiſchte ihr blutendes Herz: ſie liebte hoffnungslos, denn Imre, aus edlem Geſchlecht entſproſſen, beſaß nichts als ſein liebreiches Herz, das, rein wie Gold, unendlich das todte Metall überwog. Der Alte hatte geſchworen, nur dem dieſes herrliche Kleinod zu laſſen, der ſeinen Mammon ihm zu verdoppeln vermöchte. Trüb und blütenlos, eine graue Nebelwüſte, lag das Leben vor ihr, kaum erhellt durch die Augenblicke, wenn ſie am engen Fenſterlein den Geliebten kommen ſah, der mit Lebensgefahr die Mauer erkletterte, um durch das neidiſche Gitter die zarten Hände zu faſſen und holdes Liebesgeflüſter zu tauſchen. Einſt hatten ſie in ſüßen Klagen und Thränen, in Hoffnung und unendlicher Sehnſucht die Stunde überhört, die gebieteriſch an den Abſchied mahnte; plötzlich wurden ſie von der Alten überraſcht, die ſchon

lange jeglichen Winkel mit spähendem Argwohn durchgewandelt. Mit einem gellenden Schrei weckte sie die Liebenden aus ihrer süßen Betäubung. Erschrocken flehte Boritza ihren Geliebten zu entfliehen und als er, bloß auf sie bedacht, damit zögerte, enteilte sie selbst dem unglücklichen Orte, der ihres Glückes Grab geworden war, verfolgt von dem Zorne der Alten, den nicht einmal Boritzens demüthige Hingebung entwaffnen konnte. In stillen Thränen durchweinte sie die Nacht, als schon längst des Schlafes bändigende Kraft die Wuth ihrer Verfolgerinn schweigen gemacht hatte.

Am Morgen wankte die bleiche Boritza durch die öden Gänge, die für sie zum Gruftgewölbe geworden waren, als ihr rauher Vater von Neuem begann, ihr Herz mit bösen Worten zu zerfleischen. Zuletzt rief er Imre und gebot dem unglücklichen Jüngling unter drohenden Flüchen, der Burg zu entfliehen. Flehend faßte Boritza ihres Vaters Hand, der aber stieß die Jammernde von sich und wiederholte sein Gebot. Da nahte ihr Imre zum Abschied noch einmal und sich niederbeugend flüsterte er leise und schnell: »Um Mitternacht beim Tempelbrunnen.« Heimlich gab ihm das Mädchen zum Zeichen der Gewährung

die Hand und begleitet von ihren Thränen zog er zur Burg hinaus.

Reges Leben bewegte ſich in der Burg, denn es war der Vorabend des heiligen Stephansfeſtes und die Flut der Beſchäftigungen, die bei dieſer Gelegenheit auf Boritzen laſteten, machten, daß ihr Schmerz mehr in ihr Inneres zurückgedrückt, den forſchenden Augen der Bosheit entging. Allmälig ſank die Nacht hernieder und oft wollte ſie ein Schauer überſchleichen, denn es pflegten oft bei heimlicher Mitternacht die Brüder des geopferten Tempelbundes um den ehemaligen Sitz ihrer Herrlichkeit klagend zu wandeln, und manche ſchauerliche Mähre erzählte die Sage von dieſem Ort. Endlich rief der Wächter die eilfte Stunde aus, da vergaß Boritza ihre Schauer, leiſe hob ſich das Hoffen in ihrem Herzen, muthig ergriff ſie einen Krug, wie um ein Vergeſſen des Tages zu verbeſſern, und eilte, da Alles um ſie in tiefem Schlafe lag, unangefochten zur Burg hinaus, dem Brunnen zu.

Schon harrte ihrer der Geliebte am Brunnen, wo ſie auf ewig von ihrem Glücke ſcheiden ſollte; Thränen erſtickten ihr letztes Lebewohl und doch, daß ſie es ſich ſagen konnten, war wieder den verwundeten Herzen ein Balſam; da war die Stunde des

Scheidens herangekommen und mit gebrochenem Herzen riſſen ſie ſich los. Auf dem Rückwege hatte Boritza aus dem Tempelbrunnen geſchöpft und lehnte ſich traurig über den Rand des Brunnens, ihre Thränen mit ſeiner Kriſtallflut vermiſchend. Plötzlich ward ſie von einem milden Licht umfloſſen, erſchrocken blickte ſie auf, da ſah ſie in himmliſchem Glanze die Geſtalt des heiligen Königs vor ſich ſtehen. Mit mildem Ernſte blickte er auf das unglückliche Mädchen, die vor ihm in die Knie geſunken war. »Faſſe Muth,« begann der Heilige, »auf Ihn vertraue, dem die Herzen weiches Wachs ſind, alſo iſt ſein Rathſchluß: der erſte Mann, den deine Augen morgen erſehen, wenn du zur Kirche gehſt, den hat dir ſein ewiger Wille zum Gefährten des Lebens beſtimmt, murre nicht, ſondern füge dich mit kindlichem Sinne dem, der Alles zum Beſten führt.«

Erſtarrt war Boritza niedergeſunken, bewußtlos kehrte ſie heim, ein fürchterlicher Kampf wogte in ihrem Herzen, das umſonſt den Todesſtoß erwartete oder Erlöſung! Endlich ward ſie von der Flut der Gedanken und Gefühle übermannt, und ein tiefer Schlummer löſte die Laſt von ihrem gepreßten Herzen. Wunderbar ward ſie geſtärkt. Als ſie am Mor-

gen erwachte, hatte sie Ergebung und Vertrauen gefunden, ja zuweilen schien ihr süße Hoffnung den Pfad zu vergolden, den sie stumm zwischen ihrem Vater und der Alten wandelte. Da ersah sie plötzlich am Wege ihren geliebten Imre, er konnte die Gegenden, wo sein Leben blühte, nicht verlassen, bevor er sie nicht noch einmal gesehen. Kaum konnte Boritza das Gefühl ausbrechender Flamme etwas dämpfen, aber im Vorübergehen sprach sie laut und freudig dem Geliebten Muth und Zuversicht ein. Schon zog des Zornes Ungewitter sich über ihr Haupt zusammen, aber schon war sie in die Kirche geeilt, ihr freudenvolles Herz in innigen Dank auszugießen vor dem gütigen Lenker ihres Schicksals, der in ihres Leidens Nacht solch einen hellen Hoffnungsstrahl gesandt hatte. Es begab sich auch, daß binnen Jahresfrist die Alte starb, und Boritzens Vater durch schwere Krankheit an den Rand des Grabes gebracht, durch harte Schläge des Unglücks mürbe und weich geworden, willigte endlich ein, seiner Tochter höchsten Wunsch zu erfüllen, den er auch, seit er von der Erscheinung hörte, für den Willen des Himmels erachtete. Und sie reichte dem Geliebten an eben dem Orte die Hand,

wo ihr zuerſt der Hoffnungsſtern von ſo viel dunkeln Wolken umthürmt, aufgegangen war.

Seit jenen Tagen ward es Sitte unter den mannbaren Mädchen jenes Ortes, am Vorabend des heiligen Stephan am Tempelbrunnen Waſſer zu ſchöpfen, und ſeinen Schutz mit brünſtigem Gebet zu erflehen, auf daß des andern Tages die für's ganze Leben entſcheidende Begegnung günſtig ausfalle, den geheimen Wünſchen der Betenden gemäß.

Der Berggeiſt des weißen Gebirges.

In der Kette der bei Preßburg anhebenden Karpathen, überragt alle nachbarlichen Gipfel die Doppelſpitze, die ſich ob den Burgtrümmern von Szomolan erhebt. Sie iſt es, die den Anwohnern des Himmels wahre Geſinnung verräth; ſein Antlitz mag noch ſo ſehr in tückiſcher Freundlichkeit glänzen, ein Rauſchen und Brauſen in ihren mächtigen Eichen, das aber die Bäume des Thales unberührt läßt, mahnt die Landleute ihre Säumniß zu betreiben, ehe das Wetter ſeine Schrecken aus dem Schooß der Heiterkeit ſchleudert. Stumm gehorcht jeglicher der Mahnung des mächtigen Berggeiſtes, deſſen Namen heilige Scheu nicht auszuſprechen wagt, eingedenk des ſtrengen Gerichtes, das er einſt über die Unterdrücker hielt und von dem an er ſeine Nähe durch die brauſende Fahrt in der Waldnacht kund gibt.

Vor langen Jahren war Szomolan im Beſitze

Eines aus dem hohen Hauſe der Erdödy, den aber Sorge um die Angelegenheiten des Reichs, in der Königspfalz, fern von ſeinem Erbe gebannt hielt. Zongor, einen Leibeigenen ſeines Hauſes, der aber in wackern Kriegen ſich Freiheit und mit ihr Gut und Anſehen erſtritten, hatte er zum Hüter ſeiner Burg beſtellt und ihn mit Macht gerüſtet in geringern und eiligen Fällen als ſein Stellvertreter zu handeln; aber den zum Knecht gebornen, hatte die Freilaſſung nicht frei gemacht und er übte die übertragene Herrſchaft als Knecht. Unerträglich Allen, laſtete ſein Druck unerträglicher auf denen, die ihn niedrig gekannt und ihn hatten ſteigen geſehen. Wie ein böſer Kettenhund bewachte er das Ohr ſeines Gebieters und wehe den armen Bitten und Klagen, die dort den Eingang ſuchten, ſchwer mußten einige es büßen, Zongor wußte ſich als um ſeinen Eifer gehaßt und verfolgt darzuſtellen, nur feſter und unumſchränkter wurde Erdödy's Vertrauen und um ſo rath- und hülfloſer die Lage der zu Szomolan Pflichtigen.

Eines Tages beſchied Zongor einen armen Tagelöhner vor ſich, übergab ihm ein Schreiben an ſeinen

Herrn in Preßburg und gebot ihm es hinzutragen; doch nur drei Stunden Frist gönnte er ihm zum Hinweg, in einer ſollte er abgefertigt ſeyn, und dann ſeine Heimkehr wieder in dreien vollenden!! Jammernd ſtellte ihm der Bote vor, wie ſelbſt rüſtige Renner es kaum in der doppelten Zeit erzwingen könnten, aber Zongor's wilder Blick und dräuender Fluch ſchnitt ihm die weitere Rede ab und troſtlos machte er ſich auf den Weg. Unfern der Burg um eine Waldecke biegend, gewahrte er einen Mann, auf einem mit drei Rappen beſpannten Wagen, langſam desſelben Weges ziehen. Mit betrübtem Blick ſah er zu ihm hinauf, der Fuhrmann hielt, er fragte was ihn drücke? und hieß ihn das Fuhrwerk beſteigen. Ein furchtbarer Peitſchenhieb, der lange in den Hügeln fortknallte, mahnte die Roſſe zur Abfahrt, die vor ſich ging, wie der Sturm über Länder fährt, daß dem Boten die Sinne ſchwanden, bis der Wagen am äußern Thor ſtill hielt, wo ihm der Fuhrmann gebot, ſein Geſchäft zu vollbringen und ſeiner an der Stelle zu harren verſprach.

Staunend ſah der Bauer auf dem Markte noch volle Geſchäftigkeit, denn noch ſtand die Sonne hoch

und doch war Mittagszeit ſchon vorüber, da ihn der Vogt ausgeſandt. Wie im Traum übergab er das Schreiben, ward abgefertigt und ſtellte ſich wieder bei ſeinem wunderbaren Führer ein. In gleicher Eile brauſten die Roſſe zurück, bis an der Waldecke der ſtraffe Zügel ſie halten machte; lächelnd entgegnete der Fuhrmann des Boten furchtſamem Blick, mit dem er ihn und ſein ſchäumendes Geſpann maß: »Du fürchteſt dich wohl, aber ſei unbeſorgt, du fuhrſt mit Gott. Ich weiß meine Roſſe zu lenken, ſie ſind von dauerhafter Zucht, und heute bekommen ſie den vierten Geſellen, ihnen zu helfen, dann ſoll es erſt luſtig gehen!« — Schwer auf ſeufzten die Roſſe, der Fuhrmann lachte, verlor ſich zwiſchen den Bäumen und ſich bekreuzend, eilte der Bauer hinauf, Zongor Rechenſchaft von ſeiner Sendung zu geben. Starr hörte dieſer den Bericht von ſeiner Wiederkehr, er begriff nicht, daß das wahr ſeyn ſollte, was er in tollem Übermuth verlangt. Doch der Brief war ſeines Herrn, Schrift und Siegel bezeugten es, da ließ er den Boten kommen, den Hergang aus ſeinem Munde zu erfahren. Treu erzählte dieſer, was geſchehen, bei jedem Wort ward Zongor

bleicher, ſein Haar ſtarrte empor, blutig fiel das letzte Abendroth durch die Scheiben. Wie von vergifteten Pfeilen getroffen, ſank er zuſammen. Im Hof knallte die Peitſche des fremden Fuhrmanns und mit vier ſchwarzen Roſſen fuhr er jetzt über die Zugbrücke hinaus in den finſtern Wald.

Das Windſchloß.

Die über das »weiße Gebirge« aus der Preßburger in die Neutraer Geſpanſchaft und aus dieſer nach Mähren führende Straße, läuft bis zu dem anſehnlichen Ort Nádaſ in der Ebene fort, erhebt ſich dann in ſanften Windungen am Fuße des Wetterlings über kahle Hügel auf beträchtliche Höhe und verſchwindet endlich im Dunkel des Waldes. Bevor das Fuhrwerk noch bergauf ſich wendet, muß es alſobald außer dem Dorf an einer Thalöffnung vorüber, die ihm einen freundlichen Bach und bei großer Hitze wohlthätig kühlenden Luftzug entgegen fächelt. Oft verſtärken ſich dieſe jedoch bis zum ſchreckbarſten Sturm und bringen den Reiſenden in Gefahr auf der hohen geländerloſen Brücke, unter welcher der zum Strom geſchwellte Bach in donnerndem Brauſen ſich fortwälzt. Stets, man mag vorbeikommen zu welcher Jahrs- oder Tagszeit nur immer, herrſcht hier ein in die Ebene ſich drängender Luft-

ſtrom, bald milder bald heftiger, je nachdem es ruhiger oder tobender im Windſchloß hergeht, oder dem Berggeiſt gefällt, den Reiſenden zu necken oder ſanft zu fächeln. Folgt man dem Lauf des plätſchernden Waſſers etwa eine Viertelſtunde weit, erhebt ſich rechts ein zackiger, Mauern, Thürme und Zinnen wunderbar darſtellender Fels, mit einem weitgeöffneten, ganz frei daſtehenden Bogenthor, als lüde es den Vorübergehenden zum Beſuch der Burg. Aber deſſen hüten ſich die Anwohner ſorgfältig und gehen ſelbſt nicht gerne vorüber, wohlwiſſend, in dieſem Schloß halte der Berggeiſt die Winde gefangen und laſſe ſie nur zeitweiſe aus ihrer Haft, wo ſie dann mit deſto größerer Haſt und Gewalt aus dem Felsthor brechen und wenn ihnen gerade ein Menſch entgegenträte, ihn rücklings den Berg hinabſtürzen würden.

Wie es aber im Innern dieſes Windſchloſſes ausſehe, deſſen Gemächer tief in den Bauch des Berges ſich ſenken, das erkundet wohl keine menſchliche Seele. Wer ſich in die Nähe wagte, wäre den Unterirdiſchen verfallen. Zwar gelangte einſt, vor vielen Jahren ein frommes, unſchuldiges Mägdlein in die Behauſung der wilden Stürme; aber froh des geretteten

mengte, aber bald von edlerem Gefühl durchdrungen, ſein Herz der Holden weihte und das ihre zu rühren wußte. Denn, ſobald ihm die ſüße Gewißheit ward, daß Borſa ſeine Huldigung nicht abweiſe, eilte er zum Vater, deſſen Einwilligung zur Verbindung zu erflehen. Dieſer, ein rauher, harter Mann, auf ſeinen Reichthum pochend, ſchalt den Sohn einen verliebten Thoren, und verbot ihm jeden Gedanken an eine Heirath mit einer Bettlerinn, die ſich glücklich preiſen könnte des Schweinhirten, nicht aber des Erſten im Orte Gemahlinn zu werden. Nicht ſo leicht ließ ſich der Sohn abweiſen. Fortwährend beſtürmte er den Vater mit Bitten, achtete nicht ſeiner Drohungen und Strafen, ſchlug andere Verbindungen trotzig aus, und erklärte endlich beſtimmt, daß er nie eine andere, als Borſa heirathen werde.

Nachdem der Alte alle Zwangsmittel vergebens erſchöpft und ſich von der Hartnäckigkeit ſeines Sohnes überzeugt hatte, blieb ihm wohl nichts übrig, wollte er ſeinen Zweck durchſetzen, als Borſa zu entfernen. Wie das anzufangen ſei? war nun die Frage, die er zu löſen ſich nicht traute, denn offene Gewalt ließ ſich nicht anwenden. Es lebte aber gerade

damals in einem abgelegenen Theile des Dorfes ein altes Weib, die unter dem Namen der klugen Frau bekannt, ſich mit Zauberkünſten abgab, durch welche ſie den Menſchen in leiblichen und geiſtigen Gebrechen hülfreich beiſtand und dafür ihre Opfergaben nahm. Zu dieſer eilte der erzürnte Richter und bat ſie um Hülfe und Beiſtand gegen das verruchte Mädchen, das ſeinem Sohn einen Liebestrank beigebracht haben müßte, da er ſo feſt an ihr hinge. Mit Verheißungen entließ die Zauberinn den Flehenden und gebot ihm, nach einigen Tagen wieder vorzuſprechen.

Indeß war Borſa's Mutter ſchwer krank geworden und trotz der ſorgſamſten Pflege der Tochter, verſchlimmerte ſich ihr Zuſtand von Tag zu Tag. Alles, was Borſa an Mitteln bekannt war, was ſie hülfreich glaubte, oder von Nachbarinnen preiſen hörte, ward erſchöpft, doch die geliebte Kranke ſtets ſchlechter. Da ergriff ſie beinahe Verzweiflung und der Rath einer Beſuchenden bei der klugen Frau Hülfe zu ſuchen, ſchien ihr Stimme des Himmels ſelbſt. Sie flog mehr als ſie ging zu der gefürchteten Alten, der das erkorne Schlachtopfer höchſt willkommen war. Nachdem Borſa mit zitternder Stimme ihre Bitte

vorgetragen hatte, ſchlug die Zauberinn ihre geheimnißvollen Bücher auf und las lange darin. Endlich begann ſie: »Unwiederbringlich iſt deine Mutter verloren, reichſt du ihr nicht den Trank eines Krautes, das nur an einer Stelle und zu beſtimmter Stunde zu finden iſt. Jene, iſt die Thorſchwelle des Windſchloſſes; dieſe, Mitternacht bei Mondeswechſel. Haſt du Muth, ſo gehe allein, in der dritten Nacht von heute, an die bezeichnete Stelle, pflücke das Wunderkraut, das ſich dort über alle andern erhebt und du haſt, was deiner Mutter Leben erhält.« — »Ach Gott,« ſeufzte Borſa, »wie ſoll ich das vollbringen, wie mich dem grauſenhaften Aufenthalt der Geiſter nähern, die mich verderben werden. Gibt es denn gar kein Mittel ſonſt, die gute Mutter zu retten?« — »Keines,« erwiederte die Hexe, »und verſäumſt du die dritte Nacht, iſt es dann zu ſpät.«

Troſtlos verließ das arme Mädchen die gefürchtete Alte, denn was dieſe forderte, ſchien ihr unmöglich. Doch als die Mutter immer ſchwächer, ihr Blick und ihr Wort immer matter ward, ſie ſelbſt im Gefühl des nahen Todes nur darüber jammerte, daß ſie die Tochter hülf- und ſchutzlos zurücklaſſen

müſſe, da brach dieſer das Herz und ſie beſchloß Alles zu wagen, um das theure Leben zu retten.

Angſtvoll verging ihr der Tag. Jeden ſeiner Augenblicke hätte ſie zurückhalten wollen, denn mit dem Verſinken der Sonne entſtand ihr der Muth und der Kampf zwiſchen Kindesliebe und Todesſchrecken durchzitterte ihr ganzes Weſen. Endlich war die verhängnißvolle Stunde da. Ein leiſer Schlummer hatte ſich auf die Augen der Kranken gelagert, der matte Schimmer der Lampe fiel auf ihr Angeſicht, das bereits einer Todten glich. Wenigſtens ſchien es Borſa ſo, und dies hatte den Kampf entſchieden.

Leiſe kniete ſie an dem Bette der Sterbenden nieder, empfahl ſie und ſich in inbrünſtigem Gebete dem Vater im Himmel, der die Reinheit ihrer Abſicht kannte, küßte ſchweigend die herabhängende Hand und ſchlüpfte durch die vorſichtig geöffnete Thür.

Wunderbar hatte ſie das kurze Gebet geſtärkt, doch konnte ſie ſich des Grauens nicht erwehren, als ſie hinaustrat in die finſtere Sturmnacht. In weites Dunkel gehüllt lag die Erde, von einzelnen Blicken des Mondes, den fliegende Wolken bald deckten, bald durchſehn ließen, ſparſam und abwechſelnd beleuchtet, mehr zum Schreck als zur Hülfe, denn er

zeigte drohende Schreckgeſtalten an den Seiten des Pfades, den Borſa wandelte. Heulend und jammernd ſtrich der Wind über die Felder, in wunderſamen Tönen, das Schickſal der einſam und verlaſſen Wandernden beklagend und ſie gleichſam zur Rückkehr ermahnend.

Laut betend ſchritt die fromme Pilgerinn vorwärts, in aufopfernder Ergebung den Muth findend, allen Schrecken der Nacht zu trotzen. Nun war ſie an dem Felſenthor des Windſchloſſes angelangt. Der Mond trat hell aus ſeiner Verhüllung und ſie ſah die Wunderblume hoch über ihre Gefährtinnen das Haupt erheben. In dem Augenblicke verkündete die Thurmuhr Mitternacht und mit dem letzten Schlage ſchien es, als beginne Alles zu leben und ſich zu bewegen. Raſch griff Borſa nach der Blume, doch kaum hatte ſie ſich derſelben bemächtigt, ertönte ein Alles erſchütternder Schlag. Tauſend verſchiedene Stimmen heulten gräßlich durch einander, entfeſſelte Stürme ſtürzten ſich mit tobender Wuth aus dem entriegelten Thor und riſſen das erſchrockene Mädchen mit ſich, in drehenden Wirbeln hoch in die Lüfte ſie entführend. Bewußtſeyn hatte ſie alſobald verlaſſen. Als dieſes jedoch zurückgekehrt, fand ſie ſich vom mil-

den Sonnenlicht erwärmt, am Fuß des Windſchloſſes liegen und in ihrem Schooß duftende Kräuter, und die ganze Natur mild und ſanft im Morgenſchimmer des herrlichſten Tages von zahlloſen Stimmen der befiederten Sänger des Waldes freudig begrüßt.

Und ſie eilte zur harrenden Mutter den heilenden Trank zu bereiten, der kaum an die Lippen geſetzt, ſchon das Übel verſcheuchte und in kurzem ihr zur vollkommenen Geneſung verhalf. Bald darauf aber ſtarb Toma's Vater von Gewiſſensangſt gefoltert, daß er durch Teufelskünſte das unſchuldige Mädchen hatte verderben wollen. Und er ließ ſie, als der Tod ihm nahete, rufen und bat ihr das Unrecht ab und ſegnete ſie als ſeine Tochter. Und wie ſie das Muſter der Sittſamkeit, Unſchuld und kindlicher Liebe unter den Mädchen geweſen, ſo ward ſie nun ein Spiegel des Fleißes, der Tugend und ehelichen Treue unter den Weibern. Es ging an ihr die Verheißung des vierten Gebotes in Erfüllung, ſie lebte lang und es ging ihr wohl auf der Erde.

Der Rektor Magnificus.

Georg III., Graf von Thurzo, Palatin von Ungarn († 1617), hatte einen einzigen Sohn, auf deſſen Erziehung er alle Sorgfalt verwendete. Wirklich lohnte auch Emrich des Vaters Bemühungen durch einen beſonderen Fleiß, der dem Vaterlande um ſo größere Hoffnungen erlaubte, als ein glückliches Talent, trefflich durch ſelben unterſtützt, dem künftigen Manne jenen innern Werth zu geben verſprach, den Reichthum allein aufzuprägen nicht im Stande iſt. Um nichts hierin zu vernachläſſigen, glaubte Graf Georg, daß es nöthig ſei, ſeinen Sohn zur Vollendung ſeiner Bildung auf eine auswärtige Univerſität zu ſchikken, und wählte hierzu jene von Wittenberg. Mit einem auserwählten Gefolge, das der hohen Würde, die er im Lande bekleidete, und dem ungeheuren Reichthum, den er beſaß, angemeſſen war, ſandte der Palatin ſeinen Einziggebornen auf die hohe Schule, und hatte bald das Vergnügen, die befriedigendſten

Nachrichten über deſſen Fortſchritte zu vernehmen. Wirklich waren dieſe auch ſo ausgezeichnet, daß der junge Graf, erſt ſiebzehn Jahre alt, von dem akademiſchen Senate einſtimmig im Jahre 1615 zum Rektor Magnificus erwählt, und von dem Kurfürſten von Sachſen in dieſer ehrenvollen Würde beſtätiget ward. Es iſt noch ein Büchlein vorhanden, das im Jahre 1616 zu Wittenberg bei dieſer Gelegenheit gedruckt wurde, und den Titel führt, »Rectoratus academicus, id est orationes quas Comes Emericus Thurzo de Arva etc. Rector hactenus Academiae Vittenbergensis Officii causa publice habuit.«

Mit vieler Freude erfüllte den alten Grafen dieſe öffentliche Anerkennung der Verdienſte ſeines Sohnes, und er beſchloß alſogleich, ſo wie er den Bericht erhielt, die ungewöhnliche Ehre beſtens zu erwiedern. In dem Antwortſchreiben an den Sohn erinnerte er ihn dieſer ja nicht zu unterlaſſenden Pflicht, und beauftragte ihn zugleich, die ganze Univerſität zu einem glänzenden Feſte zu laden, jedoch damit ſo lange einzuhalten, bis nicht ſeine Boten aus der Arva, die er alſobald abſenden würde, ankämen.

Aus den Unterthanen des Schloſſes Arva wählt Graf Georg alſobald hundert Mann, wovon die mei-

verlaſſen hatte, da er wohl vermuthete, daß die Geſandtſchaft ihre gemeſſenen Verhaltungsbefehle haben werde, und begrüßte den Grafen mit einer zierlichen lateiniſchen Rede, in der er ihm die Freude ſeines Vaters und ſeiner getreuen Unterthanen über ſein neues Ehrenamt ausdrückte, und die feurigſten Wünſche für ſein langes Wohlergehen darbrachte, nebſt bei auch einige ſchmeichelhafte Komplimente für die Univerſität einflocht. —

Mit dem höchſten Erſtaunen erfüllte dieſe ſonderbare Erſcheinung alle Anweſenden, die ſich in das Benehmen dieſer anſcheinend rohen und furchtbaren Männer gar nicht finden konnten. Endlich bot man ihnen Sitze an, die ſie mit vieler Höflichkeit annahmen, und den Prüfungen mit aufmerkſamen Ohren zuhörten. Durch die Nachſicht und Bewunderung der Akademiker ermuntert, nickten ſie bald dem einen Beifall zu, bald ſchienen ihre Geberden andere Meinungen auszudrücken, ja endlich mengten ſie ſich gar zuerſt halb, dann ganz laut zwiſchen die Streitenden, halfen bald dem Einen bald dem Andern, ſo daß ihnen der Sonderbarkeit wegen der Antrag ward, die Prüfung ſelbſt durch den Vortrag beliebiger Streitfragen fortzuſetzen. Nach einer kurzen Berathung wählen ſie zwei aus ihrer Mitte, die als ganz ordentliche, wiſſenſchaftliche

Kämpfer auftreten, und zur allgemeinen Verwunderung, ſo wie zum großen Vergnügen aller Gegenwärtigen, ihre Sache ganz gut führen, bis endlich unter Beifallsrufen, Gelächter und Lärm die nie erhörte und nie geſehene Sitzung aufgehoben wird. Vorher jedoch ladet Graf Thurzo die ganze Univerſität zu einem Feſte nach ein Paar Tagen ein, welches auch mit königlicher Pracht und Aufwand gefeiert ward. Brot, Wildbret, Wein, Obſt, Fiſche waren aus Ungarn mitgebracht worden, und auf das pünktlichſte beſorgten die Arver die Bedienung der zahlreichen Tiſche, an denen mehrere Hundert Gäſte bewirthet wurden, während andere mit Muſik die Unterhaltung mannigfaltig machten. Nach Tiſche fingen die Tänze an, in denen ſie beſonders im Heiducken-Tanz bei den ſehr ſchnellen verſchiedenen zuſammenſtimmenden Bewegungen mit der Streitaxt und dem Schwert, eine ſo außerordentliche Geſchicklichkeit bewieſen, daß ihnen die Wittenberger ihre Bewunderung nicht verſagen konnten. Endlich nachdem die Feſte drei Tage gedauert hatten, entließ ſie Graf Emrich reichlich beſchenkt nach Hauſe, wo ſich die Kunde von dieſer friedfertigen Expedition noch bis jetzt bei den Nachkommen derjenigen, die dabei waren, erhalten hat.

Das Wunderkreuz im Baume.

Der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Ungarn wildwüthende Bürgerkrieg raſte vorzüglich in den obern Geſpanſchaften und hatte in Preßburgs Umgebungen, bis wohin ſich die kaiſerlichen Truppen zurückzuziehen genöthiget geweſen, durch längere Zeit ſich behauptet. Die Schlacht bei Tyrnau und bald darauf jene bei Trentſin, von Heiſter über die Rákotzy'ſchen Truppen glänzend erfochten, nöthigte die Letztern, die Gegenden an der Donau und Waag gänzlich zu verlaſſen und in den hohen Karpathen an der polniſchen Grenze den kleinen Krieg fortzuſetzen, denn zu größern Unternehmungen fehlte fortan — Alles.

Die Ruhe kehrte nun auf den verlaſſenen Kriegsſchauplatz zurück, in ihrem Gefolge Erholung von den ausgeſtandenen Drangſalen und verdoppelte Betriebſamkeit, um mannigfaltig erlittenen Schaden zu erſetzen und dem geſunkenen Wohlſtand wieder auf-

zuhelfen. Hierzu gehörte vorzüglich das Wiederaufleben des Handels mit dem benachbarten Mähren, der zu großem Nachtheil beider Völker während der Unruhen gänzlich darnieder gelegen war; denn die Hauptstraße, auf der seine Gegenstände aus- und eingeführt wurden und noch werden, über das weiße Gebirge führend, lag mitten zwischen den kriegführenden Parteien und ward bald von der einen, bald von der andern behauptet. Nun sie frei geworden, strömten zahlreiche Kaufleute herbei, ihre lang zurückgehaltenen Waaren auf dem Hauptstapelplatz Tyrnau zu Markte zu bringen.

Allein eben dies reizte die Beutelust einer Räuberbande, die unter Anführung des furchtbaren Rajnoha, ihr Unwesen längs der ganzen Kette der weißen Berge trieb. Es war dieser Mann — (von dessen Gewandtheit und Riesenstärke die abenteuerlichsten Geschichten im Munde des Volkes sich erhalten haben) — Reiterkorporal Rákotzy's gewesen und nachdem sein Herr geschlagen und zersprengt worden, flüchtig im Gebirge herumgeirrt. Hier fand er mehrere Kameraden, die gleiches Geschick hierher geführt, stellte sich an ihre Spitze und führte nunmehr den Krieg auf eigene Rechnung mit der ganzen Mensch-

heit! Listig, kühn und mit allen Thälern und Schluchten genau bekannt, erhielt er sich mehrere Jahre zum Schrecken aller Bewohner jenes ausgedehnten Gebirgszuges, die aus Furcht vor Brand, Mord und Plünderung nie seine Verräther wurden.

Einst zog eine zahlreiche Karavane mährischer Kaufleute zur Marktzeit nach Tyrnau, wo Rajnoha's Späher bald erfahren hatten, sie würden mit wohlversehenen Beuteln zurückkehren, denn ihre Geschäfte waren glücklich gewesen. Auf der Spitze des Berges Barwinek, in dichtem Walde erwartete sie die Räuberschar und überfiel sie. Nicht ohne Kampf ließen sie sich plündern; doch endlich erlagen sie der Übermacht und einer der angesehensten Handelsherren büßte seinen Widerstand mit dem Leben. An dem Fuß einer mächtigen hundertjährigen Eiche war er gefallen. Den Ort zu bezeichnen, hefteten seine Angehörigen ein Kreuz an den Baum, zugleich den frommen Wanderer zu erinnern, daß er des Gemordeten im Gebet eingedenk seyn möge.

Der Fang, den Rajnoha's Bande gemacht, war überreich ausgefallen, der Wunsch nach ähnlicher Beute dadurch um so heißer; die Gelegenheit des nächsten Marktes hierzu günstig winkend. Man berieth

ſich über die Maßregeln des Überfalles, und der Ort des verübten Raubes, als vorzüglich zum Hinterhalt geeignet, ward auch diesmal gewählt. Als die ziemlich zahlreiche Geſellſchaft hier lagerte, bemerkte einer der jüngern Räuber, man ſollte doch etwas ſeitwärts ziehen und nicht im Angeſicht des Gekreuzigten, der mit dräuenden Blicken auf ſie und ihr blutiges Vorhaben ſchaue, die Gewalthandlung vollbringen. Rajnoha fuhr ihn hart an, ob der knabenhaften Furcht, die ihn bei dem Anblick eines bemalten Blechſtückes befiele und lachte über die dräuenden Blicke, die einem Manne das Mark in den Knochen könnten gerinnen machen, der ſich doch für einen ganzen Mann ausgebe, aber im Grunde nur ein Weiberherz habe. Und als ſich der beſchämte Räuber zur Probe ſeiner Mannhaftigkeit erbot, erwiederte der Hauptmann: »Wohlan! bis ſich Gelegenheit ergibt, die deinen Muth bewährt, magſt du das leichtere, im Grunde ein Kinderſpiel, kaum werth der Rede, verſuchen. Gehe hin und ſchlag' den Kopf, der dich in Furcht geſetzt, dem Bild vom Rumpf, damit es aufhöre, dich und deines Gleichen zu ſchrecken.« Erſtarrt blickte der Jünger auf den gräßlichen Meiſter, aber das ihm Zugemuthete konnte er nicht vollbringen, denn die

Erinnerungen erſter unſchuldiger Kindheit tönten laut in ſeinem Innern und lähmten die verbrecheriſche Hand, ſo oft ſie ſich erheben wollte.

»Wie, Memme!« rief Najnoha im höchſten Grimm, »du zögerſt zu thun, was ich gebiete, ſteckſt mir noch andere an mit deiner abergläubiſchen Feigheit und wir verſäumen den herrlichen Fang eines todten Bildes wegen? Schwer ſollſt du dies büßen. Doch nun ſieh her« — und hoch in die Lüfte erhob der Rieſe die lang geſtielte, in Wurf und Hieb gleich ſicher und verderblich geführte Walaſka (Streitaxt), mit einem Male das Standbild niederzuſtrecken. Da öffnete ſich der Baum und umfaßte das Kreuz und ſchirmend beugten ſich die ſchweren Aeſte darüber und es entſchwand den Blicken der Räuber. Und es ziſchte und brauste in der Luft, als wäre der ganze Wald lebend geworden und ein furchtbarer Sturm, von Erdbeben, Waſſergüſſen, Donner und Blitz geleitet, riß Bäume und Menſchen zu Boden und ſchleuderte ſie weit fort in Thäler und Abgründe. Und als die Räuber zur Beſinnung gekommen, fanden ſie ſich alle vereinzelt, zerſtreut, in fremden Gegenden, weit von dem Ort des Frevels. Und viele von ihnen verließen das ruchloſe Leben, und das Kreuz, umfaßt

von der ſchützenden Rinde, verſcheuchte weit allen Frevel aus ſeiner Nähe und ward ein Zeichen des Heils für alle, die auf dieſer Straße wandelten und noch wandeln, und nie ſei es verſäumt, es zu begrüßen mit kurzem Gebet oder frommen Gedanken, und wer dabei reinen Herzens iſt, der ſchreitet ruhig weiter auf dem Wege ſeines Berufs, unangefochten von den Gefahren des Leibes und der Seele, die dem Frevler Verderben bringen.

Szoluok's Vertheidiger.

Viel des edelſten Blutes war ſeit der durch Zápolya veranlaßten Feſtſetzung der Türken bis zum Jahre 1551 bereits vergoſſen worden, das Land lag verwüſtet größtentheils in Schutt und Trümmern, Ferdinands ſowohl als Zápolya's Unterthanen waren verarmt und ausgeſaugt, und die Türken allein die Gewinnenden. Dies — was ſo nah am Tage lag, und ſich gleich im Anfang der großen Fehde zwiſchen beiden Königen ſo deutlich ausſprach, endlich nach mehr als zwanzigjährigen blutigen Lehren einſehend, reichten ſie ſich die verſöhnende Hand, und es kam im Jahre 1551 zwiſchen Ferdinand und Iſabellen — (des ewig unruhigen, indeß durch die ſtille Grabespforte zur langen Ruhe eingegangenen Zápolya hinterlaſſene Witwe) ein Friedensvertrag zu Stande, kraft deſſen, Ungarns nunmehr einzigem Könige, das bisher getheilte Reich ſo wie Siebenbürgen überlaſſen wurde.

Beinahe unüberwindliche Hinderniſſe hatten ſich den Unterhandlungen entgegen gethürmt, und nur mit der äußerſten Schlauheit war es gelungen, das Geheimniß vor den Türken, die nie darein gewilligt hätten, zu bewahren. Deſto größer war denn auch Solymans Erbitterung, als er den Abſchluß des ohne ſeine — des Schutzherrn und Vaterſtelle vertretenden Vormundes Johann Sigmunds — Bewilligung vermittelten Friedens, und durch ſelben die Abtretung Siebenbürgens, und des bisher in der Königinn Namen beſetzten Theils von Ungarn an Ferdinand, erfuhr. In fürchterlichem Zorne aufwallend, ſchwur er einen ſchweren Eid, er wolle und müſſe Ungarn und Siebenbürgen haben, und die Deutſchen für immer daraus vertreiben. Mit allem Eifer betrieb er die Rüſtungen zur Ausführung dieſes Vorhabens. Der Großvezier Achmet ward mit 100,000 Mann, größtentheils aſiatiſcher Truppen nach Ungarn befehligt, indeß der drohendſte Befehl an Ali, Paſcha von Ofen und Statthalter des türkiſchen Theiles von Ungarn, erging, den Krieg mit aller Macht zu eröffnen.

Von der drohenden Gefahr benachrichtigt, ſchickte Ferdinand, der, mit Ausnahme beinah des einzigen

Niklas Salm, — der freilich der Höflinge tief gebückte Schar allein aufwog, — in der Wahl seiner Feldherren nicht sehr glücklich war, unter Castaldo's Anführung eine wohl versehene Armee dem eindringenden Großvezier entgegen. Doch im ersten Treffen von Szegedin mit einem Verluste von 3000 Mann geschlagen, und zum eiligen Rückzug gezwungen, überließ er das Land seinem Schicksale, und mußte zusehen, wie Achmet vor Temeswár (nach Belgrad Ungarns wichtigste Grenzfeste) zog, indeß der Despot der Wallachen in Siebenbürgen einfiel.

Stephan Lossontzi, ein Mann von erprobter Tapferkeit, vertheidigte sich auf das heldenmüthigste, so, daß Achmet sich genöthigt fühlte, den Pascha von Ofen zu Hülfe zu rufen. Nun waren also die Feinde auf 160,000 Mann angewachsen, und doch konnte bloß der wüthendste Hunger und der gänzliche Mangel an Munition, die Veste in ihre Gewalt bringen. Von hier ging es nach Lippa, Dreghel und Salgo, die sämmtlich theils durch die Feigheit der Befehlshaber, theils durch Gewalt für die Christen verloren gingen. Noch war die Eroberung von Szolnok übrig, um jenen ganzen Strich Landes an der untern Theiß, als völlig unterworfen betrachten zu

können; viel zu wichtig, um unbeachtet bleiben zu dürfen, sowohl der ausgedehnten Vertheidigungswerke, als der großen hier aufgehäuften Kriegsvorräthe, vorzüglich aber des Heerführers wegen, der, schon aus früherer Zeit den Türken wohl bekannt, um jeden Preis außer Thätigkeit gesetzt werden mußte.

Lorenz Nyáry, aus einer alten, von Geisa II. geadelten Familie entsprossen — ein würdiger Enkel glorreicher Vorfahren, kühn, tapfer und unternehmend, als Soldat und Feldherr geachtet, des ehrenvollen Namens einer »Säule der Christen« vollkommen würdig, befehligte 750 Mann, aus Italienern, Deutschen, Spaniern und Ungarn bestehend, in diesem Schloß, befestigt durch Natur und Kunst, so daß es unbezwingbar schien. An dem Zusammenfluß der Theiß und Zagywa gelegen, an der Nordseite von einem tiefen Wassergraben und hohen Mauern umgeben, ragten an den Enden mächtige Bastionen hoch über die Werke empor, den Häusern zum Schutz, den Feinden zum Verderben erbaut. 24 Kanonen, 2500 größere und kleinere Feuergewehre, 600 Zentner Pulver, bedeutende Vorräthe an Kugeln, Eisen, Blei und sämmtlichen Kriegsbedürfnissen, Le-

bensmittel auf ein Jahr, noch mehr als dieſes alles der bekannte unerſchütterliche Muth des Befehlshabers und ſeines wackern Lieutenants Gabriel Pekry, ließen für die Veſte nichts beſorgen.

Mit 20,000 Mann erſchien der Ofner Paſcha Ali, als Vortrab des ganzen Heeres, oder vielmehr in der ſichern Überzeugung, ganz allein das Chriſtenhäuflein zu erdrücken, vor Szolnok, und ließ es nach vorgegangener hochmüthiger, jedoch vergeblicher Aufforderung, durch acht Tage von allen Seiten beſchießen. Allein an dem Widerſtande ſah er bald mit wem er es zu thun habe, und mußte ſein Feuer, nach dem unnützen Verluſt vieler Leute, einſtellen, und den Vezier um Verſtärkung angehen. Achmet rückte auch alſobald mit ſeinen unzähligen Scharen in das Lager, und ward mit fürchterlichem Geſchrei, ſo wie mit Freudenfeuern aus ſämmtlichem Geſchütz, von ſeinen Glaubensgenoſſen bewillkommt. Eine ganze Meile bedeckten die zahlloſen Heerhaufen, im bunten Gewirre der Fahnen, Zelte, Lanzen, Roßſchweife und Standarten, in einen unförmlichen Klumpen von unberechenbarer Größe zuſammen geſchmolzen. Und als endlich der ſchreckliche Lärm der Glöckchen, Schellen, Trommeln und Trompeten, das Schreien und

Toben der Soldaten, das Wiehern und Stampfen der Pferde, ſich vernehmen ließ, Menſchen und Thiere, in wildem Getümmel durch und unter einander rennend, den Belagerten von ihrem erhöhten Standpunkt tauſendfach vervielfältigt erſchienen, ergriff alle, nur den muthigen Nyáry ausgenommen, ein paniſcher Schrecken.

Nicht ohne tiefe Beſorgniß über dieſen ungünſtigen Eindruck, doch mit anſcheinender Ruhe verſammelte er alſobald die Mannſchaft, und ſprach zu ihr Worte voll Kraft und Muth, ſich ſelbſt mit gräßlichem Eidſchwur dem Tode lieber weihend, als der Ergebung. Nicht ohne Erfolg blieb die begeiſternde Rede, denn freudig ſchwuren alle in Noth und Tod mit dem geliebten Heerführer aushalten zu wollen. Doch ſchon den zweiten Tag — wie manches große Ereigniß gebar nicht eine einzige Nacht! — war der Eindruck verwiſcht, und es zeigten ſich Spuren der ſchrecklichſten Empörung. Auf verſchiedenen Wegen hatten die Türken nämlich Aufforderungen zur Ergebung an die Soldaten ergehen laſſen, die mit den glänzendſten Verheißungen, ſo wie für den Fall fortdauernden Widerſtandes mit den fürchterlichſten Drohungen verbunden waren. Den größten Eindruck

rauhem Ungeſtüm die Schlüſſel zum unterirdiſchen Gange, der unter der Zagywa in beträchtlicher Ferne in das Freie führt, und durch mehrere Thüren und Fallgitter verſchloſſen iſt. Muthig verweigert er, in Ton und Geberde ſtets ſeine Würde behauptend, die Herausgabe derſelben, die man ihm nur mit dem Leben entreißen würde, und da ſich der Kühnſte erfrecht, die Hand gegen ſeinen General auszuſtrecken, um ihm mit Gewalt zu entringen, was er gutwillig nicht geben will, fällt ſie durch einen kräftigen Hieb, den Nyáry's geübte Fauſt führt, von ihrem Eigenthümer getrennt, auf den Boden. Nun ſtürzt die Menge auf ihn ein, und nur dieſes ungeſtüme Drängen des dichten Haufens, der ſich ſelbſt im Wege iſt, und ſeine Waffen nicht gebrauchen kann, rettet den muthvollen Mann vor dem Tode von ſeiner eigenen Soldaten Hand. Allein gedrängt, und der ſich auf ihn wälzenden Menge zu widerſtehen unfähig, reißt ihn dieſe zu Boden, die Nächſten bemächtigen ſich der Schlüſſel, und überhäufen ihn mit Mißhandlungen, denen er nur mit Mühe von Pekry entriſſen wird.

Zufrieden mit dem Fange, eilen die niederträchtigen Flüchtlinge zur Thüre hinaus, und verſammeln ſich mit den übrigen Kameraden auf dem Schloßhof.

Auf einen Diener gestützt, schleppt sich der Zerschlagene zu einem Erker des Gemaches, und erhebt noch einmal seine abmahnende Stimme. Etwa 20 der Pflichtvergessenen werden in diesem letzten entscheidenden Augenblick gerührt, sie kehren zur Ehre und ihrem heldenmüthigen Anführer zurück, während die übrige Menge schimpflich entweicht.

Mitternacht war vorüber, tiefe Stille folgte auf den tobenden Lärm, ernst und bleich blickte der Mond durch zerrissene Wolken auf die verlassene Veste, in düsterm Schweigen stand das kleine Häuflein beisammen, das zurück geblieben war; da trat Nyáry langsamen Schrittes herzu, sein wackerer Freund Pekry und der treue Waffenträger ihm zur Seite. Lange ruhten seine Blicke auf der auserlesenen Schar, dem Tode zur sichern Beute geweiht, und spähend durchliefen sie die ganze Reihe, auf jedem Angesicht mit sichtbarem Wohlgefallen weilend.

»In der tiefen Betrübniß,« hob er endlich an, »in die mich die Treulosigkeit eurer Kameraden gestürzt hat, dient mir zum einzigen Troste, eine zwar kleine, aber edle Schar von Männern um mich zu sehen, die sich für das Wohl des Vaterlandes, und um die tief beleidigte Ehre des ungarischen Namens

zu retten, dem Tode geweiht haben. Vergebens würde ich euch verhehlen wollen, was ihr selbst nur zu wohl seht, daß es für uns keine Rettung, keine Hülfe, keinen Ausweg gibt, als durch ehrenvollen Tod. So laßt uns denn in dieser feierlichen Mitternachtsstunde den heiligen Bund auf Leben und Tod schließen, einer für alle und alle für einen zu kämpfen, bis zum letzten Athemzuge.«

In hoher Rührung erhob der Held die mannhafte Rechte gegen den düster umwölkten Himmel, der erste zu sprechen die furchtbaren Worte. Da fiel ein Strahl des schimmernden Mondes auf sein geisterbleiches Antlitz, und Züge eines Verklärten enthüllten sich den Umstehenden. In feierlicher tief ergriffener Gemüthsstimmung, von heiligem Schauder durchdrungen, leistete jeder das ernste Versprechen, mit dem festen Vorsatze der treuen Erfüllung; denn vom Hauche des Todes angeweht, fühlten sie die Nähe des furchtbaren Mahners, der in kurzem mit unerbittlicher Strenge die ihm Verfallenen abrufen würde.

Nun dieses ernste Geschäft abgethan war, theilte der Befehlshaber die Posten aus, wo jeden am kommenden Morgen seine Pflicht finden, wo ihn sein

Schickſal ereilen ſollte, für ſich den gefährlichſten, jenen am Thore beſtimmend. Mit heiterer Stimme befahl er nun Lebensmittel herbei zu ſchaffen, die Kämpfer zu ſtärken zum großen Werk der Vollendung, ging dann auf ſein Gemach, der Geſchäfte letztes hier auf Erden, jenes mit ſeinem Schöpfer zu enden. Nun brachte ihm der Waffenträger das beſte ſeiner Kleider — geſchmückt wollte er dem Triumph entgegen eilen — an den Leibgurt band er die Schlüſſel der Veſte, nahm ſeine Standarte, — noch einmal ſollte ſein Panier hoch aufflattern, ehe es unterſank — und eilte in die Mitte ſeiner tapfern Genoſſen.

Kaum verkündete ein lichter Streif in Oſten das erſte Erwachen der Natur, als die Türken die Veſte zu beſchießen anfingen. Nur ſchwach ward ihnen geantwortet, und da dieſes gegen die gewohnte Weiſe war, merkten ſie bald, daß etwas Beſonderes vorgegangen ſeyn müſſe. Ali, hievon unterrichtet, ahnte ſo ziemlich die Wahrheit, und gab augenblicklich Befehl zum allgemeinen Sturm. Mit fürchterlichem Geſchrei rückten die Feinde bis ganz nah an die Mauern, ungehindert von der kleinen Beſatzung. Nun aber, als die gedrängten Scharen an dem auserſehenen Platze

waren, ließ Nyáry, die auf einen engen Fleck gerichteten Kanonen alle losfeuern, und streckte ganze Reihen der Angreifenden nieder. Allein dies konnte sie wohl auf einen Augenblick stutzen machen, nicht aber vom ferneren Stürmen abhalten, um so mehr als die Mauern von der Rückseite, wo sie bloß dem Schutze des Flusses überlassen und von Vertheidigern entblößt waren, alsogleich überstiegen wurden.

Als Nyáry an dem ganz nahen Allah-Geschrei dies bemerkte, stieß er in das Hüfthorn, seine Mannschaft im Thore zu versammeln, gegen dessen Öffnung die größte der Kanonen, mit Eisenstücken, Ketten und gehacktem Blei geladen, den tödtlichen Schlund weit aufsperrte.

Unter den gewichtigen Schlägen der andringenden Türken, wichen in dem Augenblick, als die verzweifelte Schar im Rücken angegriffen ward, die schweren Thorflügel, und einem seine Ufer ungeduldig überschreitenden Strome gleich, wälzte sich die dichte Menschenmasse heran. In demselben Momente feuerte Pekry die Kanone und die Besatzung ihre Gewehre in die Haufen ab, und ein durchdringendes Geheul erfüllte die Lüfte; denn ein ganzer Hügel von Dahingestreckten hemmte die Schritte der Nachdringenden.

Allein, von Ali vorwärts getrieben, ſchritten ſie muthig über die Leichen ihrer Brüder hinüber, und erdrückten endlich, nach wüthender Gegenwehr, den heldenmüthigen Befehlshaber ſammt ſeinem kleinen Gefolge. Mit ſiebzehn meiſt ſchweren Wunden bedeckt, ſank Nyáry zu Boden, neben ihm Pekry, von der umgeworfenen Kanone niedergeſchmettert, rund herum ihre tapfern Streiter, in einem Kreis feindlicher Leichen.

Triumphirend zogen die beiden türkiſchen Heerführer in das eroberte Szolnok, das ſie mit dem Verluſte von beinahe 8000 der ihrigen erkauft hatten, doch mit Erſtaunen, als ſie die kleine Anzahl der Vertheidiger wahrnahmen. Die Tapferkeit auch im Feinde ehrend, wollte Ali ſeinen mannhaften Gegner ſehen, und befahl, ſeinen Leichnam aufzuſuchen, und vor ihn zu bringen; und ſieh da! es zeigten ſich Spuren des noch nicht ganz entflohenen Lebens. Sorgfältig wurde er nun, ſo wie auch Pekry, der ebenfalls nicht ganz todt war, gepflegt, denn die Türken hofften großes Löſegeld von Beiden, und kaum in etwas geneſen nach Temeswár geführt, um an einem ruhigen Orte die völlige Heilung ihrer Wunden abzuwarten.

Johann Siegmund Zápolya, der trotz der Ab-

tretung ſeiner ſämmtlichen Lande an Ferdinand, dennoch die Hoffnung auf die Krone nicht ganz aufgeben konnte, ſuchte jede Gelegenheit zu benützen, ſich einen Anhang zu verſchaffen, und Männer, die durch Reichthum, Anſehen oder perſönliche Verdienſte ausgezeichnet waren, in ſein Intereſſe zu ziehen. Er ſchickte daher, ſobald ihm die Kunde von allen Umſtänden zu Ohren kam, einen Unterhändler nach Temeswár, um die beiden Gefangenen für ſich zu gewinnen, und für dieſen Fall ihre Loslaſſung von den Türken zu erwirken. Doch nur bei Pekry gelang der Auftrag, der auch alſobald nach Siebenbürgen abging, mit Nyáry dagegen, der Ferdinanden durchaus nicht verlaſſen wollte, war nichts zu machen, als ihn ſeinem Schickſal zu überlaſſen, das ihn noch einige Zeit, nämlich bis zu ſeiner völligen Geneſung, in Temeswár feſthielt. Als endlich die lang und ſchmerzlich entbehrte Geſundheit zurückkehrte, ließ Achmet Baſcha, um den Sultan von ſeinen glücklichen Fortſchritten recht augenſcheinlich zu überzeugen und ſich ſeiner Gnade nachdrücklich zu empfehlen, eine Menge Gefangener nebſt verſchiedenen Koſtbarkeiten nach Conſtantinopel führen, darunter auch den heldenmüthigen Vertheidiger Szalnoks.

Mit mancherlei Beſchwerden kämpfend, und von rohen, gefühlloſen Menſchen auf eine Art behandelt, die tief in die Seele des Helden ſchnitt, erreichte er endlich den Ort ſeiner Beſtimmung. Hier, gleich einem gemeinen Sklaven in das Behältniß mit vielen andern, dem Viehe gleich eingeſperrt, und zu harten Arbeiten genöthigt, ſetzte ſich Lorenz, der ſehr groß und dickleibig war, noch überdies dem Spotte des grauſamen Aufſehers bloß, indem ihn dieſer verſicherte, er wolle ihn ſchon von ſeiner Dicke befreien. Und wirklich hielt er nur zu pünktlich Wort; denn nach ein Paar Monaten war Nyáry durch immerwährende ſchwere Arbeit ſo mager geworden, daß ihn gewiß keiner ſeiner Bekannten erkannt hätte. So ſeufzte der Bedaurungswürdige über ein Jahr (denn ſeine Familie hatte ſich bei dem Paſcha von Ofen vergebens um ſeine Freiheit verwendet) da ging ihm gegen Ende des Jahres 1553 ein Hoffnungsſtern auf.

König Ferdinand, des Krieges längſt müde, ſchickte nun den Biſchof von Fünfkirchen, Anton Verantz, und den Franz Zay nach Conſtantinopel, um endlich einen dauerhaften Frieden, mit Berückſichtigung des jungen Zápolya, und aller ſich ſowohl ſeinetwegen, als wegen Siebenbürgen und den tür-

kiſchen Eroberungen in Ungarn ergebenden Anſtänden zu ſchließen. An dieſe wandte ſich der unglückliche Gefangene, um durch ihre Vermittlung die Freiheit zu erlangen. Sie unterſtützten auch ſein Geſuch aus allen Kräften, ſowohl bei Ferdinand, als bei dem türkiſchen Kaiſer. Doch obwohl ſie in Folge deſſen von ihrem Monarchen den ämtlichen Auftrag bekamen, ſich ausdrücklich für Nyáry und einige andere ausgezeichnete Gefangene zu verwenden, ſo konnten ſie es doch auf keine Weiſe dahin bringen, ihr Geſuch erfüllt zu ſehen, ſondern wurden ſtets mit dem Verſprechen abgefertigt, nach abgeſchloſſenem Frieden (deſſen Verhandlungen ſich in die Länge zogen) auch dieſes Geſchäft zu beendigen.

Die Verzweiflung des bitter Getäuſchten war grenzenlos, als ihm die Geſandten zuletzt geſtehen mußten, wie fruchtlos alle ihre Bemühungen geweſen waren, und wie entfernt noch die Ausſichten zum Frieden, wegen der immer höher geſpannten Forderungen der Türken ſeien.

Tief in ſich gekehrt, finſter und traurig brachte Nyáry ſeine Tage zu — denn das einzige letzte Gut des Unglücklichen, die Hoffnung, war ihm ja entſchwunden. — Da nahte ſich ihm einſt der Offizier

von der Wache, und knüpfte ein Geſpräch mit ihm an, das anfangs gleichgültig, bald aber vom höchſten Intereſſe ward. Er bedauerte nämlich Nyáry's hartes Los und ſein Unvermögen etwas zu ſeiner Erleichterung zu thun, und verſicherte, hierzu den aufrichtigſten Wunſch zu haben, ſo wie die wärmſte Theilnahme an dem Schickſal des Gefangenen zu fühlen; er erkundigte ſich dann genau nach den Umſtänden, worin Lorenz ſich in ſeinem Vaterlande befand, und ſuchte mit einem Worte deſſen Vertrauen zu gewinnen. Schon wollte ſich die dankbare Seele gegen den theilnehmenden Freund öffnen, doch bald gewann das finſtere Mißtrauen die Oberhand, ob dies alles nicht etwa bloß eine Falle ſei, in die ihn der Türke locken, und dann verrathen wollte. Er ſchwieg daher und beantwortete nur mit einzelnen, abgebrochenen Worten die immer dringender werdenden Fragen des Offiziers, und nur die ſchweren Tropfen, die ſeinen Augen bei der Erwähnung des theuren Vaterlandes entfielen, zeigten von der tiefen Rührung, worein ihn die Erinnerung an dasſelbe mit allen ſeinen Verhältniſſen verſetzte.

Auch den Fragenden ſchien die innigſte Rührung zu ergreifen, und plötzlich rief er auf ungariſch:

»Glaube mir getroſt, denn ich will dich nicht betrügen, ſondern vielmehr von hier befreien. Ich bin ſo gut ein Ungar, wie du, und ſehne mich nach meinem Vaterlande. Wenn du ganz vertraueſt, ſind wir beide in vierzehn Tagen gerettet.«

Sprachlos vor Staunen und Freude, die Töne der geliebten, heimiſchen Sprache zu hören, konnte Lorenz lange kein Wort für ſeine ſtürmiſchen Gefühle finden, und brachte kaum einzelne Laute hervor, über den nähern Zuſammenhang dieſer Begebenheiten zu fragen. Da erzählte der Türke, er habe in Ungarn Stephan Hußár geheißen, ſei als zehnjähriger Knabe mit ſeiner Mutter in türkiſche Gefangenſchaft gerathen, nachdem der Vater in einem Gefecht geblieben. Hierauf ſei er hierher geführt worden, die Mutter aber unterweges geſtorben. Hier habe ihn ein angeſehener Mann gekauft, und er ſei von demſelben in der türkiſchen Sprache, ſo wie im Glauben unterrichtet, ganz mit den Söhnen des Hauſes gleich erzogen worden, ſo daß ihm nur noch die Erinnerung ſeines Namens und einige Worte ſeiner Sprache geblieben ſeien. Als er die männlichen Jahre erreicht, habe ihn ſein Herr den Janitſcharen zugeſellt, wo er durch ſein Wohlverhalten zur Stelle eines Rottenanfüh-

rers, die er jetzt bekleide, emporgestiegen. Doch nun sei die Sehnsucht nach dem Vaterlande und einer andern Lebensweise neuerdings, und zwar mit einer Heftigkeit, die er nicht im Stande sei zu bemeistern, erwacht, obwohl er eigentlich keine Heimath habe. Von den übrigen Christengefangenen habe er vernommen, Nyáry sei ein tapferer Mann und ein guter Herr gegen seine Untergebenen gewesen, auch sei ihm die eifrige Verwendung der kaiserlichen Gesandten zu seinen Gunsten bekannt, daher habe er beschlossen, ihn mit sich selbst zu befreien, wenn er dann versichert sei, mit und bei ihm leben zu können.

Lorenz hörte dem Türken aufmerksam zu, und erwiederte dann, er nehme seinen Antrag nicht bloß an, sondern verspreche ihm, wenn er seiner Zusage nachkäme, und das Glück sie begünstige, seinem Befreier ein Dorf mit allem Zugehör auf ewige Zeiten zu schenken, und ihm durch seinen Einfluß und seine Verbindungen jederzeit nützlich seyn zu wollen.

Nun wurde der Plan zur Flucht verabredet, und bis zum nächsten Neumonde, wo der Offizier wieder auf die Wache der Gefangenen ziehen würde, anberaumt. Indeß verschaffte sich Nyáry noch einiges Geld von den ungarischen Gesandten, und Hußárn glückte

es, für sich und seinen Gefährten ein französisches Schiff zu miethen, das im Hafen segelfertig lag, und in einigen Tagen nach Venedig abgehen wollte.

Langsam verging dem sehnsuchtsvoll in die Zukunft blickenden Nyáry die Zeit, um so mehr, da er seinen Erretter nicht zu Gesicht bekam; endlich erschien der lang gewünschte Neumond, und mit selbem Hußár auf der Wache, der Lorenzen zuflüsterte, alles sei in Ordnung. Gerade an diesem Tage betrug sich dieser Offizier besonders rauh und hart gegen die Gefangenen, und wollte in verstelltem Grimm auch Nyáry sogar mit Schlägen strafen lassen, was nur auf vieles Bitten unterblieb. Als dann Abends die Gefangenen in ihr Behältniß gesperrt wurden, kam Hußár, und befahl dem Schließer, ihm Nyáry auszuliefern, indem ihn der Vezier rufen lasse, nicht undeutlich zu verstehen gebend, daß es sich um seinen Kopf handle.

Eilends gingen nun beide nach Hußárs Wohnung, wo Nyáry seiner Fesseln entledigt, und mit einem türkischen Anzug, so wie mit Waffen versehen wurde. Kaum war dies geschehen, so eilten beide nach dem Hafen, bestiegen das bereit stehende Schiff und landeten nach mancherlei Gefahren glücklich zu Ve-

nedig. Von hier ging die Reiſe zu Land nach der geliebten Heimath und endlich langte Nyáry zur unausſprechlichen Freude und Überraſchung ſeiner Familie, die ſchon die Hoffnung aufgegeben hatte, ihn jemals zu ſehen, in ſeinem Hauſe an.

Sobald er ſich nur etwas von den Beſchwerlichkeiten der Reiſe erholt hatte, dachte er ſeines Verſprechens gegen ſeinen wackern Retter. Das Feſt der glücklichen Rückkehr zu feiern, wurden Freunde und Bekannte aus Nah und Fern in großer Anzahl nach Szutſán in der Thurotzer Geſpanſchaft, dem gewöhnlichen Aufenthalt Nyáry's, geladen. Den Anfang des durch drei Tage währenden, lärmenden und prachtvoll angeordneten Feſtes, machte ein Dankopfer in der Kirche, welches Nyáry unter Trompeten und Paukenſchall öffentlich dem Allmächtigen darbrachte. Hierauf ward der Türke in ſeinem morgenländiſchen Anzuge, von Nyáry und mehreren Magnaten umgeben, vor den Altar geführt, und mit großer Feierlichkeit wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen. Endlich brachte ein Edeldiener Lorenzens auf einem ſammtnen Kiſſen eine Urkunde, die in Gegenwart Aller vorgeleſen, und von Nyáry und vielen Zeugen unterfertigt wurde; und kraft welcher dieſer ſeinem

Befreier das Dorf Kreplan ſammt einem ſchönen Edelhof in Szutſán ſelbſt auf ewige Zeiten ſchenkte.

Nicht lange ließ der Eifer für des Vaterlandes Wohl Nyáry zu Hauſe ruhen, ſondern trieb ihn bald neuen Gefahren und neuem Ruhm entgegen. Hußár aber verheirathete ſich und ward der Stammvater einer noch blühenden Familie, die der Thuroczer Geſpanſchaft mehrere wackere Männer, beſonders aber einen noch heut zu Tage berühmten Vicegeſpan gab.

Die Teufelsfurche.

Streit, Zank und Hader waren auf der Burg Karlátkö (Konradstein) einheimisch geworden, seitdem Herrn Oswaldens Bruder, Peter, heimgekehrt war aus vieljähriger türkischer Gefangenschaft, und nun seinen Antheil forderte an dem väterlichen Erbe. Höchst unwillkommen war Oswalden dieser Bruder, denn längst hatte das allgemeine Gerücht den tapfern Türkenhelden für todt ausgerufen. Die ihn unter den feindlichen Schwertern, unter den Hufen der feindlichen Rosse gesehen, hatten seinen Tod eidlich ausgesagt; mit Fug und Recht hatte Oswald sich des ganzen Erbes bemächtigt, nun sollte er die Hälfte abgeben an einen Bruder, den er nie geliebt und längst todt geglaubt. Zwar trug man sich ingeheim mit dem Gerücht, es sei ein Pilger einst zu Herrn Oswalden gelangt, der ihm die Kunde überbracht: sein Bruder für todt auf dem Kampfplatz gelassen, sei von schweren Wunden genesen und

schmachte in harter Gefangenschaft, des Lösegeldes sehnsüchtig harrend. Herr Oswald habe aber dem Pilger nicht geglaubt — oder nicht glauben wollen und bald darauf sei dieser verschwunden, ohne daß ihn Jemand die Burg verlassen gesehen. Aber dies Gerücht verlor sich, als Jahre vergingen, ohne daß der für todt gehaltene Bruder kam. Nun war er aber wirklich gekommen und durchblickte bald Oswalds finsteres Gemüth, als dieser kurzweg versicherte, keine der Nachrichten von Peters Leben, die er häufig gegeben zu haben behauptete, sei bis zu ihm gelangt, todt habe er ihn daher geglaubt und glauben müssen. Seines Irrthumes freue er sich zwar, doch Theilung sei ein wichtig Geschäft, schnell ließe sich dieses nicht abthun, mit Geduld möge er auf der Burg indeß den rechten Zeitpunkt abwarten.

Aber dieser Zeitpunkt wollte nicht eintreffen, so oft auch Peter frug und mahnte, denn immer war ein elender Grund zur Zögerung vorhanden. Oswald ward aber mit jedem Tag finsterer und mürrischer, als brüte er über geheime Dinge, und scheu irrten seine Blicke, besonders wenn sie auf den Bruder trafen. Diesem ward der Aufenthalt auf der Burg, wo er ein so höchst unwillkommener Gast war, endlich

läſtig und er beſchloß zu enden. Unangemeldet trat er in Oswalds Stube und hörte noch einen Schritt vor der Thür, wie dieſer mit erhöhter Stimme rief: »Ja, du haſt Recht, er muß ſterben, da iſt kein Ausweg.« Raſch öffnend ſah er wie Oswald zuſammenfuhr und die alte Haushälterinn erbleichte, obwohl ſie mit freundlich und grinzenden Augen ihn verwundert willkommen hieß. Ohne auf ſie zu achten, ſchritt Peter feſt auf den Burgherrn zu und forderte beſtimmte Erklärung, ob und wenn er geſonnen, ſein Wort zu löſen? und als dieſer mit Ausflüchten, wie immer antwortete, jener aber ſich nicht damit begnügen wollte, erhitzten ſich die Brüder immer mehr und ſchieden endlich mit wechſelſeitigen Drohungen im höchſten Zorn. »Nun ſeht Ihr, Herr,« begann die Alte, »daß Ihr enden müßt, wollt Ihr einmal Ruhe haben, und ſchnell vollführt ſoll werden, wozu Ihr Euch ſchon ſo lange nicht entſchließen könnt. Ein Pülverchen in den Abendtrunk — und Alles iſt gut.«

»So mache denn was du meinſt,« entgegnete der Zürnende, »nur ſchaff' Ruhe.«

Und ſie entfernte ſich, das Bubenſtück vorzubereiten. Es war aber die alte Frau Suſe ſeit vielen

Jahren in der Burg, das Regiment führend über das Weibervolk mit eiserner Ruthe, des Herrn Vertraute und Rathgeberinn, besonders aber seit der Burgfrau Tod, unumschränkte Beherrscherinn. Selten nur wandte sie ihren Einfluß zum Guten an, vielmehr reizte sie den ohnedies rauhen Herrn zu mancher Gewaltthat, und hatte längst die Flüche und Verwünschungen des Gesindes und der Vasallen auf sich geladen, die sich den Glauben nicht nehmen ließen, sie habe durch geheime Zauberkünste Oswalds Gemüth gefangen und stehe im Bund mit dem Bösen.

Überzeugt, daß er friedlich nimmermehr zu seinem Erbe gelangen würde, vielmehr daß seine Freiheit, wohl gar sein Leben in Gefahr sei, wenn er noch länger unter dem tückischen Dache weilte, machte sich Peter ungesäumt auf und entfloh.

Oswald wüthete, als er's vernahm und ward durch Frau Susens Vorwürfe und giftige Bemerkungen vollends auf das Äußerste gebracht, so daß er sich in furchtbaren Schwüren hoch und theuer vermaß, ehe wolle er Alles verlieren, als dem Bruder eine Spanne Landes zukommen lassen.

Peter war gerade an des Königs Hof geeilt und

flehte dort um Gerechtigkeit und Herausgabe des ihm widerrechtlich vorenthaltenen Erbes, das mit Gewalt zu gewinnen, wenn auch nicht der Muth, wohl aber die Mittel ihm fehlten. Oswald ward in die Königspfalz vorgeladen, weigerte sich jedoch zu erscheinen und Rede zu stehen. Da entschied das Gericht zu Peters Gunsten und die Vollstrecker des Spruches überantworteten ihm die Hälfte des Besitzthumes und bestellten ihn zum Herrn darin vor allem Volk in des Königs Namen, in dem Gerechtigkeit gesprochen wird in ungarischen Landen.

Doch als sie die Markung zwischen der Brüder Gebiet zu bezeichnen, im hohen Forst angelangt, überfiel sie plötzlich, aus dem Hinterhalt hervorbrechend, Herr Oswald mit Knappen und Reisigen und schlug den Bruder in Bande, sich freuend des köstlichen Fanges. Und als ihn des Gerichts Abgesandte mit des Königs Rache, mit des Gesetzes Acht und Bann gedroht, rief er in vermessenem Hohn: »König und Gesetz und Acht und Bann verlache ich; und wenn der Teufel nicht selbst erscheint, so soll keine menschliche Macht meinem Gebiet eine Grenze setzen, oder eine Handbreit mir davon entreißen. Das schwöre ich bei meinem Seelenheil.«

Da rauſchte und tobte es in den Lüften und eine dichte Finſterniß umgab alle Gegenſtände. Und es ging ein feuriger Rieſe hinter ungeheurem Pflug einher, gezogen von einer ſchwer keuchenden Weibergeſtalt, in der, trotz fratzenhaft verzerrten Zügen, Alles Frau Suſen ſchaudernd erkannte. In den Steinboden aber zog der gräßliche Ackersmann eine Furche ſo tief, daß ein Haus ſich darin bergen mochte und die Erde ziſchend hinauffuhr und ſich thürmte zum bergähnlichen Wall. Und als er ſein Werk vollendet, zerfloß das Bild in wolkenähnlichen Nebel — und Licht und Beſinnung kehrte dem Geblendeten wieder. Die Brüder aber mit ihrem Gefolge fanden ſich getrennt durch den ungeheuern Wall im Forſte. Und als Herr Oswald heimgekehrt war zur Burg, empfing ihn die Nachricht, Frau Suſe habe vor wenig Stunden auf der Treppe das Genick gebrochen, ihr Leichnam aber ſei alſogleich ganz ſchwarz geworden, vom Scheitel bis zur Sohle.

Da zitterte Oswald, ſchloß ſich in ſein geheimſtes Gemach und blieb viele Stunden allein. Als er heraustrat, bot er alle ſeine Mannen auf, ritt an ihrer Spitze dem Bruder entgegen zur Verſöhnung. Fortan lebten die Beiden in aufrichtiger Liebe und

Eintracht. Die Teufelsfurche aber überschritt keiner und als sich später einige Grenzirrungen zwischen den Gespanschaftsgebieten von Preßburg und Neutra in diesen Gegenden erhoben, ward sie durch beiderseitiges Übereinkommen auch als Scheidegrenze angenommen und besteht als solche noch, bloß an dem Punkt, wo die Straße durchfährt, so viel für diese nothwendig ist, geöffnet.

Das Jungfernſchloß zu Schemnitz.

In der Zeit, da der zweite Wladislaw auf Ungarns Königsſtuhle ſaß, hatte der milde Himmel ſeine Hand aufgethan. Überſchwenglicher Segen ruhte auf dem Ertrag der Bergwerke zu Schemnitz, wie bis dahin noch nie. Tauſend und tauſend Hände förderten das Metall aus den Gruben, ſie wurden reich und der Berg nicht arm, unerſchöpflich ſchienen ſeine Adern. Von niederm Glück und Stand hatte ſich Eraſam Röſel hinaufgeſchwungen, daß ihn der Mund des Volks nur den reichſten der Reichen nannte und von ſeinen Gewölben die Sage ging, ſie ſeien ein zweites Bergwerk des gediegenſten Reichthums voll und ſchon über Zahl und Gewicht ſo hinausgewachſen, daß Röſel ſelbſt ihren Werth nie zu zählen, nur zu wägen und nur mehr nach den großen Tonnen zu ſchätzen vermöchte. Reich und König lagen in bitterer Noth, während das Glück der

Pächter und Unterbeamten blühte und ſich vermehrte, vielfach mit Unrecht, ſo daß es wie ein Fluch auf dem Mammon lag, deſſen Wenige froh wurden. Auch Röſel ſtarb ſchnellen Tod in nicht vorgerückten Jahren, als man eben gedachte, er habe endlich das Ziel erreicht, wo der Genuß und die Ernte langer Arbeit beginnt. Zwei Kinder waren ſeine Erben, davon der Sohn in erwachſener blühender Jugend, Vormund der unmündigen Schweſter ward. Treu wie ein Vater übte er die Pflicht manches Jahr, doch da er ernſtlich zu ſinnen begann, der indeß aufgeblühten Jungfrau einen Gatten unter der Jugend des Landes zu wählen, von dem ſie noch beſſeres Glück erwarten konnte als ihr Reichthum ihm bringen würde, ergriff ihn eine Seuche; er ſank frühzeitig in das Grab und Barbara ward in zarter Jugend unabhängige Herrinn eines königlichen Vermögens. Fernher ſtrömten die Freier und Bewunderer zu, denn die Schönheit ihres Leibes war wie ein köſtliches Juwel, deſſen Glanz die goldne Faſſung ihres Reichthums nur ſtrahlender machte. Ganze Scharen von Freunden und Freundinnen zogen ein in ihres Vaters Haus und nur zu bald ward ſie inne, wie Gold ein Mittel

ſei, jegliche Luſt frei und ohne ihre Mühen zu erkaufen und zugleich ein Harniſch, hinter dem man ſicher der böſeſten Zungen lachen könne. Sitte, Zucht und Ehrbarkeit wurden hinausgeſtoßen und mit ihrem ganzen Gefolge nahm die wildeſte Schwelgerei Beſitz von dem Hauſe, daß, wie es ſchien, unerſchöpflicher Reichthum ihr ewige Jugend und daurende Nahrung verſprach. Wie eine beſtändige Hochzeit taumelte Barbara's Leben, jede Luſt ward bis auf die Hefen geleert, Überdruß ſtachelte zu neuen Erfindungen und willkommen war jeder, der eine neue angeben konnte. Nur eines war, das oft mit häßlicher Mahnung in die lärmenden Feſte griff; aus ihren Fenſtern ſah Barbara gerade auf den Hügel, wo die Stadt das Hochgericht aufgepflanzt hatte, und da begab es ſich einmal, daß eine Rotte ihrer Freunde, die in trunkenem Muthe eine Kirche angezündet und geſchändet, an eben dem Orte, dem ſie ſonſt oft frevelnd zugetrunken, ihre Laſterthat mit dem Leben büßten, eine ſchaurige Warnung, wenn der Sturm ihre halbfaulen Leiber in tollem Reigen umherwarf für die Verirrten, denen ſie zu ſehr vor den Augen hingen, als daß dieſe den grauenvollen Anblick hätten vermeiden können.

Vielfach bemühte ſich Barbara vom Magiſtrat die Verlegung des Hochgerichts zu erhalten, aber lange umſonſt, bis ſie endlich verſprach, auf jenen Hügel ein feſtes Schloß zu bauen, das nach ihrem Tode der Stadt als freies Eigenthum heimfallen ſollte. So ward ihr Begehr erfüllt und raſch erhob ſich das ſtattliche Viereck mit eben ſo viel Thürmen geziert und befeſtigt. Unter andern rauſchenden Feſten, mit denen der Grundſtein verſenkt worden war, hatte Barbara auch ein köſtliches Mahl mit Spiel und Geſang unter Zelten an das Ufer der Gran geordnet, da kam ihr mitten unter dem Jubel ein Brief von ihrem Verwandten, einem frommen Mönch, der ſie mit ernſten, eindringlichen Worten zur Änderung ihrer Lebensweiſe und an die Vergänglichkeit des Irdiſchen mahnte: ſie las ihn, aber ihr Sinn war verſtockt. Höhniſch wandte ſie ſich zum Boten und ſprach, einen köſtlichen Ring von ihrer Hand in die Fluten werfend: »So ſicher ich dieſen Ring nimmer wiederſehe, ſo ſicher und gewiß bleibt mir mein Reichthum und mit ihm alle Luſt, die er erzeugt und nährt.« Da kam die Zeit, daß der Bau vollendet war und von ſeiner Herrinn in Beſitz genommen wurde.

Ein Diener ſtürzte in den Saal, wo zahlloſe Gäſte verſammelt waren, er hatte jenen weggeworfenen Ring im Bauche eines Fiſches wiedergefunden. Einen Augenblick wich Blut und Freudigkeit aus dem Antlitz der Jungfrau, doch hundert Stimmen erhoben ſich, die ernſte Warnung des Schickſals wegzuſcherzen und ſie zum Zeichen der Unwandelbarkeit ihres Glückes zu deuten; ſo ging ſie vergebens vorüber. Aber von da an ſchien es, als hätte der Reichthum Flügel bekommen; zwar blieb er noch ungeheuer, aber ſichtlich und unaufhaltſam war ſeine Verminderung. Wie Frühlingsſchnee ſchmolzen und ſchwanden die großen Tonnen, es war, als trügen unſichtbare Geiſter das Gold hinweg. Unmuthig ward Barbara dies inne, ihre Lebensart mochte ſie nicht ändern, nur ward ſie hart, der übermüthige Strom ihrer Freude hatte ſonſt auch viele Arme erquickt, willkommen war ihr jeder Mitgenießer ihres Glücks, das gleich der Sonne für alle ohne Unterſchied aufgegangen war, denen ward aber jetzt das Schloß verſperrt, düſtere Kargheit hielt Wache, wo es nicht unmittelbare Befriedigung eines Geluſtes galt. So wandelten ſich nach und nach auch die wenigen Segnungen, mit de-

nen ihrer gedacht wurde, in Flüche und langſam rückte das Gericht der Verſtockung heran. Alle Liebe hatte Barbara einem Schooßhund zugewandt, der nie von ihrer Seite kam, wer der Herrinn gefallen wollte, ſchmeichelte ihm und bald ward das Thier dies inne und quälte jeden, der ſich der Gebieterinn nahte, mit unerträglichen Launen, beſonders ſchien er ſeit dem Wiederfinden des Ringes ein ganz anderes Thier, ſeltſam ſtarrten oft ſeine Augen aus den buſchigen Brauen heraus und vorzüglich erbittert ſchien er auf die Armen, die er, wäre das Herz ſeiner Frau auch milder geweſen, unwiderſtehlich von ihr trieb. Mit einer Kraft, die weit über ſeine Größe ſchien, fiel er ſie an und die Wunden ſeiner Biſſe ſchienen wie vergiftet, denn ſie wollten nicht heilen und gingen in Eiter und Fäulniß. Unheimliche Sagen verbreiteten ſich über den Hund, an dem Barbara hing wie gefeſſelt durch zauberiſche Gewalt, und viele Behauptungen, es ſei der Böſe ſelbſt, der ſein Opfer bewache und von Werken der Barmherzigkeit abhalte. Der Schooßhund ſtarb und Barbara überließ ſich dem grenzenloſeſten Schmerz; lange wollte ſie die Leiche nicht von ſich laſſen und als es endlich geſchehen muß-

te, ordnete sie die herrlichste Todtenfeier an, in langem Zuge schwarz gekleidet von den Häuptern wallende Flöre nachschleppend, folgte sie mit dem ganzen Kreis ihrer Bekannten der Leiche unter den Trauerklängen verhüllter Pauken und dumpfer Posaunen. Mit beinahe heidnischen Gebräuchen von Räucherungen und Opfern, ward das Thier bestattet und reiche Thränengüsse benetzten sein Grab. In der folgenden Nacht schienen alle Stürme losgelassen und die Erde im Verscheiden zu liegen, das Schloß schien wie vom schwefelichten Lichte erleuchtet, gräßliche Gespenster umkreisten es in tollen Wirbeln. Auf den Zinnen lagen andere Gestalten gelagert, als ob sie Gericht hielten, eine stand auf und schien heftig zu reden, hohles Murmeln ging durch den Sturm, plötzlich hob sich aus dem Hundsgrab eine lange rothe Flamme gen Himmel, sank zischend zurück und ein gräßlicher Donnerschlag erfolgte, mit dem aber der Spuk verschwand und die Natur ruhig wurde, als wäre sie nie gestört gewesen.

Der Morgen brach mit seiner ganzen süßen Heiterkeit an und man hätte das nächtliche Toben für einen wirren Traum halten können, wäre nicht an

der Stelle des Hundsgrabs ein Loch von unergründlicher Tiefe gewesen. Jedem schauderte und viele wurden von dem schrecklichen Zischen bekehrt, nur Barbara verharrte in der Verstockung ihres Sinnes, aber die ihr schon lange gedrohte Armuth brach unwiderstehlich herein, das falsche Gold war entflohen, mit ihm alle Mücken, die seinen glänzenden Schein umflattert hatten. Den vormals so blühenden Körper überfiel schweres Siechthum, fern war jede liebevoll pflegende Hand. Die Glut des Fiebers zehrte Barbara auf und eines Morgens fanden Vorübergehende sie an einem Zaun, verschmachtet im Thau, wo sie wahrscheinlich in der nächtlichen Glut der Krankheit Kühlung gesucht. Mitleidige Leute beteten für die Seele und wollten den Leib in der Stille bestatten, da zog ein fürchterliches Unwetter herauf, es hagelte Steine, die Träger flüchteten sich unter schirmende Häuser und ließen den Leichnam im Stich; da schnitt ein gellender Pfiff durch die Luft und von allen Seiten, als wüchsen sie aus dem Boden und wären mit dem Hagel niedergegangen, stürzte unter gräßlichem Geheul eine Unzahl von Hunden jeder Art herbei, fiel wüthend über die Leiche, die sie zerrissen und

ſchleppten die Stücke, begleitet von einem Hohnlachen, von dem man nicht wußte, woher es kam, zu dem Abgrund des Hundegrabs, der ſich, als er den letzten Reſt der Unglücklichen aufgenommen, ſogleich zuſchloß. Die Hunde waren wie Nebel verſchwunden, ohne eine Spur zu hinterlaſſen.

Dies trug ſich zu im Jahre des Heils 1570. Es ward in die Chronik der Stadt Schemnitz verzeichnet und als Wahrzeichen iſt noch das Jungfernſchloß zu ſehen.

Die Gründung der Helenenkirche.

Markus Graf von Czobor, Herr der Herrſchaften, Holitſch und Saſſin in Ungarn, Göding und Pawlowitz in Mähren, lebte am Hofe Kaiſer Joſephs I., in deſſen Nähe er ſich als Kammerherr gewöhnlich aufzuhalten pflegte, und zeichnete ſich durch Glanz und Pracht beſonders aus. Unermeßlich reich, dabei ein Mann von der feinſten Bildung, voll Geiſt, Witz und manchen für ſein Zeitalter ſeltenen Kenntniſſen, begabt mit einer äußerſt glücklichen Geſtalt, die Majeſtät, Würde und Anmuth vereinigte, und jene trefflichen Eigenſchaften des Geiſtes nur noch bemerkbarer und einnehmender machte, war er die Zierde jedes geſellſchaftlichen Zirkels, von Jedermann geſchätzt, von vielen geſucht. Bei dem genauen Umgange mit Allem, was durch Geburt, Würde, Anſehen und Talent ausgezeichnet war, hatte er ſich viele zu Freunden gemacht, und ſelbſt die Gunſt des Kaiſers in hohem Grade erworben.

Im vollen Sonnenſchein eines ſorgenfreien, vergnügten Lebens, ſchien der Graf als auserwähltes Schooßkind des Glückes, den Gipfel desſelben erreicht zu haben, als ſich plötzlich ein Vorfall ereignete, der ihn um Ehre, Freiheit und vielleicht ſelbſt um das Leben zu bringen drohte, und aus dem er ſich bloß durch einen kühnen Entſchluß, mit ſeltener Gegenwart des Geiſtes, glücklich herauszuziehen vermochte.

Karl der XII., jener abenteuerliche Schwedenkönig, war nämlich auf ſeinem, für König Auguſt von Polen unheilbringenden Zuge ſiegreich bis vor die Thore Dresdens gerückt, und hatte dort ein feſtes Lager bezogen. Nicht hatte bis dahin den nordiſchen Aar in ſeinem Flug aufhalten können; herrſchen wollte er, auch über ſeines Gleichen, und Gehorſam ſich erzwingen durch die Kraft ſeines Armes. Rauh, unbeugſam und aufbrauſend wie ſein Gemüth, war auch ſein Betragen gegen die europäiſchen Mächte, gegen die er theils in offener Fehde, theils in liſtigen Freundſchaftsverhältniſſen ſtand, durch die mancherlei Forderungen, die er an ſie machte. Unter dieſen letztern befand ſich der Kaiſer in einer ziemlich bedenklichen Lage. Mit den Türken und Mißvergnügten vollauf beſchäftigt, entblößt von Truppen und

Geld, hart an ſeinen Grenzen ein ſiegtrunkener König, der erſte Feldherr ſeiner Zeit, deſſen zweifelhafte Freundſchaft ſich, bei der Sonderbarkeit ſeines Charakters, jeden Augenblick in furchtbare Feindſchaft verwandeln konnte, dabei ohne Mittel zum Widerſtand, blieb dem Kaiſer nichts übrig, als den oft ungeſtümen Forderungen Karls nachzugeben, und alles ſorgfältig zu verhüten, was deſſen Zorn reizen konnte.

So ſtanden die Verhältniſſe zwiſchen beiden Monarchen, als der Baron von Strahlheim, ſchwediſcher Geſandter zu Wien, ſeinem König zu Ehren ein großes Gaſtmahl gab, zu dem nebſt vielen andern Großen auch Graf Czobor geladen war. Den hohen Ton ſeines Herrn annehmend, ließ der Geſandte hier und da ein Wort fallen, das von unſerm Grafen und vermuthlich auch von manchem andern der anweſenden Gäſte ſchwer ertragen wurde. Dennoch überwand er ſich und ſtimmte mit in die Geſundheiten des ſchwediſchen Monarchen, die Baron Strahlheim ausbrachte. Bald darauf erhob Czobor den Becher, ließ den Kaiſer hoch leben, und bemerkte, nicht ohne Ingrimm, daß der Schwede der einzige war, der nicht Beſcheid that. Nun war kein Haltens mehr, augenblicklich ſtellte der Graf den Geſandten hierüber zur Rede.

Dieſer antwortete mit Stolz; der Streit erhitzte ſich, und endlich ſprang der Graf auf, und gab dem Schweden eine derbe Ohrfeige. Alles gerieth hierüber in Aufruhr; die beiden Gegner zogen die Degen, und nur mit Mühe gelang es den Anweſenden, die Wüthenden auseinander zu bringen und den Grafen nach Hauſe zu ſchaffen.

Der Baron von Strahlheim hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Vorfall ſeinem Monarchen zu melden, und Karl der XII., der die Beleidigung auf ſich bezog, weil der Geſandte in ſeinem Berichte dem Grafen Czobor vermuthlich Worte in den Mund gelegt hatte, die den König perſönlich trafen, forderte mit ſeiner gewohnten ungeſtümen Hitze, auffallende Genugthuung. Der Kaiſer, von dem wahren Hergang der Sache unterrichtet, ward durch dieſe Forderung nicht wenig in Verlegenheit geſetzt. Allein die Umſtände waren gebieteriſch; mit Karln durfte er es auf keinen Fall verderben; es erging daher an Czobor der Befehl, dem ſchwediſchen Geſandten vor Zeugen Abbitte zu thun, und das Hoflager während des in der Nähe tobenden Ungewitters zu meiden. Zu dem erſteren wollte ſich Graf Czobor keinesweges entſchließen, reiſte jedoch, um dem letzteren Befehle

Folge zu leiſten, augenblicklich auf ſeine Herrſchaft Holitſch.

Allein hiermit war der rachſüchtige Geſandte ganz und gar nicht zufrieden, und bewirkte von ſeinem König eine ſehr drohende Erklärung an den Kaiſer, worin derſelbe ſagte, daß, nachdem Se. Majeſtät einen ſeiner Unterthanen, der ſich ſo gröblich gegen ihn vergangen hätte, nicht zu ſtrafen wüßten, er es ſchon wiſſen werde, und ihn daher ausgeliefert haben wollte. Mit tödtlichem Schreck erfüllte dieſe Drohung alle Freunde Czobors, mit herzlichem Mitleid den Kaiſer, der den Grafen verloren gab, und nicht ohne Schmerz den Befehl zu ſeiner Verhaftung und Auslieferung ertheilte.

Dieſer war indeß durch ſeine Freunde von allem unterrichtet, und hatte den Rath erhalten, augenblicklich zu entfliehen, welches ihm zu erleichtern mit der Ausfertigung des Verhaftbefehles ſo lange als möglich gezaudert wurde.

Schon war Graf Czobor dazu bereit, ſeine beſte Habe zuſammengerafft, die nöthigen Anſtalten getroffen, da fuhr es ihm plötzlich durch die Seele: der Gefahr muthig entgegen zu gehen ſei rühmlicher, als ihr ſchimpflich zu entfliehen, und ſein Entſchluß war

gefaßt. Karl, dachte er, ſei zwar aufbrauſend und toll, doch auch muthig und tapfer, und ſelbſt eines kühnen Unternehmens fähig, ſo werde er dieſe Eigenſchaften auch an einem andern ſchätzen. Zu ihm beſchloß der Graf geraden Weges zu reiſen, vor ihm perſönlich ſich zu ſtellen und zu rechtfertigen. Gewagt war der Schritt auf jeden Fall, und konnte übel ausfallen, ließ Karl ſich von ſeiner Hitze übereilen, und hörte wohl gar ſeine Rechtfertigung nicht an; auf jedes Ereigniß mußte man daher gefaßt ſeyn. Schnell entwarf Czobor ſeinen letzten Willen, machte alle nöthigen Anordnungen auf den Fall ſeines Todes, oder wenigſtens einer längern Abweſenheit; gelobte, auf dem Berge, den er eben aus dem Fenſter erblickt hatte, als er jenen muthigen Vorſatz faßte, eine Kirche zu bauen, falls er glücklich zurück käme, ſchwang ſich auf ſein Roß, und trat die Reiſe nach dem ſchwediſchen Lager, bloß von ein Paar treuen Dienern begleitet, mit möglichſter Schnelle an.

Bald darauf erſchien das Kommando, dem der Auftrag geworden war, den Grafen zu verhaften, doch zu ſpät, und mußte unverrichteter Sache abziehen, zur unausſprechlichen Freude aller Freunde Czobors. In höchſter Erbitterung berichtete Strahlheim

seinem König, man habe am kaiserlichen Hofe lange darüber debattirt, ob man den Grafen Czobor Sr. Majestät ausliefern solle oder nicht. Dieser müsse indeß hiervon Wind bekommen haben, und sei entflohen, so daß die zu seiner Verhaftung genommenen Maßregeln unwirksam geblieben seien. Karl war durch diese Nachricht in die äußerste Wuth versetzt; fürchterlich schwor er, sich zu rächen; denn nichts hielt er für gewisser, als daß man Czoborn mit Fleiß Zeit zur Flucht gelassen habe.

Indessen war dieser im schwedischen Lager angekommen, und dem König ward gemeldet: Graf Czobor bitte vorgelassen zu werden. Augenblicklich ließ er ihn kommen, fuhr ihn heftig an, und warf ihm in den härtesten Ausdrücken eines aufbrausenden Temperaments sein Vergehen vor. Mit ruhiger Ergebung ließ dieser den König austoben, und erklärte dann mit männlicher Fassung: freiwillig habe er sich gestellt, er habe entfliehen können, doch nicht wollen, in der sichern Überzeugung, der König sei gerecht, höre jeden an, und werde auch ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Zu dem Beweise sei er erbötig, daß die Anklage des Gesandten falsch, und er bei Sr. Majestät verleumdet sei. Seines Herrn hätte er sich ange-

nommen, den der Gesandte verunglimpft habe, dies sei jeder rechtliche Unterthan seinem Monarchen schuldig. Nie sei es ihm in den Sinn gekommen, den König beleidigen zu wollen, sein Streit mit dem Gesandten sei daher bloß Privatsache, und diese auszugleichen sei er bereit, ihm jede Genugthuung zu geben, die er verlangen würde.

Mit Aufmerksamkeit hörte ihm der König zu, ernst, doch nicht mehr so rauh, entließ er ihn, jedoch mit dem Befehl, das Lager ohne seine ausdrückliche Erlaubniß nicht zu verlassen.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß sich der König um seinen Gefangenen zu bekümmern schien, während dieser zwar etwas beruhigt, doch nicht ohne Sorgen, mit den Schweden Bekanntschaft anknüpfte, und durch sein einnehmendes Betragen manchen Freund gewann. Sinnend, was denn endlich der Ausgang der Geschichte seyn, und wie lange sein Aufenthalt unter den Schweden dauern würde, oder was denn der König mit ihm vorhaben könne, traf ihn eines Tages der Bote, der ihn augenblicklich zu Karln berief. Vermuthend, daß sein Schicksal nun endlich entschieden würde, nahm Czobor seine ganze Standhaftigkeit zusammen, ward jedoch nicht wenig über-

raſcht, als er beim Eintritt in das königliche Zelt den Baron Strahlheim erblickte. Der Baron ward bei Czobors Eintritt äußerſt betroffen; denn eben hatte er Karln die Saumſeligkeit des kaiſerlichen Hofes bei dieſem Geſchäft, ja wohl gar deſſen Einverſtändniß mit der Flucht des Grafen neuerdings vorgeſtellt, und des Königs Unwillen auf das Höchſte gegen den Kaiſer zu reizen geſucht. Sehr gut war es ihm gelungen, einen ohnedies aufwallenden Monarchen in Harniſch zu jagen, doch nicht ganz nach ſeiner Abſicht, denn Karl merkte wohl, daß der Baron von Strahlheim nicht aus ganz uneigennützigen Abſichten ſpreche.

Kaum war Graf Czobor eingetreten, ſo trug ihm der König auf, ſich nun in Gegenwart des Barons zu vertheidigen, und las ihm die Depeſche Strahlheims vor, die ſeine Anklage enthielt. Der Beſchuldigte, der ſich indeß gefaßt hatte, vertheidigte ſich mit vieler Gewandtheit, machte den König auf manche kleine Umſtände aufmerkſam, die der Geſandte nicht läugnen konnte, erbot ſich nochmals zur Genugthuung für die perſönliche Beleidigung, bat aber auch um dieſelbe für die ſeinem Monarchen angethane Unehre, berief ſich auf Thatſachen, daß er des Königs mit

keiner unanſtändigen Sylbe gedacht habe, und wußte theils durch die Macht der Wahrheit, theils durch ſeine Unerſchrockenheit und Geſchicklichkeit, womit er jeden Umſtand und beſonders ſeine freiwillige Stellung zu ſeinem Vortheil geltend machte, den Geſandten ſo in die Enge zu treiben, daß der ſcharfſichtige König bald einſah, wie falſch der Bericht Strahlheims geweſen ſei, und daß er eine durch Hochmuth und Unvorſichtigkeit ſich zugezogene Beleidigung zur Sache ſeines Königs habe machen wollen.

Nun ging das Ungewitter über dieſen los. Ungeſtüm warf er ihm ſein Betragen vor, überhäufte ihn mit Vorwürfen und entließ ihn endlich mit dem Befehl, augenblicklich auf ſeinen Poſten abzureiſen. Czoborn dagegen erklärte der König, daß er mit ſeiner Rechtfertigung vollkommen zufrieden ſei, ihn als einen wackern Mann ſchätze, und ihm erlaube, nach Hauſe abzureiſen. Als dieſer in ſeinem Quartier ankam, erſchien bald darauf ein Offizier, der ihm einen Säbel und ein Paar Piſtolen im Namen des Königs zum Andenken überreichte.

Freudig eilte der Graf nach Hauſe, um die Seinigen, die in banger Erwartung auf Nachricht von ihm harrten, zu beruhigen, und legte in drei Mona-

ten darauf, obwohl auf einem andern Orte, den Grundſtein zu der Kirche, die noch heut zu Tage unter dem Namen von St. Helena bekannt iſt, und von den nach Schoßberg vorüberziehenden Wallfahrtern fleißig beſucht wird. Das Geſchenk des Schwedenkönigs aber, das zwar an ſich von keinem großen Werthe war, aber durch die Umſtände, die es begleiteten, beſonders merkwürdig wurde, erhielt eine ausgezeichnete Stelle in der Waffenkammer, und ward ſtets von ihm und ſeinen Nachkommen in großen Ehren gehalten, und den Merkwürdigkeiten des Schloſſes Holitſch beigezählt.

So ward durch Muth und Geiſtesgegenwart ein Vorfall friedlich und ehrenvoll beendet, der ſonſt unberechenbare, vielleicht für Nationen bejammernswerthe Folgen hätte nach ſich ziehen können.

Vergeltung.

In dem in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in Ungarn gegen den großen Suleyman kämpfenden Christenheere, zeichnete sich Ladislaw von Keretsényi, ein edler Ungar, durch Muth, Stärke und Tapferkeit besonders aus und erwarb sich dadurch den Namen eines Helden. Leider verdiente er ihn nicht ganz; denn Schonung, Milde, Menschlichkeit waren ihm fremd. Ein von seinem Vater angeerbter Haß gegen die Türken, ließ ihn sogar der Gefangenen nicht schonen. Daher war Keretsényi's Namen ein Schrecken der Türken, und selbst unter seinen Glaubensgenossen, deren Stütze er war, fand er keinen, der Liebe oder Freundschaft gegen ihn gefühlt hätte; denn nur Scheue fühlte jeder vor dem »Türkenquäler,« wie man ihn nannte. Nicht minder hart war er gegen seine Unterthanen. Obgleich in Ungarn begütert, kaufte er 1560, von dem Verschwender Christoph von Liechtenstein, dessen Stammhaus und Hauptherrschaft

Nikolsburg in Mähren, das zeither nimmer an die Liechtensteine wiederkehrte. Hier pflegte, wenn freundlichere Tage eintraten, Keretsényi des Sommers einige Wochen zu weilen und seinem dreizehnjährigen Sohne Christoph, der hier erzogen wurde, gefangene Türken mitzubringen, die diesem zum Ziele dienen mußten, wenn er sich mit der Armbrust übte. So lehrte Keretsényi seinen Sohn alle Gefühle der Menschlichkeit unterdrücken, und pflanzte auch ihm seinen Haß gegen die Türken ein. Daß mancher Türke oft drei, vier Tage nach einander wiederholt an dem zum Ziele bestimmten Baum gebunden wurde, war sehr gewöhnlich, denn Keretsényi hatte die Grausamkeit, nicht nur die Brust, sondern mitunter auch eine Hand, einen Fuß oder einen andern Theil des Körpers zu bestimmen, den der junge Christoph treffen sollte. Schon seit längerer Zeit schmachtete in dem Gefängnisse des Schlosses Nikolsburg ein junger Moslemin, Namens Ali, der dem Burgherrn für seine Freiheit 5000 Gulden geboten und seinen treuen Diener Hassan deshalb an seinen Vater, der weit mehr als ein bloßer Aga seyn sollte, geschickt hatte. Der bestimmte Termin kam heran, aber Hassan blieb mit dem Lösegelde aus. Wüthend wurde nun Keret-

ſényi; er machte ihm Vorwürfe, ihn genarrt zu haben, und beſtimmte ihn ſofort zur Zielſcheibe ſeines Sohnes. Vergebens war das Flehen des jungen Ali; er ward unter dem Hohngelächter Keretſényi's an einen Baum gebunden, Chriſtoph begann den Muſelmann zu beſchießen. Schon waren mehrere Pfeile in dem Körper Ali's und halb ohnmächtig hing er in den Banden, die ihn an den Baum feſthielten, als eine plötzliche Erſcheinung der Zuſehenden Augen nach einem andern Punkt richtete. Es war Haſſan, der athemlos auf beſchäumtem Pferde herangeeilt kam, das mitgebrachte Gold zu den Füßen Keretſényi's warf, und zu dem wieder etwas auflebenden Ali trat, dem er die Feſſeln löſen wollte. Dies ließ Keretſényi nicht geſchehen. »Habe ich doch nur verſprochen,« ſagte er zu Haſſan: »daß ich Ali ſeinem Vater wieder geben wolle; doch nimmer habe ich beſtimmt, ob todt oder lebend? Nun ſoll meines Sohnes Kurzweil nicht geſtört werden.« Und taub auf alles Flehen Ali's und Haſſan's, mit tyranniſchem Ernſte die bittenden Mienen der Zuſeher zurückſcheuchend, gebot Keretſényi ſeinem Sohne fortzuſchießen. Dieſer that es noch einige Male, und Ali war todt. — Haſſan

nahm nun weinend den Leichnam Ali's, und eilte damit ſeiner Heimath zu.

Als nach wenigen Jahren, und zwar 1565, die Anhetzungen des ungariſchen Kronprätendenten, Johann Siegmund, Sohn Johanns Zápolya, Maximilian den II. mit dem großen Suleyman, der vor Jahren Wien ſelber bedroht, in Krieg verwickelt, und die an Siebenbürgen grenzenden Geſpanſchaften Ungarns bedroht wurden, verließ Keretſényi Nikolsburg, und begab ſich nach Gyula, einer Stadt mit einem Schloſſe, das nebſt einem großen Gebiete ihm zugehörte. Da Gyula eine in jener Zeit bedeutende Feſtung war, ſo empfahl ihm Kaiſer Maximilian die Vertheidigung derſelben, ließ ſie mit Geſchütz, Munition, Geld und Proviant verſehen, und der kaiſerliche Feldherr verſtärkte die früher daſelbſt unter dem Hauptmann Grünenwald beſtandene Beſatzung durch zwei Fähnlein deutſchen Kriegsvolkes unter den Hauptleuten Jörger und Hoppenrath, und einige ungariſche Truppen unter Holcha Zowiſt und Vizi János Kommando, die wieder alle unter Keretſényi's Stabe ſtehen ſollten. Am 2. Julius 1566 erſchien ein 5000 Mann ſtarkes türkiſches Heer unter der Anführung Perſaff-Paſcha's (nach andern Portaw-Paſcha)

vor Gyula, das er, nachdem auch noch der Paſcha von Temeswár mit mehreren Kriegsvölkern zu ihm geſtoßen war, zu belagern begann.

Fünf Tage lang hielt Keretſényi den unabläſſigen Sturm der Belagerer auf die Stadt aus; als er aber ſah, daß es unmöglich wäre, ſich hier zu halten, zog er ſich in den Huzarwár (in das Vorſchloß) zurück; zu gleicher Zeit befahl er ſeinen Leuten, die Stadt an vier Ecken anzuzünden, damit die Feinde nichts als einen Schutthaufen finden möchten, wenn ſie in dieſe einzögen. Bald loderte die Flamme empor, und beleuchtete ſchaurig das weite Lager der Muſelmänner — und Gyula war zerſtört.

Keretſényi hielt ſich hier drei Wochen lang ritterlich. Nichts deſtoweniger gewannen die unabläſſig mit ihren Minen beſchäftigten Türken täglich mehr Vortheile über ihn, und es gelang ihnen, ſich auch des Huzarwár zu bemächtigen, nachdem deſſen Mauern in Schutt verwandelt waren, und Keretſényi ſich genöthiget ſah, ſeine letzte Zuflucht in's Innere des Schloſſes zu nehmen. Er wollte die Zugbrücke wegreißen laſſen; allein ſein Vorhaben vereitelten die Feinde, die ihr Geſchütz ſogleich in dies innere Schloß ſpielen ließen, eine Schanze in dem abgebrannten

Huzarwár aufführten, und ihr Hauptaugenmerk vorzüglich auf den innern Schloßthurm, ein prachtvolles Gebäude aus der alten Römerwelt, richteten. Nach einigem tagelangen Schießen, stürzte der prächtige Thurm zusammen, gleiches Schicksal erlitten die drei Basteien, so daß es nicht mehr möglich war, darauf Widerstand zu leisten. Mit Löwenmuth vertheidigten sich die Belagerten gegen die andringenden Moslims, noch war ihre Tapferkeit durch nichts erschüttert; als aber die Türken die einzige Quelle, durch welche das Wasser in's Schloß geleitet wurde, untergruben, und sich bei den täglichen Stürmen und Kämpfen, zu dem Mangel an Nahrungsmitteln auch noch der heftigste Durst gesellte, da begann allmälig ihr Muth zu sinken; doch schwuren sie feierlichst einander zu, den Platz so lange als möglich ihrem Kaiser zu erhalten.

Da ließ Persaff-Pascha an Keretsényi eine Aufforderung ergehen, das Schloß zur Übergabe zu bewegen; als aber Keretsényi davon nichts hören wollte, ließ Persaff-Pascha einen hohen, gut verwahrten Berg aus Holzstößen und sonstigen Geräthen gleich vor dem Schloßthore in gleicher Höhe mit dem innern Walle des Schlosses errichten, und von diesem

aus wagte er am 3. Auguſt einen Hauptſturm; aber Keretſényi ſchlug ihn muthig zurück, und fügte den Osmanen einen empfindlichen Verluſt zu; denn viele Hunderte bedeckten den Wahlplatz, noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter dieſen auch der Paſcha von Temeswár. Die Belagerten durch dieſen Sieg aufgemuntert, fingen an, ihre Wälle wieder aufzubauen, mehrere Verſchanzungen, unter beſtändigem Schießen der Feinde, zu eröffnen, um ſich deſto beſſer vertheidigen zu können.

Kurz darauf ſaß eines Abends Keretſényi, in Gedanken vertieft, auf einer Warte. Lange konnte ſich die Feſtung nicht mehr halten, dies ſah er wohl ein; die Liebe zum Leben erwachte jetzt mit neuer Stärke in ihm — doch bot ſich ihm kein Ausweg dar, um ſich zu retten; da trat Vizi János, ein ungariſcher Hauptmann, zu ihm. Seine Miene ſchon verkündigte eine traurige Botſchaft. So war es auch. Er hatte bemerkt, daß die Türken die Wälle des Schloſſes untergraben hätten, und damit umgingen, ſie des andern Tages in die Luft zu ſprengen. Ihre Zurüſtungen ließen keine Zweifel mehr übrig. Noch in derſelben Nacht ſchrieb Keretſényi einen Brief an den Vezier, worin er ihm die Übergabe der Feſtung gegen

freien, ehrenvollen Abzug verſprach; er wickelte dies Schreiben um einen Pfeil und ſchoß damit in das türkiſche Lager.

Am andern Tage früh erſchien ein Herold des Veziers vor dem Thore und begehrte Keretſényi zu ſprechen. Als er erſchien, meldete ihm der Türke einen Gruß von ſeinem Herrn, ſammt der Botſchaft, daß er noch heute eine Antwort erhalten ſollte.

Ein leiſes Murren ſchlich durch die Krieger Keretſényi's, und kaum hatte er ſein Zimmer erreicht, ſo traten die Hauptleute, Vizi János an ihrer Spitze, zu dem Kommandanten, um über die Rede des Türken Aufſchluß zu erhalten.

»Was habt Ihr vor, Herr!« ſprach Vizi, »daß Ihr in der Feinde Lager Schreiben ſchicket? Habt Ihr den Schwur ſchon vergeſſen, den wir thaten, entweder als Helden zu fallen, oder dieſen Platz unſerem Kaiſer zu erhalten?« Keretſényi beruhigte ſie dadurch, daß er ihnen ſagte: »er hätte nur ſeinen Schwager zu ſich beſtellen laſſen, um durch ihn vielleicht etwas zu erfahren, was ihnen Nutzen bringen könnte. Er meinte nämlich den Bruder ſeiner verſtorbenen Gattinn, der verſchiedener Fälle wegen aus Ungarn hatte flüchten müſſen, und bei den Türken

den Turban angenommen hatte, Rebek hieß, mit im Heere des Veziers ſtand und Keretſényi's Todfeind war, weil dieſer ſich ſeiner Güter bemächtigt hatte. Als ſich die Hauptleute, durch Keretſényi's Vorſtellungen etwas beruhigt, entfernt hatten, ſchickte er, wie er vorgab, an ſeinen Schwager, eigentlich aber an den Vezier ein Schreiben. Anſtatt des von den Vertheidigern erwarteten Rebek, erſchienen zwei Diener des Veziers, die ſich unverweilt zu Keretſényi begaben, und mit ihm Zwieſprache hielten. Nach einigen Stunden endlich kam wirklich auch Rebek, und verfügte ſich in Keretſényi's Zimmer. Auffallend war es allerdings den Chriſten, daß die Feinde keinen einzigen Schuß in die Feſtung thaten.

Hierauf ſchickte Keretſényi einen Edelmann aus ſeiner Schar, mit einem ſilbernen Harniſch und einem großen Schlachtſchwerte mit goldenem Griffe als Geſchenk für den Vezier in das Lager. Dieſer machte dem Kommandanten wieder mit einigen andern Sachen von Werthe ein Gegengeſchenk. Nebſtdem kamen noch drei vornehme Türken als Geißeln in das Schloß, und Keretſényi ſchickte zwei ſeiner Hauptleute zu dem nämlichen Zwecke zu den Belagerern.

Kurze Zeit darauf beſchied Keretſényi die ganze

Beſatzung zu ſich, und machte ſie, nachdem ſich das ungariſche und deutſche Kriegsvolk verſammelt hatte, mit der mißlichen Lage des Schloſſes bekannt, ſtellte ihnen die Unmöglichkeit, daſſelbe länger zu vertheidigen und zu erhalten, lebhaft vor; erinnerte ſie an die vielen kranken und untüchtigen Krieger, die in der Feſtung ſeien, und ermahnte ſie, da jeder Widerſtand thöricht und umſonſt ſei, einen ehrenvollen Abzug dem ſicheren Tode vorzuziehen. Er wies ihnen das beurkundete und mit vielen Siegeln des Veziers verſehene Dekret vor, vermöge welchem ſowohl den Kriegern, als den Kranken ein ehrenvoller Abzug gegen Übergabe des Schloſſes verheißen wurde, und drang auf eine beſtimmte Einſtimmung zu ſeiner Unterhandlung.

Lange ſtanden die tapferen Krieger lautlos da: ſie wähnten zu träumen, daß ihr ſonſt ſo tapferer Anführer von Übergabe ſprach; ſtaunend ſahen ſie ſich einander an, und endlich nahm Vizi János das Wort.

»Herr!« ſprach er, »wie könnt Ihr einem Schreiben der Ungläubigen ſo viel Glauben beimeſſen? Haben uns nicht ſchon mehrere Beiſpiele bewieſen, was dieſen ihr gegebenes Wort ſei? Denkt an ihre Verſprechungen, die ſie denen von Ofen, Temeswár und

Erdent thaten, und wie schändlich sie ihr Wort brechen. — Und wenn sie ihr Versprechen erfüllten, so ziehe ich einen rühmlichen Tod nach meinem gethanen Eide einem solchen Abzug, den Ihr ehrenvoll nennt, vor. Kameraden! wer von euch gleiche Gesinnungen hegt, der schwinge sein Schwert zum Zeichen, daß er mit mir einverstanden sei.«

Mehr als die Hälfte der Krieger rissen die Schwerter aus der Scheide, und schwangen sie; doch den Übrigen schien der Muth gesunken zu seyn; mit zur Erde sehenden Blicken standen sie da. »Ich sehe,« sprach Keretsényi nach einer Weile, »daß die Meinungen getheilt sind. — Warum sollt ihr hier schon enden, da euch manche Lorbern noch blühen? Was nützt euer frühzeitiger Tod unserem Kaiser? Viel besser ist es, ihr erhaltet euch ihm, da er in der allgemeinen Noth solcher Helden bedarf. Überdies ist unser Abzug von dem Vezier des Sultans unterschrieben, und drei vornehme Bürgen befinden sich in unserer Gewalt; wir sind daher sicher. Glaubt ja nicht, daß Zaghaftigkeit mich zu diesem Schritte verleite; nur die Unmöglichkeit uns länger zu wehren, bestimmte meinen Entschluß.«

In diesem Tone sprach der Kommandant noch

lange zu ſeinen Kriegern, ſuchte alle nur möglichen Gründe auf, um ſie zu überreden, und es — gelang ihm. Sogleich ließ er die Kapitulation unterſchreiben, und ſchickte ſie in's feindliche Lager. Der Vezier war damit zufrieden, nur verlangte er eine monatliche Löhnung für ſeine Janitſcharen, um ſie für die Abziehenden zu gewinnen. Keretſényi ſchickte 4000 Thaler in das Lager, und des andern Tages geſchah der Abſchluß.

Kaum war der Tag (es war der 2. September des Jahres 1566) angebrochen, ſo war ſchon alles im Schloſſe lebendig. Die Pferde wurden vorgeführt, die Harniſche geputzt, und die Kranken aus ihren Stuben geholt und auf Wagen gelegt. Doch verzögerte ſich der Abzug bis gegen Mittag. Den Zug eröffneten des Veziers Räthe und Diener, gleichſam als Wegweiſer; dann kamen die Kranken und das Volk, das ſich aus den benachbarten Städten und Dörfern in die Feſtung geflüchtet hatte und erſt gegen Abend zogen die Krieger aus dem Schloſſe, das ſie zwei Monden hindurch auf das tapferſte vertheidigt hatten. Die deutſchen Lanzenknechte und Ritter zogen voran, ihnen folgte das ungariſche Fußvolk und die Reiterei, Keretſényi in der Mitte, die türkiſchen Geißeln machten den Beſchluß.

Als Keretſényi mit ſeinen Begleitern im feindlichen Lager angekommen war, beredeten ihn Letztere, ſich zum Vezier zu verfügen, um ihm perſönlich zu danken. Er willigte ein und ging mit ihnen. Kaum trat er in das Zelt des Veziers, als auf einen gegebenen Wink zehn Janitſcharen über Keretſényi herfielen und ihn entwaffneten. Sprachlos ſtand er da. Der Schreck hatte ſeine Zunge gelähmt. »Nun Keretſényi!« ſprach hohnlächelnd der Paſcha, »du Schrecken der Muſelmänner, du Stütze der Chriſten, du Mörder meines einzigen Sohnes, hab ich dich endlich in's Verderben gelockt? — Ali's Blut ſchreit um Rache. Nur mit deinem Tode magſt du ſeinen Tod ſühnen. Fort mit ihm nach Belgrad!« Keretſényi wurde fortgeführt; alles Lebensgefühl ſchien ihn verlaſſen zu haben. Noch denſelben Tag wurde er nach Belgrad geſchleppt und dort bis zu Perſaff-Paſcha's Ankunft in einem unterirdiſchen Kerker gefangen gehalten. Aber auch Keretſényi's Kriegsvolk ging es nicht beſſer. Kaum war ihr Anführer in des Veziers Zelt getreten, als auf Einmal ſich die ganze Armee der Türken über die wenigen Chriſten ſtürzte, und ſie ſammt den Kranken faſt gänzlich niedermetzelte. Nur wenige Ungarn entka-

men auf ihren ſchnellen Roſſen dem allgemeinen Blutbade, um die traurige Botſchaft den Chriſten verkündigen zu können. Triumphirend zogen die Feinde in das zerſtörte Gyula ein.

Nachdem der Vezier auch noch Jenö eingenommen hatte, begab er ſich nach Belgrad. Da ließ er Keretſényi in das Grabmahl Ali's bringen, und zeigte ihm dort den einbalſamirten Körper. »Kennſt du dieſen noch?« fragte finſter der Vezier den Gefangenen. »Wiſſe,« fuhr er fort, »daß ich es bei Muhameds Barte geſchworen habe, ihn nicht eher nach unſerer Sitte zu beerdigen, als bis ich ihn an dir qualvoll gerächt haben würde! Wiſſe ferner, daß mein einziges Abſehen auf dich gerichtet war, und daß eben Rebek, der Oheim deines blutdürſtigen Sohnes, dich verrieth; geh, deine Stunden ſind gezählt.«

Am andern Morgen ließ Perſaff-Paſcha den Unglücklichen in ein leeres Faß ſpünden, und nachdem er von allen Seiten Nägel hatte hineinſchlagen laſſen, dieſes von einem Berge in die vorbeiflutende Donau rollen.

Chriſtoph Keretſényi, Laſtows Sohn, ſtarb ſchon 1572 ohne Erben.

Der ſchwarze Heerführer.

Die unglücklichen Streitigkeiten, die nach Ludwigs II. frühzeitigem Tode bei Mohács zwiſchen Ferdinand I. und Zápolya um den Beſitz der ungariſchen Krone ausbrachen, hatten die Türken, und mit ihnen Jammer, Elend und Noth nach Ungarn gebracht. Man hatte zwar gehofft, daß ein oder der andere Kronerbe bald über ſeinen Gegner obſiegen, und ſo dem verwüſteten Reiche Frieden und Ruhe werden würde; aber dieſe Hoffnung täuſchte lange, denn beide Theile waren durch einen ſtarken Anhang mächtig, und hielten ſich das Gleichgewicht. Endlich ſtarb Zápolya und ſeine Witwe ſchloß mit Ferdinand Frieden; die Ausſichten ſchienen nun etwas beſſer zu werden. Doch jetzt erſt zeigte ſich die treuloſe Politik der Türken. Bloß als Zápolya's Hülfsvölker waren ſie in das Land gekommen, doch nun erklärten ſie, den Krieg auf eigene Fauſt fortführen zu wollen, und gar nicht daran zu denken, die gemachten Eroberungen heraus zu ge-

ben. Dem gedrückten Lande ward daher weder durch Zápolya's Tod, noch durch den Vergleich zwiſchen Ferdinand und der Königinn Iſabelle einige Erleichterung, und die fortgeſetzten Schreckensſcenen mit den Türken brachten die Menſchen in Verzweiflung.

Unter dieſen jammervollen Umſtänden brach das Jahr 1569 an, von dem eine Prophezeiung geweiſſagt hatte, daß es den Türken in Ungarn höchſt verderblich ſeyn würde. Mit Sehnſucht ſah ihm deshalb die abergläubiſche Menge entgegen, und ſelbſt die Klügeren vereinigten ihre Wünſche mit jenen des Pöbels, wenn ſie auch ſeine Zuverſicht nicht theilen konnten.

Die erſten Monate verſtrichen, ohne daß irgend ein beſonderes Ereigniß, das auf die Weiſſagung Bezug gehabt hätte, vorfiel, und ſchon fing der Glaube daran zu wanken an, als ſich plötzlich die Nachricht verbreitete, zu Debretzin ſei ein ſchwarzer Heerführer aufgetreten, der unmittelbar von Gott geſandt ſei, um die Türken aus dem Lande zu vertreiben, und deshalb auf den ſichtbaren ihm verheißenen göttlichen Beiſtand rechnend, nur mit einer ſehr kleinen Anzahl Menſchen dieſes große Werk ausführen werde. — Nun waren

Der ſchwarze Heerführer.

Die unglücklichen Streitigkeiten, die nach Ludwigs II. frühzeitigem Tode bei Mohács zwiſchen Ferdinand I. und Zápolya um den Beſitz der ungariſchen Krone ausbrachen, hatten die Türken, und mit ihnen Jammer, Elend und Noth nach Ungarn gebracht. Man hatte zwar gehofft, daß ein oder der andere Kronerbe bald über ſeinen Gegner obſiegen, und ſo dem verwüſteten Reiche Frieden und Ruhe werden würde; aber dieſe Hoffnung täuſchte lange, denn beide Theile waren durch einen ſtarken Anhang mächtig, und hielten ſich das Gleichgewicht. Endlich ſtarb Zápolya und ſeine Witwe ſchloß mit Ferdinand Frieden; die Ausſichten ſchienen nun etwas beſſer zu werden. Doch jetzt erſt zeigte ſich die treuloſe Politik der Türken. Bloß als Zápolya's Hülfsvölker waren ſie in das Land gekommen, doch nun erklärten ſie, den Krieg auf eigene Fauſt fortführen zu wollen, und gar nicht daran zu denken, die gemachten Eroberungen heraus zu ge-

ben. Dem gedrückten Lande ward daher weder durch Zápolya's Tod, noch durch den Vergleich zwiſchen Ferdinand und der Königinn Iſabelle einige Erleichterung, und die fortgeſetzten Schreckensſcenen mit den Türken brachten die Menſchen in Verzweiflung.

Unter dieſen jammervollen Umſtänden brach das Jahr 1569 an, von dem eine Prophezeiung geweiſſagt hatte, daß es den Türken in Ungarn höchſt verderblich ſeyn würde. Mit Sehnſucht ſah ihm deshalb die abergläubiſche Menge entgegen, und ſelbſt die Klügeren vereinigten ihre Wünſche mit jenen des Pöbels, wenn ſie auch ſeine Zuverſicht nicht theilen konnten.

Die erſten Monate verſtrichen, ohne daß irgend ein beſonderes Ereigniß, das auf die Weiſſagung Bezug gehabt hätte, vorfiel, und ſchon fing der Glaube daran zu wanken an, als ſich plötzlich die Nachricht verbreitete, zu Debretzin ſei ein ſchwarzer Heerführer aufgetreten, der unmittelbar von Gott geſandt ſei, um die Türken aus dem Lande zu vertreiben, und deshalb auf den ſichtbaren ihm verheißenen göttlichen Beiſtand rechnend, nur mit einer ſehr kleinen Anzahl Menſchen dieſes große Werk ausführen werde. — Nun waren

Augen habend, war dies Lager und deſſen Soldaten in Sitten und Gebräuchen ganz verſchieden von allen andern ähnlichen Verſammlungsplätzen. Jeder Mann, der unter den Fahnen des von Gott ernannten Feldherrn dienen und ſich unter ſeiner Anführung in dem Kampfe gegen die Ungläubigen den Himmel erwerben wollte, wurde von ihm mit beſonderer Feierlichkeit aufgenommen. Nach einer langen Rede nämlich, in der er dem Ankömmling die Pflichten eines Streiters Gottes und unter ſelben hauptſächlich jene des blinden Gehorſams deutlich auseinander ſetzte, ergriff er ihn plötzlich am Haarſchopf, zog ihn unter dem Herſagen unverſtändlicher Worte dreimal in die Höhe, gab ihm darauf drei ſanfte Schläge in den Nacken und, nebſt einem Kuß auf die Stirne, den väterlichen Segen. Von dieſem Augenblick an erhielt der Neuaufgenommene den Namen Sohn, ſo wie der Heerführer den Namen Vater führte, und die Soldaten ſich unter einander Bruder nennen mußten. Morgens und Abends ward zum Gebete getrommelt, wobei jeder auf die Knie fiel, und das von dem Anführer laut vorgeſagte Gebet des Herrn nachſprach, der ſich hierauf allein erhob, und von einem erhöhten Orte den Segen ertheilte. Kein Fluch oder Scheltwort

ward gehört, denn fürchterliche Strafe war darauf geſetzt, kein Spiel erlaubt, denn die Übung in den Waffen und das Zuhören bei den von dem Begeiſterten gehaltenen Predigten ſollten die Zeit des Soldaten hinlänglich ausfüllen. Wenn es ihm einfiel, ſagte er Luſt- und Feſttage an, ſtrafte und belohnte, und herrſchte mit der unbegrenzteſten Willkühr im Namen Gottes, der ihm, ſeinem Vorgeben nach, ſtets ſeine Befehle ſelbſt ertheilte.

Obwohl nun dieſer ſchwarze Feldherr auf der einen Seite ſeine Krieger ſehr fromm zu machen bemüht war, ſo erlaubte er ihnen doch anderer Seits Vieh und Lebensmittel aus der umliegenden Gegend einzutreiben, auch hier und da Wohnungen und Reiſende zu plündern, und entſchuldigte dies mit der Nothwendigkeit, ſie zum bevorſtehenden Kampfe ſtärken zu müſſen, wobei zehnfacher Erſatz aus der ganz unfehlbaren türkiſchen Beute jedem Beſchädigten zugeſagt wurde.

Bei 2000 Mann waren nun verſammelt, doch bloß entlaufene Handwerker, arbeitsſcheue Taglöhner, offenkundige Diebe und derlei Taugenichtſe und müßige Menſchen, zu großem Mißvergnügen des Befehlshabers, der darauf gerechnet hatte, daß auf den

durch seinen Mund erschallenden göttlichen Aufruf, der benachbarte Adel aufsitzen und mit seiner Mannschaft zu ihm stoßen würde. Da aber nichts hiervon geschah und bloß mit der eigenen undisciplinirten, des Krieges unkundigen Mannschaft sich nichts von Bedeutung unternehmen ließ, änderte Karátson seine Plane, verschob bei heranrückendem Winter den Angriff auf die Türken bis zum nächsten Frühjahr und entließ seine Armee nach Hause, jedoch mit dem strengsten Befehl, daß sie sich zu Anfang des künftigen Märzmonates unfehlbar wieder auf dem Lagerplatz einfinde.

Den Winter hindurch reisete der in Diensten des Himmels stehende General hin und her, unter dem Vorwande, Truppen zu werben und Kriegsbedürfnisse aufzuhäufen, eigentlich aber um seine schwarzen Projecte besser zu verbergen. Aus seiner Sphäre herausgetreten, wollte sich dieser ehrgeizige Mensch um jeden Preis emporschwingen, und da sein Versuch, als Held zu glänzen, keine glücklichen Resultate versprach, betrat er die Bahn des Verräthers. Mit vieler Schlauheit nämlich knüpfte er mit dem Szolnoker Pascha Unterhandlungen an, kraft welcher er sich anheischig machte, gegen eine bedeutende Summe

Geldes ſeine ganze Armee in die Hände des Paſcha zu liefern. Kaum war dies Geſchäft beendigt, und die gemeinſchaftlich zu nehmenden Maßregeln verabredet, als der Betrüger in ſein Hauptquartier zurückkehrte, die Rüſtungen mit neuer Thätigkeit betrieb, und da indeß das Jahr 1570 angebrochen war, die entlaſſenen Soldaten, ſo wie manche neu Angeworbene, von allen Seiten in ſein Lager zuſtrömen ſah.

Nun war es Zeit, ſeine Prophezeiung in Erfüllung zu ſetzen, denn lange ließ ſich die Täuſchung nicht mehr fortſetzen. Nach geendigter Heerſchau erklärte der Feldherr, daß er am dritten Tage gegen die Türken aufbrechen wolle, und indeß jedem befehle, ſich ſtill und eingezogen zu verhalten, und den Beiſtand des Himmels zu erflehen. Der Vorabend war zu einem Buß- und Feſttage beſtimmt, und mit öffentlichen Gebeten und Erbauungspredigten zugebracht. Endlich am Morgen des anberaumten Tages erſchien der Mann Gottes ernſt und düſter, betrat einen erhöhten Ort, und gab unter Convulſionen und mancherlei Gaukeleien den Willen des Geiſtes Gottes kund. Dieſer hätte ihm nämlich in der vergangenen Nacht befohlen, mit 600 Mann aufzubrechen, und gegen das den Übergang der Theiß bei Szolnok beherrſchende

Schloß von Bala Szent Miklos zu rücken, mit dem Versprechen, die Mauern würden bei dem Schalle der Trompeten und Trommeln einstürzen, und zugleich Feuer vom Himmel die türkische Besatzung verzehren. Daher brauchten die Soldaten nur ganz leicht bewaffnet zu seyn, und um schneller hineilen zu können, sich mit Lebensmitteln nicht zu beschweren, denn Gott werde für seine auserwählte Schar schon sorgen.

Mit ungeheurem Enthusiasmus wurde diese Rede aufgenommen, und jeder drängte sich herzu, um an der leicht zu erwerbenden Ehre des Feldzuges Theil nehmen zu können. Sorgfältig wählte der Feldherr 600 Mann aus der ganzen Schar, besonders jene berücksichtigend, die mit blindem Vertrauen seinen Weissagungen glaubten, rückte mit ihnen unter Absingen von Psalmen und geistlichen Liedern aus, und hinterließ den Überrest im Lager, unter den Befehlen des Ladislaus Szüts, den er zu seinem Lieutenant ernannt hatte.

Den ganzen Tag ward marschirt und der Hunger stellte sich bei den himmlischen Soldaten ziemlich merklich ein. Schon fingen sie an zu murren und sich ungebührliche Äußerungen gegen den Anführer zu erlauben, der in größter Ruhe vor ihnen herzog und

nur manchmal ein einzelnes ſtrafendes Wort verlor: endlich kam es zum offenen Aufſtand, indem die Soldaten erklärten, ſie könnten und wollten nicht mehr weiter gehen, denn Hunger und Ermattung habe ihre Kräfte aufgezehrt. Da trat der Gaukler voll Hoheit unter ſie, warf ihnen den Mangel an Vertrauen auf die Verheißungen Gottes in den härteſten Ausdrücken vor, ſchalt ſie Elende, warf ſich zur Erde, bat Gott um Verzeihung der großen Sünde, daß er gerade dieſe Ungläubigen zur Vollführung des ihm anbefohlenen großen Werkes auserwählt habe, flehte um ſeinen Beiſtand, dieſe große Verſuchung des Teufels, der das Verderben von den Türken, ſeinen Schützlingen, abwenden wollte — glücklich zu überwinden, und ſpielte, mit einem Wort, eine ſo ergreifende Komödie, daß er ſeine Truppen zum Fortmarſche bewog, indem er ihnen noch auf das Heiligſte verſprach, binnen einer Stunde ſolle aller ihrer Noth abgeholfen werden.

Genau hatte dieſer Liſtige dieſe ganze Scene im Voraus berechnet, und in dem unfernen Wald eine beträchtliche Menge Lebensmittel verbergen laſſen, um zu gehöriger Zeit mit dem Anſehen eines Wunderthäters prunken zu können. Jetzt war der Wald er-

reicht, und die herrlichſte Erquickung dem erſtaunten Auge der bethörten Menge, die begierig darüber herfallen wollte. Doch ein fürchterliches Verbot donnerte ihnen aus dem Munde des Anführers entgegen, der nun ſeine Strafpredigt anfing, ihnen ihr ſchlechtes Benehmen vorwarf, ſie zu größerem Vertrauen zu Gott und ſeinen Verheißungen nachdrücklich ermahnte und noch ein langes reuevolles Bußgebet herſagen ließ, bevor ſie ihren Hunger ſtillen durften. Nun brach aber auch das Geſchrei von allen Seiten los, man umringte den Theurgen, bat und flehte um ſeine Vergebung, und ſchwor künftighin blinden Gehorſam ſeinen Befehlen. Alſobald ward ein Paar Abgeordnete in das zurückgelaſſene Lager abgeſendet, um das Wunder dort zu verkünden, das die Truppen mit unglaublichem Eifer erfüllte, ſo daß ſie nur mit Mühe abgehalten werden konnten, dem wunderthätigen Führer nicht nachzuziehen, und ſeinem Lieutenant unaufgefordert den Eid der Treue und der unbedingteſten Ergebung leiſteten.

Mit neuem Muthe, und im Glauben ſo im Magen mächtig geſtärkt, ging indeß der Zug des andern Morgens weiter, und bald war das Kaſtell von Szent Miklos im Angeſichte. In geringer Entfernung und

größter Stille (jeder Laut war unter Todesstrafe verboten) stellte der Verräther sein Volk auf, und warf sich zu Boden, um von Gott die Erfüllung seiner Verheißung zu erflehen. Nachdem er einige Zeit unter Convulsionen und fürchterlichen Verdrehungen des Körpers sich herumgewälzt hatte, sprang er plötzlich auf, und stieß ein durchdringendes Geheul aus.

In demselben Augenblick sah man Feuer vom Himmel fallen, d. h. Raketen von der Rückseite des Kastells hineinwerfen, und bald darauf große Feuersäulen emporwirbeln, die von angezündeten Strohhaufen herkamen. Ein dumpfer Lärm der Besatzung, die ihre eingelernte Rolle meisterlich spielte, mußte als Ausbruch der letzten äußersten Verzweiflung gelten. Nun war also der erste Theil der Prophezeiung eingetroffen, und der zweite, nämlich das Einstürzen der Mauer bei Trompetenschall, ganz und gar nicht zweifelhaft.

Der Anführer befahl daher den Anmarsch mit langsamen abgemessenen Schritten, und wirklich schien seine Wunderkraft den Feind zu bannen, denn schon war der ganze Haufe hart am Thore und dicht unter den Mauern, ohne daß die vom himmlischen Feuer heimgesuchten Türken den geringsten Widerstand zu leisten oder sich nur blicken zu lassen versucht hätten.

Nun erschallten auf des Schwarzen Geheiß alle Trompeten und Trommeln, aber nun öffnete sich auch das Thor und alle Schießscharten der Thürme und Mauern, und begrüßten die betrogenen Schlachtopfer in der Nähe von wenigen Schritten mit einem Kanonen- und Kugelregen, der die Angerückten in ganzen Reihen niederstreckte. Zu spät wurden ihre Augen über die schreckliche Täuschung geöffnet, um im nämlichen Augenblicke vom Tode für immer geschlossen zu werden. An Widerstand war nicht zu denken; Flucht das einzige Rettungsmittel. Doch im nahen Hinterhalte lagen die Szolnoker Spahis, um den Flüchtigen jeden Weg abzuschneiden, die denn gleich dem Vieh niedergemetzelt wurden, so daß von dem ganzen Haufen nur etwa dreißig Mann mit dem schwarzen Verräther sich retteten.

Mit Schrecken erfüllte diese traurige Nachricht das ganze Lager, und obwohl sich Georg bemühte, sein erstes Feuerwunder geltend zu machen, und das Mißlingen des anderen auf den Unglauben der Soldaten und ihre unlautern, nur nach Beute lüsternen Absichten zu schieben, so sank doch sein Ansehen jeden Tag tiefer. Wenige nur wollten seinen neuen Gaukeleien Glauben beimessen, und mit ihm gegen den

Szolnoker Paſcha ziehen, den er nach wunderthätigem Zuſammenſturz der Schloßmauern, mit allen ſeinen Weibern und ungeheuren Schätzen zu fangen, und ſeinen Getreuen Preis zu geben verſprach. Niemand bezeigte Luſt zum Ausmarſch, und that ſehr wohl daran, denn der Verräther wollte ſeine Mannſchaft neuerdings opfern, und dann ſelbſt zum Paſcha übergehen, um den Lohn ſeines Verrathes zu fordern — vielmehr riß Unordnung im Lager ein, deren Folge häufige Deſertion und der Mangel an Bedürfniſſen aller Art für die Zurückgebliebenen war. Dieſem zu ſteuern, und ſich in dem wankenden Anſehen zu befeſtigen, erließ der ſchwarze Befehlshaber an den Stadtrichter von Debretzin eine ſcharfe Aufforderung, ihm angemeſſene Lebensmittel, vorzüglich aber Wein, nebſtbei Tuch, Leder und alle Arten von Kleidungsſtücken abzuliefern. Dieſer, der ſchon lange mit allen rechtlichen Bürgern dem Unfug nur nothgedrungen ruhig zugeſehen hatte, und bereits den benachbarten Georg Báthóry um Hülfe gegen dieſes tolle Geſindel gebeten hatte, achtete des Befehles nicht, und ließ die hungrigen Gäſte vergebens warten.

Darob ergrimmte der ſchwarze Mann höchlich, und ritt ſpornſtreichs mit ſeiner ſechs und dreißig Mann

ſtarken Leibwache, aus lauter Athlethen von grimmigem Ausſehen beſtehend, in die Stadt und ließ den Stadtrichter vor ſich führen, warf ihm ſeinen Ungehorſam in den beſchimpfendſten Ausdrücken vor, und endete ſeinen erbaulichen Sermon mit dem Befehle an ſeine Soldaten, den Stadtrichter alſogleich vor dem gegen das Lager führenden Thore aufzuknüpfen. Trotz allem Sträuben wurde der Bedrohte gegen den bezeichneten Ort geſchleppt; da entbrannte die Wuth der Bürger, ſchnell ſperrten ſie die Thore, fielen über die Ruheſtörer her, ſchlugen ſie zu Boden, befreiten ihr gefangenes Oberhaupt, und nahmen den ſchwarzen General ſammt ſeinen Rieſen gefangen. Nun änderte ſich die Scene. Der vor kurzem noch mit dem ſchmählichſten Tode bedrohte Stadtrichter, auf das Höchſte erbittert und durch die Nähe der Báthóryſchen Hülfsvölker ermuthigt, ſprach alſogleich das Urtheil über ſeinen vorigen Tyrannen, und ließ ihn auf öffentlichem Markte, unter dem Zujauchzen des Volkes in derſelben Stunde enthaupten.

Mit wutherfülltem Herzen brach Szüts, der im Lager verbliebene Lieutenant, auf die Nachricht von dem Tode des Anführers mit ſeiner Mannſchaft auf, um ihn durch die Zerſtörung der Stadt zu rächen.

Doch die Bürger, dies vorausſehend, rückten ihm entgegen, und griffen ihn muthig in Vereinigung der Báthóryſchen Truppen an. Nicht lange dauerte die Schlacht, denn muthlos, hungrig und unzufrieden hielten die Himmelsſoldaten nicht lange Stich, ſondern zerſtreuten ſich nach allen Seiten hin. Nur Sziits ſelbſt mit einigen der Nächſten um ihn, bereits von ſeinen Truppen verlaſſen und von Feinden umringt, wehrte ſich tapfer, ward aber von der Menge überwältigt, und mit einem Kolbenſchlag getödtet, womit aller jener Unfug, der unter Benennung des Krieges vom ſchwarzen Manne über ein Jahr lang getrieben ward, ſein Ende erreicht hatte.

Die Gründung von Zeben.

Auf der hohen Sároſer-Burg hielt der junge Stephan ſeinen Hof als Herzog von Sáros und der Zips, welcher reiche Landſtrich ihm durch die Güte ſeines Bruders, König Ludwigs des Großen, zugefallen war. War das Tagwerk der Herrſchaft gethan, ſo zog die Zeit wie ein freudiger Jüngling durch die Hallen der Burg; Feſte und frohe Gelage brachte ſie mit, und ließ auch die Freude ſich oftmals vergebens rufen, ſo lag es nicht am Eifer der Gäſte, die laut genug waren, gehört zu werden; doch es fehlte die Herrinn, die lebendige Seele dieſes Daſeyns, und ſo war dies lärmende Treiben mehr das Schäumen unbändiger Kraft, das aber gleich dem Gaul im Tretrad mit aller Bewegung nur ſich ſelber abmattete, ohne die Langweile los zu werden. So kam es auch, daß jeglicher gerne die Prunkſäle um den Wald vertauſchte, wo die wildeſte Jagdluſt doch den ganzen

Mann in erfüllenden Anſpruch nahm und das in jedem Augenblick auf's Spiel geſetzte und wieder gewonnene Leben einen Reiz gewann, der die Augenblicke ſeiner Dauer ungezählt vorüberrauſchen und vergeſſen ließ. Auf ſolcher Jagd begab es ſich einſt, daß Herzog Stephan von den Seinigen abkam und wie er den Heimweg ſuchte, ſich nur tiefer und tiefer im endloſen Forſt verirrte, bis die Nacht hereinbrach und er keinen Ausweg mehr ſah, als die matten Glieder auf den Grund zu ſtrecken und ſo des kühlen Morgens Ankunft zu erwarten.

Nach kurzem Suchen fand er einen Platz, der ihm bequem ſchien, und eben wollte er dem Roß den Sattel abnehmen, als es wiehernd die Ohren ſpitzte und der Hund ſchnuppernd die Schnauze nach Witterung in die Höhe hob. Sich umſehend, gewahrte Stephan durch die Zweige einen kleinen Schimmer, und ein heiſerer Laut, wie fernes Hundsgebell traf ſein Ohr. Freudig ſchwang er ſich wieder zu Roß, und indem er es ſeinen Weg ſuchen ließ, ſtand er in kurzem vor dem verſchloſſenen Thor einer kleinen Burg, welches ihm endlich nach langem Pochen, das alle Hofhunde aufjagte, mit wüthendem Geheul den

Schlaf des Pförtners zu vertreiben, geöffnet wurde, nicht ohne manch' vorläufiges Fragewort, und nicht, wie er am Auf- und Zugehen kleiner Fensterläden vernahm, ohne mißtrauiſches Spähen. Wortkarg und mürriſch empfing ihn der alte Ritter Tharczay, dem er ſich einſtweilen nur als des Herzogs Lieblingsknappen Gergely ankündigte, und hieß ihm ein Gemach nebſt Abendzehrung und Lager anweiſen. Der Herzog nahm es hin ſo gut er konnte, denn der Alte galt in der ganzen Gegend für einen menſchenſcheuen Filz, und ſo zürnte er auch nicht ſonderlich über den ungaſtlichen Empfang, vielmehr gedachte er den beſten Nutzen aus dem Abenteuer zu ziehen, denn noch ein Gerücht zog im Land umher von Thorczay's wunderſchöner Tochter; aber niemand hatte ſie geſehen, denn er hielt ſie ſtreng verſchloſſen; nur der Ruf ihrer Schönheit und daß ſie Sabine hieß, war unter dem Volk verbreitet, gleich dem Mährchen vom Wunderſchatz in den ſieben Thürmen. Kaum war er mit dem Burgvogt auf ſeiner Kammer allein, als er dieſem zuzuſetzen begann, der, froh der ſeltenen Gelegenheit zum Geſpräch, ſie ſo reichlich benützte, daß ehe ein Paar Stunden verfloſſen waren, der

junge Herzog Sabinen nach der Beſchreibung aus tauſenden heraus hätte finden müſſen, und von jeder Minute, jedem Schritte ihrer Tagesordnung ſo wohl unterrichtet war, wie von ſeiner eigenen. Innerlich voll Luſt über das gute Abenteuer, hatte er mit immer friſch gefüllten Bechern (denn mit kluger Vorſicht hatte der wackere Burgvogt ihm gerade nicht den kleinſten Krug hingeſtellt) deſſen Rede fließend erhalten, bis ſie endlich eben davon ſtockend wurde, ja zuletzt der gute Mann, ſelbſt nicht ohne Nachdenken und Zuhülfenahme der Hände, die Thüre fand. Indem ſich Stephan das Bild des Mädchens noch ausmalen und Anſchläge ſie zu ſehen erſinnen wollte, fiel er ſelbſt dem Schlaf anheim, der ihn feſthielt, bis ihn die Sonne mit ihren Strahlen wieder erweckte. Höflich, aber dringend, mahnte ihn der wieder nüchtern gewordene Burgvogt an die Abfahrt. Da gedachte Stephan einen raſchen Verſuch zu wagen, wie er Sabinen vielleicht zu ſehen bekommen könnte, und ſchritt ſchnell auf des Alten Gemach zu, wie um ihm ſeinen Dank abzuſtatten und, wie er vermuthet, Sabine ſtand in der Stube, indem ſie ihrem Vater eben den Frühimbiß gebracht hatte. Polternd fuhr

dieſer auf, aber in einem Blick hatte der Herzog den vollen Garten ihrer Reize überſehen und im Fliehen blieb auch ſie auf der Schwelle ſtehen und warf einen verſtohlenen Blick zurück, der zwar ſogleich zur Erde ſich ſchlug und von hoher Glut verdrängt wurde; aber wie eine Angel war er in Stephans Herz gefallen, der lange ſprachlos der Entſchwundenen nachſtarrte, ohne das Schelten Tharczay's zu hören, der ihn und ſeinen Dank zu allen Teufeln fluchte; endlich beſann er ſich und tiefaufathmend nahm er mit wenig Worten Abſchied, beſtieg ſein Roß und jagte, im innerſten Leben entzündet, heim auf ſeine Burg.

Dort ward nun ſein einziges Thun und Denken, wie er heimiſchen Zutritt auf dem unwirthlichen Tharkö gewinnen möge. Es gelang ihm auch unter mancherlei Vorwand endlich durch die Bundesgenoſſenſchaft des Goldes. Es ward ihm nicht ſchwer, die Liebe Sabinens zu gewinnen, die ſchon ſein erſter Anblick mächtig ergriffen hatte, und ſo verfloſſen den Beiden viele glückliche Stunden, die ſie nicht zählten. Da ward der Verrath wach, die ſtille, ruhige Seligkeit zerriſſen und es galt ein Äußerſtes, wollte der Herzog ſeine Geliebte aus der Gewalt des tyranniſchen

Vaters retten. Unter dem Vorwand der Unterhandlung über den Zuzug zu einem Kriege, mußte Bodo, der eine von des Herzogs Knappen, den alten Ritter in ein langes und hitziges Gespräch verwickeln, welches bald alle seine Leute herbeizog, denn Tharczay geberdete sich überaus seltsam bei der Zumuthung etwas zu geben; unterdeß erstieg Gergely, dessen Namen der Herzog an jenem ersten Abend trug, den verwahrlosten Burggarten und bald konnte er Sabinen in den Wagen setzen, dessen vier schnaubende Renner zu leiten er selbst den Sitz des Führers bestieg. Allein Tharczay hatte Wind bekommen und wie rasend jener auch fuhr, so waren ihm doch die wüthenden Verfolger schon auf den Ferſen. Schon hörte er das Keuchen ihrer Rosse, da hob er die Geißel, die letzte Kraft der seinigen aufzustacheln. Jetzt sollten sie erreicht werden, da kam ihnen Stephan selbst mit einer erlesenen Schar entgegen; jubelnd schwang Gergely noch einmal die Peitsche und hob zugleich drei Rosen hoch empor, zum Zeichen des Gelingens. Da durchbohrte ihm ein Pfeil den Arm, den Tharczay mit aller Wuth über den Raub seiner Tochter noch nachsandte; er ließ den Arm sinken, aber sein Ziel war erreicht, Sabina in

Stephans Armen, der auf dem Ort der Zuſammenkunft die Stadt Sabinen gründete, deren Namen ſpätere deutſche Bewohner in Zeben verwandelten. Seinem Getreuen ſchenkte Stephan die Dörfer Ober- und Unter-Lak, von denen ſich jene fortan nannten, und das erſt im vorigen Jahrhundert ausgeſtorbene Geſchlecht Gergellaky führte im Wappen einen pfeildurchſchoſſenen Arm, der eine Peitſche und drei Roſen hält, zum Andenken der Begebenheit, der es ſeinen Beſitz verdankte.

Die gefährliche Wette.

Einer der mächtigſten Herren, die gegen Ende des ſechszehnten Jahrhundertes in Ungarn aufrecht blühten, war Kaspar Seredy, ergeben den Herrſchern aus dem öſterreichiſchen Hauſe, ihre Scharen oft zum Siege führend, eine mächtige Stütze ihrem durch die Türken und durch Zápolya gefährdeten Rechte, darum geſchätzt und reich begabt. Oftmals hatte er, ſo lang ſeine Jugend zürnte, mit Feindesblut ſeinen Namen in das Heldenbuch eingezeichnet, das die bewegte Zeit ſtets offen hielt. Da beſchlich endlich das Alter den kraftvollen Kämpfer und mahnte ihn zur Ruhe, vor der er ſich zwar lange ſträubte, doch als er ſich ergeben mußte, ſtillen, für feurigen Lebensgenuß einzuwechſeln, erkor er ſich aus ſeinen zahlreichen Beſitzungen die hohe Bergveſte Makowitza, in der Sároſer Geſpanſchaft, zum Aufenthalt. Wenn er dann aus den ſpitzen Bogenfenſtern des lang gedehnten

Saales in die weite Ebene herabſchaute und Alles, was vor ihm bis an den fernen Horizont ausgebreitet lag, an Feld und Flur, Flecken und Weilern, Menſchen und Thieren, ſein eigen nennen konnte, zog ein wohlgefälliges Lächeln über das ernſte Angeſicht; und war ihm ſo das Herz aufgegangen, glich bald die Burg dem Hofhalt der Freude und wurde nicht leer von fröhlichen Gäſten.

Seredy's nächſter Nachbar und häufiger Geſellſchafter war Johann Rákotzy, Bewohner und Herr des Sároſſer Schloſſes. Auf einem prächtig geſchmückten ſiebenbürger Hengſt ritt er zum Beſuch kommend einher, von zahlreichen geſchmückten Edelleuten, die ihm als Lehensherr gehorchten, und einen Troß von Knechten umgeben; aber auch Seredy ließ es dann nicht fehlen an Pracht und feſtlichem Empfang, um ſeinen hohen Gaſt und jeden des Gefolges auf das beſte zu bewirthen. Gewöhnlich dauerten dann Bankette und Erluſtigungen mehrere Tage hindurch, bis man nach langem Streit über Verweilen und Abreiſen, ſich endlich mit der Zuſage baldigen Wiederſehens trennte.

Rákotzy war es nicht bloß um freundſchaftlichen

Umgang mit dem Waffenbruder und Freund, oder um lärmende Unterhaltung auf der gaſtlichen Veſte zu thun. Ein liſtiger Plan beſchäftigte ihn ernſtlich und bewog ihn zu wiederholten Beſuchen bei Seredy, um den günſtigen Augenblick zur Ausführung ſchnell zu erfaſſen, vielleicht auch geſchickt herbeizuführen. Der Burgherr auf Makowitza ermangelte nämlich eines Stammhalters, denn nur zwei Töchter erwuchſen ihm aus langjähriger Ehe mit Anne Mérey, die er des großen Erbes wegen, das an ihre Hand geknüpft war, geheirathet, nie ſonderlich geliebt hatte und daher ſie ſeit Jahren auf ihren Beſitzungen in der fernen Trentſiner Geſpanſchaft ungeſtört hauſen ließ. Nur auf die Söhne ſollte Makowitza übergehen, mit Geld die Forderung der Töchter ausgeglichen werden, wenn nicht beſondere Verfügung des Beſitzers ſie noch mehr begünſtigte. Dies zu hindern und das beträchtliche, an ſeine Länderei grenzende Beſitzthum ſich eigen zu machen, war Rákotzy's unabläſſiges Augenmerk.

Einſt ſaßen die befreundeten Nachbarn beim Mahl auf Makowitza, der Wein hatte die Gemüther bereits zur Fröhlichkeit geſtimmt, da begann Rákotzy ſeines gefälligen Wirthes Macht und Anſehen zu preiſen, der

Besitzungen Menge und die Eigenheiten jeder einzelnen aufzählend, deren Zusammentreffen jeden Wunsch zu befriedigen im Stande sei. »Wohl seid Ihr ein glücklicher Mann,« schloß er die schmeichelnde Rede, »daß Ihr so Viel und Mannigfaltiges besitzet; doch nur um diese Burg könnte ich Euch beneiden, wäret nicht gerade Ihr deren Herr, denn wißt, bevor Ihr sie erlangtet, bewarb ich mich um dieselbe, und 16,000 Stück Dukaten bot ich darum. Noch würde ich sie geben, wäre Euch das Besitzthum feil.« — »Ei, Ihr bietet ja eine gar ansehnliche Summe,« erwiederte Seredy, wohl könnte es Euch gereuen, nähme ich die Sache für Ernst.«

»Nehmt sie so, wenn Ihr wollt,« sagte Rákotzy schnell, »ich bin dazu bereit, und an Zeugen fehlt es wohl auch nicht,« auf die übrigen Gäste deutend.

»Wohl, es sei!« entgegnete etwas auffahrend der Burgherr, »doch eine Bedingniß setze ich: desselben Jahres Gepräge muß das Geld haben; findet sich nur ein einziges Stück mit anderer Jahreszahl, oder ist binnen einem Jahre die Summe nicht voll aufgezählt, seid Ihr mein Schuldner.«

»So ist's,« fiel rasch der Aufgeforderte ein, die

Rechte zum beſiegelnden Handſchlag hinſtreckend, zugleich die Anweſenden zum Wiederkommen binnen Jahresfriſt auffordernd.

Wie beflügelt dünkte Seredy die Zeit zu fliehen, nur tröſtete ihn noch die Schwierigkeit der Bedingniß, die ſein Gegner wohl nimmermehr zu erfüllen im Stande ſeyn werde. Doch war dies bei Rákoczy's Verſchlagenheit und Thätigkeit nur ein ſchwacher Troſt, und ſo zwiſchen Furcht und Hoffnung herumgeſchaukelt, ward der ſonſt ſo freudige Mann die Beute eines an ſeinen Lebenswurzeln nagenden tiefen Grams.

Endlich brach der geheimnißvolle Tag heran, deſſen erſte Morgenröthe Seredy'n am Erkerfenſter traf, von dem er die Straße weithin überblickte. Mehrere Stunden hatte er in höchſter Gemüthsbewegung zugebracht, ohne Etwas zu ſehen, und ſchon fing er an, ſich freudigen Gefühlen zu überlaſſen, da erhebt ſich eine Staubwolke am fernen Horizont und aus ihr ein Zug herrlich geſchmückter Ritter, in ihrer Mitte Saumthiere führend, die unter den goldgeſtickten Decken ſchwer belaſtet einher ſchreiten. Noch ein Blick und an dem mit blitzenden Edelſteinen umgebenen Reiger, dem Funkeln des Reitzeuges, dem

Glänzen des reichen Sammtpelzes, erkennt er den Gebieter von Sáros, der auf hohem Roß an der Spitze des langsam vorwärts schreitenden Zuges einherreitet. Seredy wirft sich in sein kostbarstes Sammtkleid, umgürtet sein bestes Schwert, besteigt den wiehernden Hengst und eilt von seinem ganzen Hofstaat geleitet, den Ankommenden entgegen, unter heiterer Miene, Angst und Reue, die sein Inneres zerreißen, bergend.

Zwischen Hoszuréth und Bartfeld begegnen sich die Ritter. Man springt von den Pferden, umarmt sich und wechselt einige Worte der Bewillkommung. »Hier sind die Dukaten,« spricht Rákoczy, auf die Saumthiere weisend. »Genau müssen sie durchgesehen werden,« erwiederte Makowitza's Gebieter, »denn findet sich auch nur ein einziger vom Gepräge eines andern Jahres darunter, habe ich die Wette gewonnen.« Ein Tisch wird herbeigeschafft, das Geld auf einen großen Haufen geschüttet, gezählt und dabei sorgfältig geprüft. Immer höher steigt Seredy's Beklemmung, denn jedes Stück ist den vorigen gleich, der Haufe zum Häufchen geschmolzen. Endlich ist der letzte Dukaten durch seine Hand gegangen, die Wette

verloren. »Du haſt geſiegt!« ruft er nun aus, wirft noch einen ſchmerzerfüllten Abſchiedsblick auf die hohe Burg, und — ſinkt entſeelt zu Boden.

Eine ſteinerne Denkſäule bezeichnet noch den Platz der unglücklichen Begebenheit. Die Inſchrift ſagt, hier ſei im Jahr 1570 Kaspar Seredy, ſeines mächtigen Geſchlechtes Letzter, eines plötzlichen Todes verblichen, das Denkmahl aber von ſeiner Tochter Suſanne, des Herzogs Johann von Oſtroi Gemahlinn, 1590 ſeinem Andenken geſetzt worden.

Das blutige Gaſtmahl.

Beinahe volle drei Jahre hindurch hatte der furchtbare Krieg, der Ungarn größten Theils in die Gewalt Boczkay's gab, gedauert, da endete der Friede von Gſitwa-Torok den verderblichen Streit, und beſtimmte Siebenbürgens Zurückgabe an Kaiſer Rudolph II. nach Boczkay's erbloſem Dahinſcheiden. Allein kaum war dies erfolgt, als die türkiſchen Aufhetzungen und Drohungen die ſiebenbürgiſchen Stände vermochten, Siegmund Rákoczy zu ihrem Fürſten auszurufen. Dieſer, die dringenden Umſtände erwägend, nahm zwar die ihm aufgedrungene Würde an, allein um ſie bei dem erſten, ihm günſtig ſcheinenden Augenblick, an Gabriel Báthory freiwillig abzutreten.

So gelangte dieſer Fürſt auf den Thron zu ſeinem Verderben und zum Verderben des Landes, das ſich unter ſeiner Regierung goldene Tage verſprochen hatte. — Ein ſchmutziger Geiz und das ängſtige Be-

ſtreben, große Schätze aufzuhäufen, veranlaßte Bedrückungen, die in der Nothwendigkeit des an die Pforte abzuliefernden Tributs, Beſchönigung finden ſollten, aber bei dem bekannten Charakter des Fürſten Niemanden täuſchten. Dazu kam ein wilder, grauſamer Deſpotenſinn, der weder Freiheiten des Landes, noch des Einzelnen achtend, ganz nach dem Vorbild der türkiſchen Paſchen, die Willkühr zum einzigen Geſetz erhob und alle Hinderniſſe derſelben mit Blutbefehlen ebnete. Damit aber ja keine Klaſſe ſeiner Unterthanen unverletzt bliebe, geſellte ſich zu Geiz und Grauſamkeit auch noch eine, alle Schranken des Geſetzes und ſelbſt der gemeinſten Schicklichkeit überſpringende gemeine Sinnlichkeit, vor der weder Tugend, noch Hoheit oder Niedrigkeit des Ranges ſchützte.

So viele Laſter mit der Macht, ſelbe zu begehen, gepaart, erregten zuerſt dumpfes Murren, dann lautes Klagen und endlich offenen Widerſtand. Die erſteren verlachte, den andern unterdrückte der Gewalthaber, in furchtbaren Martern jene hinopfernd, die ſich gegen ſeine Tyrannei aufzulehnen gewagt.

Dieſe Erfolge ermuthigten Báthory auf der einmal begonnenen Bahn weiter fortzugehen, und da

derjenige, der im Blut einmal einhergeſchritten iſt, immer tiefer in demſelben fortſchreiten muß, war in Siebenbürgen bald keine Familie mehr, die nicht irgend eine Gewaltthat von ihm erlitten hatte.

Dieſer Zuſtand war zu drückend, als daß er länger hätte fortdauern können; da die Siebenbürger aber ſahen, daß ſie nichts ausrichten würden, ſo lange der Sultan ihren Tyrannen beſchütze, ſchickten ſie eine anſehnliche Geſandtſchaft nach Conſtantinopel, die alle ihre Unbilden vorſtellen, und die Abſetzung Báthory's verlangen ſollte. Dieſer, von dem Schritt der Stände unterrichtet, beauftragte den Andreas Gétzi mit ſeiner Rechtfertigung bei dem Sultan, begab ſich aber, zugleich den Ausgang erwartend, auf ſein feſtes Familienſchloß Etſed, ſeine Perſon nicht weiter der Klauſenburger zweifelhafter Treue anvertrauend; denn er wußte wohl, daß ſie Bethlen anhingen, der zu Adrianopel bei dem Großvezier und Mufti ihn anzuſchwärzen ſuchte.

Mit ängſtlicher Ungeduld und in wilder Fieberhitze ſah Báthory den Nachrichten von ſeinen Geſandten entgegen, allein Tag für Tag und Woche für Woche verging, ohne daß er welche erhielt. Da begab ſich ein, noch im Munde des geſammten Volks

und in handschriftlichen Aufzeichnungen fortlebender Vorfall, der wenigstens vom Gemüthszustand und der Gewissensangst Báthory's zeugt. — Ein furchtbares Geschrei und ein Lärm, als sollte das Schloß zusammenstürzen, erscholl in dem unfernen Gemach, welches die jungfräuliche Schwester des Fürsten bewohnte, und schreckte ihn aus der Nachmittagsruhe auf. Hineilend, um der Hülfe Bedürftigen beizustehen, glaubte er sie von gespensterartigen Gestalten umgeben zu sehen, die immer auf sie zuschlagend, in widrig kreischenden Tönen, ihr jede Gewaltthat vorhielten, die sie bei der großen Macht, die sie auf des Bruders Gemüth ausübte, nicht verhindert, oder wohl gar veranlaßt hatte. Und als Báthory der Mißhandelten beispringen wollte, erhob sich ein so dichter Steinregen auf ihn, daß ihm bloß die Flucht zur Rettung seines eigenen Lebens erübrigte. Alsogleich darauf war Alles still, keine Spur von den Gespenstern aufzufinden, wohl aber bemerkte man mit unaussprechlichem Entsetzen, auf jeden der gegen den Fürsten geschleuderten Steine, ein blutrothes Kreuz, das wie eingebrannt fest auffaß.

Die gewaltige Züchtigung hatte die Prinzessinn auf das Äußerste erbittert, und sie lag dem Bruder

immerwährend an, dieſes ſchreckliche Verbrechen zu beſtrafen, doch konnte weder ſie, noch ſonſt Jemand die Schuldigen angeben. Ihr beiderſeitiger Grimm ergoß ſich alſo über mehrere ſchuldloſe Diener, die eingekerkert und gefoltert wurden, um eine That zu geſtehen, die ſie nicht begangen hatten und Jedermann außer den beiden fürſtlichen Perſonen, für eine höhere Strafmahnung anſah.

Kurz darauf befand ſich Báthory mit ſeinen Auserwählten bei der Tafel, und wollte ſo eben nach der, ihm vom Kämmerling gereichten Speiſe greifen, als er mit allen Zeichen des Entſetzens zurückfahrend ausrief: »Was iſt das? Warum iſt die Speiſe mit dem blutigen Tuch überdeckt?« Doch als Niemand es geſehen zu haben verſicherte, beruhigte ſich der Fürſt und befahl, eine andere Speiſe zu reichen. Allein kaum hatte er die Hand darnach ausgeſtreckt, als ſich dieſelbe Erſcheinung wiederholte, und nunmehr kein Zweifel mehr war, blutiges Unheil bedrohe des Fürſten Haupt.

Raſch hob er die Tafel auf, finſter und in ſich gekehrt brachte er mehrere Tage hin. Aller Muth war von ihm gewichen und Verzagtheit an deſſen Stelle getreten. Da kam die Nachricht, Gétzi ſei an ihm

Verräther geworden, Gabriel Bethlen ſei zum Fürſten Siebenbürgens durch die Pforte am 1. Mai erklärt und auch ſchon zum eiſernen Thor eingedrungen, um Báthory zu vertreiben. Den Tod in der Schlacht in Folge jener Mahnung fürchtend, entfloh der Fürſt in namenloſer Angſt zu Wagen nach Großwardein. Aber ſein Geſchick erreichte ihn dennoch; denn durch Meuchelmörder verlor er hier (27. Oktober 1613) ſchmachvoll das befleckte Leben.

res Ansehens und ihres Einflusses seyn, die sie bewog, Ludwigen nach Dalmatien zu begleiten, da sie doch kaum die Beschwerden des Wochenbettes überwunden haben konnte, denn die Geschichte meldet uns, der König sei bereits am 9. April 1371 zu Zara gewesen und seine dritte Tochter Hedwig (später Königinn von Polen) zu Anfang dieses Jahres zur Welt gekommen.

Franz von Carrara war gerade um diese Zeit von den Venetianern mit Krieg überzogen worden und sich wohl bewußt, daß es ihm ohne fremde Beihülfe nicht möglich seyn würde, der mächtigen Republik zu widerstehen, hatte er sich schon früher um Bündnisse beworben, die er nun geltend machte. So ward denn auch Ludwig von Ungarn, dem wegen der neapolitanischen Händel an Verbindungen in Italien viel gelegen war, von dem Herzoge von Carrara in ein Bündniß gezogen und nun um Beistand angegangen. Der König ließ sich hierzu um so bereitwilliger finden, als er die Venetianer ganz von der dalmatinischen Seeküste auszuschließen hoffte. Er ging daher nach Zara, um von dort eine mächtige Diversion zu Gunsten seines Bundesgenossen zu machen, während eine andere

Abtheilung ſeines Heeres zur Verwüſtung der Treviſaner Mark abgeſendet ward.

Während Ludwig hier mit Kriegsrüſtungen zu Waſſer und zu Lande vollauf beſchäftigt war, brachte die Königinn, die ihn begleitet hatte, ihre Zeit mit Andachtsübungen zu. Mit beſonderer Feierlichkeit und reichen Opfergaben, begab ſich eines Tages Eliſabeth in Begleitung ihres zahlreichen Hofſtaates nach der Kathedrale, wo die Gebeine St. Simeons, des Hohenprieſters aufbewahrt wurden (der im Tempel zu Jeruſalem die Freudenhymne »nun Herr, laß deinen Diener in Frieden fahren!« anſtimmte, nachdem er den Erlöſer auf ſeinen Armen gehalten hatte,) um an dem Grabe des Heiligen ihr Gebet zu verrichten und ihre Spenden niederzulegen. Nachdem dies geſchehen war und ſie den Leichnam zu betrachten näher trat, wandelte ſie eine unwiderſtehliche Begierde an, etwas von dieſen koſtbaren Überreſten zu beſitzen und nach Hauſe zu bringen. Sie erſah daher die Gelegenheit, wo die Aufmerkſamkeit ſie nicht verfolgte, um einen Finger vom h. Leichnam zu trennen. Froh über das gelungene Wagſtück und den Beſitz eines ſo ſeltenen, nach der allgemeinen Meinung, beſtändiges

Glück, langes Leben und Sieg über alle Feinde bürgenden Schatzes, wollte Eliſabeth nun davon eilen. Allein kaum an den Stufen des Altars, von dem ſie den Raub begangen hatte, angelangt, fühlte ſie ſich von einer unſichtbaren Macht feſtgehalten und gleichſam in den Boden gebannt. Ihre Augen funkelten, eine unnennbare Angſt befiel ſie mit dem heftigſten Zittern, die Zunge brachte nur einzelne, unzuſammenhängende Laute hervor, und in der heftigſten Bewegung aller Glieder ihres Körpers, fiel ſie ihren, zum Tode erſchrockenen Dienerinnen in die Arme. Vergebens wollten dieſe ihre erkrankte Königinn nach Hauſe ſchaffen, alle ihre Anſtrengungen konnten ſie nicht von der Stelle bringen. Sie klagte zugleich über unerträgliche Schmerzen. Mit Heftigkeit und unter zahlloſen Thränen klagte ſich zugleich die Königinn öffentlich der Entwendung von heiliger Stätte an, bat den Prieſter, ſie von der Sünde loszuzählen und durch ſeine Fürbitte von der ſchrecklichen Strafe zu befreien. Der fromme Prieſter von der aufrichtigen Reue der Büßenden überzeugt, hatte kaum die Losſprechung geendet und die entwendete Reliquie mit Ehrfurcht an ihren Ort zurückgebracht, als Eliſabeth aller böſen Zufälle los ward.

Bald verbreitete ſich die Kunde von dieſem wunderbaren Ereigniß in der Stadt. Die ungariſche Königinn eilte ſchnell hinweg, ließ aber einen kunſtreichen und ſchweren ſilbernen Sarg verfertigen, in dem St. Simeons Gebeine mehrere Jahrhunderte hindurch ruhten.

Der abgehaute Fuß.

Zur Zeit König Bela's IV., der ſeinem Vater Andreas (wegen der Heerfahrt in das gelobte Land mit dem Beinamen Jeroſolimitaner bezeichnet) auf Ungarns Thron folgte, wälzte ſich aus dem fernen Oſt ein gewaltiges mongoliſch-tatariſches Nomadenvolk über die Länder des Weſtens, und gelangte, nach Rußlands und Polens Verwüſtung, bis nach Ungarn. Als Oberfeldherr ſtand der furchtbare Batus an ſeiner Spitze; den einzelnen Heerhaufen, in die das ganze Volk getheilt war, geboten Bochetor, Cadan, Coacton, Seican, Peta, Hermeus, Chech und Ocadar, Anführer, ſo barbariſch wie ihre Namen und ſo grauſam und blutdürſtig von dem Ruf geſchildert, wie die Thiere der Wüſte, aus der ſie kamen.

Noch hatten die Schrecklichen des Reiches Grenze nicht überſchritten, als des Königs Aufgebot an Burgherren und kriegspflichtigen Adel erging, wohl bewaffnet mit Mannen und Knechten ſich bereit zu halten,

auf den erſten Ruf der Trommete in das Feld rücken zu können. Auch auf dem hohen Löwenſtein ward des Königs Befehl verkündet und Ritter Emrich, der Burgherr, wollte nicht der letzte ſeyn, der bei der Kunde von des Vaterlandes Gefahr, zu deſſen Rettung herbeieilte. In rüſtiger Thätigkeit bewegte ſich alſobald ſo Herr als Knecht, alt und jung in der Burg, ſcheuerte, putzte und ſchärfte Waffen, Rüſtung und Geräthe, damit ungeſäumt der Zug angetreten werden könne. Wirklich hatte dieſes Ineinandergreifen ſchnell alles in den Stand geſetzt, ſo daß Ritter Emrich in ein paar Tagen, nach dem zärtlichſten Abſchied von der geliebten Gattinn und den Kindern, ſich auf das muthige Roß ſchwingend, an der Spitze ſeines Banners über die Zugbrücke ſtürmen konnte. Zu ſeinem treueſten Diener zählte der Löwenſteiner, Andreas Budiatſ, einen rüſtigen obwohl nicht mehr ganz jungen Mann, ausgezeichnet durch Fleiß, Treue und Muth, deshalb auch zum Burgvogt befördert. Allein da es nun hieß, der Herr wolle ſelbſt in das Feld ziehen, erſchien er vor dem Gebieter, bat inſtändig, ihm, der gewohnt ſei, den geliebten Herrn überall wo Gefahr drohte zu begleiten, dieſe Ehre auch jetzt wieder zu gönnen, daher die

Obſorge für die Burg ihm abzunehmen. Der Ritter gerührt von dieſer Anhänglichkeit, beſtellte ihn zu ſeinem Waffenträger, vertraute die Burg, und mit ihr das Theuerſte, was er beſaß — Frau und Kinder — einem andern altergrauten Dienſtmann, und wies ihm die Stelle zunächſt bei ſich an. So zog denn Budiatſ, den langen dreiſpitzen Stoßdegen des Gebieters führend, in dem zahlreichen Gefolge, den mannigfaltigen Gefahren des Krieges entgegen.

Nicht ſo eifrig wie der Burgherr von Löwenſtein rüſteten manche der übrigen Bannerherren. Die mehr räuberiſchen als den Namen des Krieges verdienenden Einfälle mongoliſcher Horden, welche oft durch das Aufgebot einzelner Geſpanſchaften zurückgewieſen wurden, hatten jene drohende Geſtalt verloren, die zu großen Anſtrengungen auffordert. So kam es denn, daß ein bedeutender Strich Landes bereits verwüſtet, geplündert und in eine Wüſte verwandelt war, bevor die durch wiederholte Befehle aufgebotenen Heerhaufen in dem Lager des Königs bei Peſth anlangten, und zu einer Macht ſich vereinten, mit der man hoffen durfte, dem Feinde die Spitze zu bieten. Endlich glaubte man ſich ſtark genug dazu, es kam zum Aufbruch, und nach ein paar Tagmärſchen

fanden ſchon kleinere Gefechte Statt, die mit der Flucht der leichtgerüſteten Tataren endeten. So gelangte das ungariſche Heer bis an den Fluß Sajo, wo auch Batus mit ſeiner ganzen Macht ſich gelagert hatte. Die Schlacht, eine der ſchrecklichſten ſo wie folgenreichſten in der Geſchichte, vertilgte die Blüte des ungariſchen Adels, und brach die Kraft der Nation ſo gänzlich, daß ſie mit aller ihrer Habe wehrlos dem Feinde zur Beute fiel, ja dem König auf der ganzen weiten ungariſchen Erde nicht ein Fleckchen erübrigte, wo er das unter tauſend Gefahren mühſam aus der Schlacht gerettete Haupt zur kurzen Ruhe hätte bringen können. Die dalmatiniſchen Inſeln nahmen ihn endlich auf, von wo er ein trauriger Zeuge der ungeheuren Gräuel ſeyn mußte, die ſein Reich auf immer zu vertilgen drohten.

Die Schlacht hatte lang gedauert, mit Erbitterung und Muth ward geſtritten, Tapferkeit dem Andrang der Menge entgegen geſetzt, auch nur durch ihren Druck, nicht ſowohl die Niederlage als die gänzliche Vernichtung der Chriſten bewirkt. So hatte denn auch der Tod eine reiche Ernte gehalten, der Gefangenſchaft nur jene aufbewahrend, die durch Wunden gelähmt, ihm auch ſchon halb verfallen ge-

weſen. Zu der kleinen Zahl der letzteren gehörte auch Emrich der Löwenſteiner ſammt ſeinem treuen Waffenträger Butiatſ. Nebeneinander hatten ſie gefochten, nebeneinander waren ſie zu Boden geſunken, als die tatariſchen Pfeile ſie ſchwer trafen. Doch auch miteinander kehrten ſie aus tiefer Ohnmacht in das Leben zurück, als räuberiſche Hände ſich ihrer Habe bemächtigten. Zur Sklaverei ſahen ſie ſich verurtheilt, das Los über ſich entſcheiden, weſſen Eigenthum ſie werden ſollten, und durch deſſen Ausſpruch Cadan als ihren unbeſchränkten Gebieter. Sofort die Theilung der Gefangenen vollendet war, nahm ſie ein ſtarker Haufe mit Beute heimkehrender Krieger in die Mitte und trieb ſie den fernen Wohnſitzen zu. Der einzige Troſt des Ritters beſtand noch darin, daß er durch eine ſonderbare Fügung des Schickſals, gerade mit ſeinem treuen Waffenträger an eine Kette geſchmiedet, ſeine Klagen in deſſen theilnehmenden Buſen ausſchütten konnte. Unter Mühſeligkeiten, die jede Vorſtellung überſteigen, gelangten ſie endlich in die Beſitzungen ihres Herrn; konnten zwar die ſchlecht geheilten Wunden beſſer pflegen, aber auch dem Schmerz deſto mehr nachhängen, den ihnen die Ausſicht ein elendes Leben fern vom Vaterland und ge-

liebten Angehörigen in unwürdiger Sklaverei zubringen zu müſſen, verurſachte.

Die erſte Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht am Sajo, erfüllte das Herz der um ihren Gemahl zärtlich beſorgten Frau Agnes mit banger Sorge. Als aber nach einem Monat, durch einen dem Verderben entronnenen und auf Umwegen nach Löwenſtein heimgekehrten Diener die Kunde erſchallte, wie der Ritter und ſein tapferer Waffenträger, nachdem ſie Wunder der Tapferkeit gethan, endlich der Übermacht unterliegend, den Wahlplatz, von zahlloſen Pfeilen getroffen, mit ihren Leibern deckten, da kannte der Schmerz der liebenden Gattinn keine Grenzen. Nachdem ſie aber doch zu einiger Faſſung gelangt, verſammelte ſie Dienſtmannen, Vaſallen und Hörige der Burg, und beging mit ihnen eine Todtenfeier, wie ſie nur wenigen Gatten und Herren, ſo wahr, ſo innig und aufrichtig zu Theil wird. Auch ſpäter trug ſie der zarte Fuß noch oft zu der düſteren Burgkapelle, um dort ihren Thränen freien Lauf laſſen zu können, und dabei für die Ruhe des Abgeſchiedenen heiße Gebete gegen Himmel zu ſenden.

Aber auch dieſer ſaß traurend an der Seite ſeines

mit ihm zuſammengeketteten ehemaligen Dieners und jetzigen Leidensgefährten, in ſehnſuchtsvoller Erinnerung gedenkend der geliebten Agnes und der theuren Söhne, des unglücklichen Vaterlandes, ſo wie ſeines gebeugten Königs, von deren Schickſal nur unvollkommene Erzählungen bis zu ihm gelangten. Budiatſ mühte ſich vergebens, den durch Entkräftung und langwierige Leiden niedergedrückten Muth ſeines theuren Mitgefangenen aufrecht zu erhalten, denn er konnte ihm keine Hoffnung geben, hatte er doch ſelbſt keine, er mochte auch ſinnen ſo viel er wollte. Viel und oft und lang hatte ihn der Gedanke der Befreiung beſchäftiget, allein unüberſteigliche Hinderniſſe thürmten ſich jedem Plan zur Flucht entgegen. Und wie ſollten auch zwei Aneinandergekettete an ſchnelles Entkommen nur denken, die bei jeder Bewegung ſich wechſelſeitig aufhielten? — Dennoch blieb nach vielem Erwägen alles, wenn auch ſchwierig, wenigſtens möglich, wofern es nur gelang, die furchtbare Kette zu ſprengen.

Heimgekehrt von dem glücklichen Raubzuge war indeß Cadan, unermeßliche Beute mitſchleppend, gleich den übrigen Anführern der Horde. Milder jedoch war ſein Gemüth, ſomit auch erträglicher das

Los der ihm zugefallenen Gefangenen, die er zu verschiedenen Arbeiten, je nachdem es ihre körperliche Beschaffenheit zuließ, verwendete. An einem heißen Tage war es dem Löwensteiner gar so schwer gefallen, sein Tagewerk zu vollenden, und dankend hob er sein Auge zu dem Himmel, als endlich die Abenddämmerung einige Stunden Ruhe dem ganz erschöpften Körper verhieß. Kaum noch auf den Füßen sich zu erhalten fähig, schwankte er mit dem eben so ermatteten Gefährten, dem harten Lager zu, als dieser plötzlich ein Beil erblickte, das wohl einer der freien Arbeiter vergessen haben mochte. Ohne einem bestimmten Gedanken dabei Raum zu geben, ergriff er selbes schnell und barg es unter das Kleid.

Wunderbar schien dieser Fund auf Budiatſ zu wirken und seinen Muth bis zur Zuversicht zu erhöhn, mit der er dem Ritter, als sie nun auf das Lager sich hingestreckt hatten, die nahe Befreiung verkündete. Zwar konnte er ihm noch nicht angeben, wie diese zu bewirken sei, dennoch aber verhieß er ihm das Ende seiner Leiden, und war unerschöpflich in den Mitteln, durch die ihre Flucht nicht bloß bewerkstelliget, sondern auch gesichert werden sollte.

Ein Theil der Nacht und der ganze folgende Tag

ging über dieſen Entwürfen hin, da glaubten die beiden Sklaven nicht mehr zögern zu müſſen, und ſchickten ſich, als alles dem Schlaf ſich überlieferte, zur Ausführung an. Budiatſ zog das wohl verborgene Beil hervor, um damit die Kette zu zerhauen. Allein er mochte ſich noch ſo ſehr mühen, das zähe Eiſen widerſtand jeder Anſtrengung, die Ringe wollten ſich nimmermehr trennen. Mit immer ſteigender Angſt bemerkte Ritter Emrich die erfolgloſe Bemühung, und wollte zuletzt verzweifeln, als Budiatſ erklärte, auf dieſe Weiſe ſei die Kette durchaus nicht zu trennen, ſomit auch die Flucht keinesweges zu bewerkſtelligen. In laute Klagen über die getäuſchte Hoffnung ergoß ſich der Ritter, nahm Abſchied in herzzerreißenden Tönen, von allem, was ihm einſt lieb geweſen im Leben, und aus weiter Ferne wieder freudig angeblickt hatte, und rief den Tod als einzigen Retter aus dieſem endloſen Jammer herbei. Tief erſchüttert hörte ihm Budiatſ zu, leiſe ein Wort des Troſtes verſuchend, doch als Emrich Agneſens und ſeiner glühenden Liebe zu ihr in feurigen Zügen erwähnte und den grenzenloſen Schmerz für immer ihr holdes Antlitz meiden, ſie nimmermehr in Liebe umfaſſen, ſein treues Herz nicht an das ihre ſchließen

zu können, malte, da rief er plötzlich: »haltet ein, »o theurer Herr, Ihr tödtet mich mit Eurem Jam»mer, unmöglich kann ich länger deſſen Zeuge ſeyn, »ſterben will ich für Euch, doch durch meinen Tod »Euch befreien.« Und bevor noch der Ritter fragen, bevor er der Rede Sinn erfaſſen oder noch es hindern konnte, fiel Budiatſ gefeſſelter Fuß durch einen gewaltigen Hieb von dem Beine getrennt, zu Boden, mit ihm die hemmende Kette, der Flucht und Befreiung Hinderniß.

Starr vor Entſetzen über die ſchreckliche That, ſtand der Ritter wie betäubt einen Augenblick da, doch das ſtrömende Blut erweckte ihn aus der Bewußtloſigkeit, und beſtimmte ihn um Hülfe zu rufen. Doch mit Ernſt, der den krampfhaften Schmerz gewaltſam niederkämpfte, ſagte Budiatſ: »Willſt du »alſo, daß mein Opfer vergebens gebracht ſei, willſt »du, daß ich bereuen ſoll, es gebracht zu haben, weil »du nicht gerettet biſt. — Schweige ſtill, empfange »noch dieſen Händedruck, und eile ſo lange die Nacht »dich bergen kann, ſchnell der geliebten Heimath zu, »und ſage ihr, daß ſie Budiatſ auch noch im Tode »mit glühender Liebe umfaßt.« Noch wankte der Ritter unentſchloſſen. Nur noch die nöthigſte Hülfs-

leiſtung nahm der treue Diener ſchmerzhaft lächelnd über deren Vergeblichkeit an, und nöthigte ihn dann zur Entfernung. Unbemerkt gelang es dem Ritter auf eine gute Strecke zu entkommen, allein ſchon graute der Tag, er mußte daher ſuchen, eine waldige Anhöhe zu erreichen, die ihn den Augen der Späher entzöge. Hier fiel er erſchöpft von körperlicher und geiſtiger Anſtrengung in einen tiefen Schlaf, der ihn viele Stunden mit ſeinen eiſernen Armen umfangen hielt, und der nur durch die peinliche Empfindung des Hungers unterbrochen ward. Einige Waldfrüchte gewährten nothdürftige Labung, die wenigſtens hinreichte, um die mit der Kette noch immer mühſame Wanderung fortſetzen zu können. Unmöglich dürfte es ſeyn, alle die Mühſeligkeiten aufzuzählen, die Herr Emrich zu überſtehn hatte, bis er an einen Ort gelangte, wo man ihn von der ſchweren Kette befreite, nebſtbei als einen der heidniſchen Gefangenſchaft entronnenen Chriſtenſklaven — blieb auch Name und Stand verſchwiegen — mitleidig aufnahm, pflegte und mit einem Zehrpfennig verſehn, entließ. Nachdem er vor allem Gott für ſeine wunderbare Rettung gedankt, aber auch dem Schickſal ſeines treuen, ſich opfernden Gefährten manche Thräne der Rührung

und des innigſten Dankes gewidmet hatte, hüllte er die geſtärkten Glieder in ein Pilgergewand, und zog ſtets froheren Muthes ſeiner Burg zu.

Schon ſah er in dem vergoldenden Schimmer der Abendſonne ihre Spitzen glänzen, ſchon wurden ſeine Schritte haſtiger, das Pochen des von liebender Sehnſucht erfüllten Herzens lebhafter, da traf fernes Glockengeläute ſein Ohr, und hemmte den eilenden Fuß. »Was ſoll das Läuten auf der Burg,« fragte er mit Bangen im nächſten Dorfe, »hat irgend ein Unfall die Gebieter etwa getroffen?« »Ja wohl ein Unfall und zwar der größte,« war die Antwort, »denn der Burgherr ſtarb. Es ſind gerade morgen zwei Jahre, daß er als Held für das Vaterland ſtreitend fiel, doch trauert die Burgfrau noch immer ſo innig, wie am erſten Tage, der ihr die Unglücksbotſchaft verkündete und will morgen die Todtenfeier begehn, zu der alle Vaſallen und Unterthanen aufgeboten ſind. — Er war aber auch ein gar milder Herr, den jedermann liebte — doch tretet herein und ruht aus, denn Ihr möget wohl aus fernen Landen kommen. Ich will Euch dann weiters noch erzählen.« So trat denn der Ritter in die niedere Hütte, und hörte den Worten der geſchwätzigen Wirthinn in unnennbarem Entzü-

cken zu, denn jedes derſelben galt als Zeuge der Liebe und Treue ſeiner geliebten Agnes, und der in gleicher Geſinnung von ihr erzogenen Kinder.

Am andern Morgen miſchte er ſich unter die zur Burg eilenden Landleute, und betrat zitternd die ſchwarz behangene Kapelle, in deren Mitte ſich ein Trauergerüſt, mit Wappen und Waffen des Verſtorbenen geziert, und von zahlloſen Lichtern erhellt, bis hoch an das Gewölbe erhob. Bald darauf erſchien Frau Agnes in weite Trauergewänder gehüllt, ein Bild des Grames, der aber die unendliche Lieblichkeit der holden Züge mit einem Schleier der Verklärung überziehend, nur noch erhöhte. An eine Säule mußte ſich Emrich ſtützen, um nicht bei dem Anblick der Geliebten vor freudiger Bewegung zu Boden zu ſtürzen, ſo ergriffen fühlte er ſich in ſeinem innerſten Leben. Endlich hatte der Gottesdienſt geendet, und Frau Agnes, den kleinen Guyſo führend, ſchritt langſam der Vorhalle zu, die reiche Spende unter die dort harrenden Armen mit eigener Hand zu vertheilen. Schon hatte ſie manches Dankeswort empfangen, da traf die Reihe auch den Pilger. Wie die mit unnachahmlicher Grazie ihm dargereichte Gabe in ſeine Rechte glitt, traf ihr Blick auf ein Bildchen der heiligen

Jungfrau, das ſie dem ſcheidenden Gemahl in der letzten Abſchiedsſtunde, an einer aus ihren Haaren eigenhändig geflochtenen Schnur, um den Hals hing. Erſtaunt wollte ſie den Pilger ſo eben fragen, wie er in den Beſitz dieſes theuren Andenkens gekommen, als dieſer ſeiner Gefühle nicht mehr mächtig, mit dem Ausruf: meine Agnes, in ihre Arme ſich warf. Allein nur eine Leiche hielt er umſchloſſen, denn der freudige, doch zu heftige Schreck, wirkte betäubend auf ihr Bewußtſeyn. Aber auch Herr Emrich bereute es ernſtlich, ſo ohne alle Vorbereitung aus der Reihe der Todten wieder hervor getreten zu ſeyn, und ſein lauter Hülferuf zog ſchnell die Zofen herbei, ſo wie die Kunde von dem unglaublichen Ereigniß alles, was nur ſich bewegen konnte, um die ſeltſame Gruppe verſammelte. Bald ſchlug Frau Agnes die holden Augen auf, aus denen ein Blick auf den zärtlich Geliebten fiel, mit dem ſich des Himmels volle Seligkeit in ſeine Bruſt ſenkte. Nun erſt fanden ſie Worte, Thränen, Freudenausrufe, als Dolmetſcher des überwallenden Gefühles, das ſich neuerdings ergoß, als die beiden Söhne Karl und Geyſa dem betrauerten Vater um den Hals ſich warfen. Zu heilig iſt ein ſolcher Augenblick, um ihn durch ſchwache Darſtellung

zu entweihen. Darum eilen wir ſchnell darüber hinweg, und finden den Ritter von allen ſeinen Lieben umgeben, die herben Schickſale erzählend, die ihn ſeit der Trennung von ihnen getroffen. Und als er nun die aufopfernde Liebe ſeines Dieners Budiatſ, dem er die Freiheit dankte, auf das lebhafteſte geſchildert hatte, da mußte er inne halten, denn lautes Weinen und Schluchzen ertönte rings umher, beſonders als die Vorſtellung zur Deutlichkeit ward, daß entweder Verblutung oder des erbitterten Tataren-Häuptlings Geheiß, dem Leben des heldenmüthigen Retters ein Ende gemacht habe.

Wohl war die Ohnmacht, die ihn bald nach Emrichs Entfernung befiel, dem Tode ähnlich, denn ſie hatte bis zum hellen Mittag gedauert, wo der Gefangenwärter das karge Mahl brachte, aber voll Schreck nur einen Sklaven und auch dieſen mit abgehauenem Fuß im Blute ſchwimmend erblickte. Haſtig eilte er zu Caban, das Geſehene zu melden, und eben ſo ſchnell begab ſich dieſer zu Budiatſ, den er ohne Beſinnung auf dem blutigen Strohlager hingeſtreckt fand. Mit vieler Mühe gelang es, ihn zum Leben zurückzurufen, da bekannte er ohne Scheu und von dem Muth befeuert, den das Bewußtſeyn einer

edlen großherzigen That gewährt, wie er ſeinen Schickſalsgenoſſen, der ſein milder guter Herr in der Heimath geweſen, zu befreien, ihn einer liebenden Gattinn und hoffnungsvollen Kindern zurück zu geben, alles und endlich auch das Schrecklichſte vollbracht habe. Bereit ſei er, den Tod von Cadans Hand zu empfangen, der ohnedies nicht lang ſäumen könne, Erlöſung ihm zu bringen.

Immer finſterer zogen ſich die buſchigten Augenbrauen des Gefürchteten zuſammen, unter ihnen ſchoſſen Blicke hervor, die mit Vernichtung drohten, aber den entſchloſſenen Budiatſ nicht zu erſchüttern vermochten. Endlich wandte er ſich und ſprach zu den Dienern: »dem Entflohenen ſetze keiner nach, um »dieſen aber traget die höchſte Sorge, damit er ge»heilt werde, wenn dies möglich.«

Durch die aufmerkſamſte Pflege und Behandlung gelang es wirklich, den ſchwer Verwundeten in ein paar Monaten ſo weit zu bringen, daß er mit Hülfe der Krücke ſich aufrecht erhalten konnte. Da ließ ihn Cadan vorrufen, und Budiatſ, der ſich während ſeiner Heilung mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, ſein Leben werde nur gefriſtet, um ſpäter in qualvollen Martern hingeopfert, andern Gefangenen den

Muth zur Flucht zu benehmen, flehte zu Gott um Stärke und Entschlossenheit auf diesem seinem letzten Gange.

Vor Cadan angelangt, fragte ihn dieser, ob ihn seine That nicht reue, und ob er nochmals bereit wäre, für seinen Herrn so große Schmerzen zu erdulden. Und als der Geheilte erwiederte, willig sei er, nicht bloß Schmerzen zu erdulden, sondern selbst das Leben für einen so guten, so väterlich ihn stets behandelnden Herrn zu lassen, da malte sich Rührung auf dem ernsten Gesicht Cadans, er belobte die seltne Treue, die er an ihm gefunden, schenkte ihm nicht bloß die Freiheit, sondern Waffen, Kleider, Geld und ein gutes Roß, und befahl einem Diener, den Freigelassenen bis an Polens Grenze zu geleiten, indem er ihn zugleich mit seinem Kopf für die Sicherheit desselben verantwortlich machte. Diese Großmuth war zu unerwartet, als daß sie die Zunge des überraschten Budiatf nicht hätte lähmen sollen. Er fiel zu den Füßen seines Wohlthäters überwältiget von der Heftigkeit der Empfindung, doch als er sich erhob, um seinen Dank auszusprechen, war Cadan zufrieden mit dem Bewußtseyn, edel gehandelt zu haben, verschwunden.

Budiatſ, von Sehnſucht nach Vaterland und Herrn getrieben, ſäumte nicht, das großmüthige Anerbieten Cadans anzunehmen, und begab ſich ſogleich auf die Reiſe. Langſam ging dieſe von Statten, denn für einen ſo entkräfteten Körper war ſie höchſt beſchwerlich. Aber der Schmerz des kaum geheilten Beines, Hitze, Kälte, Ermüdung und Entbehrung peinigten ihn nicht ſo ſehr, als der Zweifel, ob der geliebte Herr wirklich gerettet ſei. Jedoch überwand die freudige Ausſicht den Seinen wiedergegeben zu ſeyn, alles, und führte ihn glücklich bis an das Thor der Burg Löwenſtein. Während man Anſtalt machte, die Zugbrücke herabzulaſſen, ſprengten Reiter mit Hunden und zahlreichem Jagdgefolge den Berg heran. Es war Ritter Emrich mit ſeinem ältern Sohn Karl und mehreren Gäſten, der eben von dem beliebten Weidwerke heimkehrte. Wenn ſchon das erduldete Elend Budiatſ unkenntlich gemacht hatte, verrieth ihn doch die Haſt, mit der er vom Pferde herab dem theuren wiedergefundenen Herrn entgegenſtürzte. Augenblicklich erkannte dieſer in dem Fremdling ſeinen treuen Diener — Freund — und Retter. An ſeinem Herzen wies er ihm den geziemenden Platz an, und führte ihn im Triumph in die Burg, deren weite Räume von Freu-

denruf und den herzlichſten Begrüßungen wiederhallten. Als Frau Agnes die Urſache dieſes frohen Getümmels vernahm, eilte ſie dem Wiedergefundenen entgegen, und ſchloß den Retter ihres geliebten Gemahls vor allen Anweſenden mit Entzücken in ihre Arme. Nun ging es an ein Fragen und Erzählen über alles das, was ſeit der Trennung der beiden Männer ſich ereignet, wobei der raſche Karl ſo wie der kleine Geyſa als aufmerkſame und theilnehmende Zuhörer den Erzähler oft unterbrachen und wechſelweiſe mit Liebkoſungen überhäuften.

Aber nachdem man ſich verſtändiget hatte, und ruhigere Augenblicke eingetreten waren, dachte der Ritter von Löwenſtein mit Frau Agnes daran, ihre Dankbarkeit dem Freunde auf eine dauerhafte Weiſe zu bezeugen. In dem zur Burg gehörigen Dorfe Mikuſſotz, ſchieden die beiden Gatten mit freigebiger Hand eine nicht unbeträchtliche Zahl Gründe aus, die ſie, zu einer ſelbſtſtändigen Beſitzung erhoben, an Budiatſ für ewige Zeiten vergabten. Damit aber dem Verdienſte auch öffentliche Anerkennung werde, erhob der König auf des Ritters Vorbitte den ſeltnen Diener zum Adeligen, und verlieh ihm als Wappenſchild einen Löwen, in zweiter Abtheilung

aber einen abgehauten Menſchenfuß mit herabhangender Kette.

Noch leben zahlreiche Nachkommen dieſes Andreas, auf der von ihm ſo würdig erworbenen, wohl auch ſeither vergrößerten Beſitzung als Erben des Adels, des Wappens, aber auch der Geſinnung, die ſie im ſturmbewegten Jahre 1809 bewieſen, indem mehrere freiwillige Männer ſich zum adeligen Heerbann ſtellten, bereit für ihren Herrn und König Blut und Leben hinzugeben.

Die Bluthalle zu Lockenhaus.

Kaum tauſend Schritte außer den Thoren der kleinen, aber durch Juriſſits löwenkühne Vertheidigung wider den großen Suleyman (1532) hochberühmten Stadt Güns, öffnet ſich oſtwärts ein liebliches Thal von Ausläufern jener mäßig hohen Bergkette gebildet, die das fruchtbare Eiſenburger Komitat von dem benachbarten Öſterreich ſcheiden. In tauſend Schlangenwindungen drängt ſich zwiſchen üppigen Feldern und Wieſen ein Bach hindurch, deſſen harmloſem Geplätſcher Niemand zutrauen würde, daß er manchmal in verheerender Eile ſich über das ganze Thal ausbreitend, als furchtbarer Strom (unter dem Namen der »böſen Güns« wohl bekannt) ungeheuern Schaden anrichten könne. Folgt man der Leitung dieſes Flüßchens, gelangt man durch mehrere reinliche Dörfer, nach einer ſchnell von angenehmen Eindrücken hinweggezauberten Stunde, an den Fuß eines, von drei Seiten ſchroff abgeſchnittenen Felſens, deſſen

Haupt eine ſtattliche Burg krönt. Es iſt dies Lockenhaus, vormals den Grafen von Nádasd, gegenwärtig den Fürſten Eſterhazy gehörig, deſſen ſcheinbar wohl erhaltene Dächer den Reiſenden ſchon in der Ferne mit der ſüßen Wonne erfüllen, eines der wenigen, wohl erhaltenen Denkmahle einer glorreichen Vorzeit betreten und in den Umgebungen, die das kräftige Geſchlecht beherbergte, dieſem heimiſchen Leben näher rücken zu können.

Dieſe Hoffnung wird jedoch bei näherer Anſicht vereitelt, denn außer einigen Vordergebäuden, von armen Taglöhnern kümmerlich bewohnt, iſt das Übrige verödet und der mächtig einwirkenden Zerſtörung Preis gegeben. Ein Paar Gewölbe ziehen jedoch die Aufmerkſamkeit des Betrachtenden auf ſich. Das eine, vormals das Erbbegräbniß der Grafen von Nádasd, iſt ganz von großen Quaderſtücken erbaut, im runden Bogen eingewölbt, einem lange fortlaufenden breiten Gang nicht unähnlich, erhält ein ſpärliches Licht durch ein rundes Loch von oben, das mit einem mächtigen Stein geſchloſſen ſeyn mochte. Das andere ſcheint jedoch von höherem Alter zu ſeyn. Tief unter den ehemaligen Herrengemächern läuft ein langer gedehnter Saal hin, der von einer

Reihe kurzer Steinſäulen, die das weit hinunter ſich ſenkende Spitzgewölbe tragen, in zwei Theile abgeſondert wird und — wie dies noch vorhandene, halbvermoderte Holzreſte beweiſen, mit zierlichem Schnitzwerk ausgetäfelt war. Nur durch eine große Halle gelangt man zu des Saales Eingang, der von zwei ſchmalen Spitzfenſterchen aus dieſer Halle ſpärlich erleuchtet wird. Ein über 50 Klafter tiefer Brunnen, mit unſäglicher Mühe in den Fels gehöhlt, öffnet ſeinen grauſen Schlund in der rechten Ecke und der Boden dunkelroth, als wäre die Erde ſo eben mit Blut übergoſſen worden, bezeichnet auch dem mit den Irrgängen der Burg unbekannten Wanderer die gräuliche Bluthalle. — Ja wohl iſt dies Blut, und zwar edles, unſchuldiges Blut, in ſchrecklicher Mitternachtsſtunde, wie die Sage berichtet, von frevelhaften Händen vergoſſen, und darum unvertilgbar, ſo lange ein Stein noch auf dem andern ſtehen wird.

In altergrauer Zeit war dieſe Burg das Eigenthum des mächtigen Ordens der Ritter vom Tempel; von ihnen iſt der domartige prächtig verzierte Saal, das Kapitelhaus, den Verſammlungen im Gebete oder den Berathungen über wichtige Angele-

genheiten, das Wohl der Brüder betreffend, gewidmet.

In ruhiger Abgeschiedenheit und in Werken der Milde, wohl auch in Ausübung des ersten der ritterlichen Gebote, Rettung verfolgter Unschuld und Schutz gegen ungerechte Bedrückung, fanden die Ritter hinlänglichen Ersatz für jene Freuden der Welt, denen sie mit der Annahme des rothen Kreuzes entsagen mußten. Heiter und zufrieden in ihrem Gemüthe, geliebt von ihren Untergebenen, geehrt von allen Nachbarn, konnten sie von Ferne nicht ahnen, daß jenes Ungewitter, das sich im fernen Frankreich gegen ihren Orden erhob, so schreckliche Folgen nach sich ziehen dürfte. Wie ein plötzlicher Donnerschlag erschreckte sie daher die Nachricht von der Pein und Hinrichtung des Meisters und dem Vertilgungsfluch, den das Concilium von Vienne über ihre Verbrüderung ergehen ließ, so wie der argen List und unmenschlichen Grausamkeit, mit der man durch Folterqual und Scheiterhaufen gegen Einzelne, so wie gegen die ganze Gemeinde verfuhr. Auf die Erhaltung des nunmehr schwer gefährdeten Lebens bedacht, verließ keiner die Veste mehr, die mit Mannschaft und Kriegs-

bedürfniſſen aller Art wohl verſehen, gegen Überfall und Gewalt hinlänglich geſichert war.

In tiefer Trauer und banger Ahnung des künftigen Geſchickes, das unmöglich freundlich ſeyn konnte, da des Königs Carl Robert von Anjou Willfährigkeit gegen die Beſchlüſſe des die Templer zerſchmetternden Papſtes, deshalb nicht bezweifelt werden konnte, weil er ihm vorzüglich die Erhebung auf Ungarns Thron verdankte, vergingen einige Monate. Da kündete eines Tages der Thürmer die Ankunft eines Herolds, der vom Könige geſendet, Einlaß fordere. Als ihm die Thore geöffnet und er in die Mitte der vom Comthur verſammelten Brüder getreten war, begann er alſo: »Bekannt iſt Euch der Ausſpruch der Kirchenverſammlung von Vienne, der Euern Orden vertilget, bekannt die Gräuel, die mehrere Euerer Brüder mit dem Flammentode gebüßt; nicht frei von denſelben Beſchuldigungen ſeyd auch Ihr. Doch will der edeln Ungarn gerechter König den Unſchuldigen nicht zugleich mit dem Schuldigen vernichten; ein hohes Gericht hat er beſtellt, vor dem Ihr Euch rechtfertigen möget, wofern Ihr es könnt; die Vorladung Euch zu überbringen, bin ich geſandt.« Tiefe Stille herrſchte rund umher, als er geendet; alle

Blicke hafteten an den ehrwürdigen Zügen des greiſen Comthurs, der langſam und feierlich, von dem erhöhten Sitz ſich erhebend, begann: »Wohl iſt uns der Beſchluß der verſammelten Väter der Kirche, wohl der Märtyrertod des erhabenen Meiſters und ſo vieler unſrer Brüder, wohl die empörende Schuld, deren man ſie und nun auch uns zeihet, bekannt. In dem beruhigenden Bewußtſeyn unſrer Unſchuld, ſcheuen wir keines Richters Auge. Allein da man ſo viele der Unſern mit Hintanſetzung des Rechts und ohne überweiſendes Urtheil gemordet, fordern wir ſicheres Geleite mit des Königs heiligem Worte bekräftiget, ohne das Keiner die ſchützende Burg verläßt. Iſt dies Brüder! Euer Aller Meinung, ſo erhebt Euch ſchnell, damit wir eilig entlaſſen den Herold.« Und die Brüder erhoben ſich ſchnell und eilig ward der Herold entlaſſen.

Aber ſchon nach wenig Tagen kehrte er zurück, überbringend den Ächtungsbrief, der ſämmtliche Tempelritter von Lockenhaus des Ungehorſams gegen des Königs Befehle und des ſtillſchweigenden Geſtändniſſes ihrer Schuld überwieſen, dem Tode anheimgefallen und vogelfrei erklärte.

Bald folgten dem unheilvollen Brief einige Fähn-

lein Fußvolk, die das Bergſchloß eng umſetzten. Vergebens wagten ſie Sturm auf Sturm; die feſten Mauern von tapferer Fauſt beſchirmt, ſpotteten der Gewalt und wieſen jeden Verſuch blutig und manchen rüſtigen Krieger niederſchmetternd zurück. Endlich gelang es dem, beinahe ſchon entmuthigten Feldhauptmann, einen Elenden mit ſchwerem Gelde zu erkaufen, der ihm in ſtiller Mitternachtsſtunde ein geheimes Pförtlein zu öffnen verſprach.

Verſammelt waren die Brüder im Kapitelhaus, vom Comthur berufen, die fernere Zukunft, denn der nächſten glaubten ſie auf ihren Muth vertrauend gewiß zu ſeyn, berathend in Erwägung zu ziehen. Bevor noch der Wache habende Bruder Servient in des Mondes zweifelhaftem Schimmer zu unterſcheiden vermochte, ob Freundes- oder Feindesgeſtalten ihm nahten, ſank er vom tödtlichen Geſchoß getroffen mit einem einzigen Schrei zu Boden. Hinausſtürmten die Ritter; doch ſchon in der Halle trafen ſie den verrätheriſchen Feind. — Dort fielen ſie alle, muthig, aber gegen die ungeheure Mehrzahl vergebens kämpfend, der greiſe Comthur der Letzte.

Tief drang das Blut der unſchuldig Gemordeten in den Boden und unvertilgbar ſind ſeine Spuren,

in erſter Friſche und Lebendigkeit noch jetzt, nach mehr als fünf hundert Jahren zu ſchauen. Als in ſpätern Zeiten einige Mal die Blutflecken mit vieler Mühe dennoch verwiſcht wurden, erhob ſich in der Nacht ein furchtbarer Sturm, der das Schloß aus ſeinen Grundfeſten zu heben ſchien. Kampfgeſchrei, Waffengeklirre, dann Ächzen und Röcheln durchbrauſte die ſchreckliche Halle (ſeither »die Bluthalle« genannt), blaſſe Geſtalten in weiße Gewänder gehüllt, auf quellende Wunden hinzeigend, ſchwebten mit dräuenden Geberden bald hinein, bald heraus — und am andern Morgen waren die Blutmaale wieder vorhanden.

Des ungeheuern Schreckens, mit dem dieſe gräßlichen Erſcheinungen die Bewohner der Burg bei ähnlichem Anlaß wiederholt erfüllten, wohl eingedenk, wagt es ſeit dem keine unheilige Hand mehr, ſich an dieſem grauenvollen Denkmahl zu vergreifen.

Das Teufelsgemälde zu Preßburg.

Aus den Vielen, welche täglich über den großen Hauptplatz zu Preßburg, absichtsvoll oder gedankenlos, geschäftig oder im behaglichen Nichtsthun einherschreiten, haben wohl nur Wenige am Rathhause der Stadt das lebhafte Frescogemälde über dessen Thore bemerkt. Das Gebäude selbst reicht noch in die Tage der eingebornen Dynastie der Arpaden hinauf. Daß es seit 1388 immer das Rath- und Gemeindehaus dieser zweiten Hauptstadt des ungarischen Königreiches gewesen, ist urkundlich gewiß. Große Veränderungen und Verzierungen erlitt und erhielt dies Gebäude unter Ferdinand I. (1547), wo besonders jene hohen, spitz zulaufenden Gewölbe einiger Gemächer und der Einfahrt entstanden, die in ihrer ursprünglichen Gestalt noch bestehen. Eben diesem Zeitpunkte gehören auch die schmalen spitzen gothischen Fenster an, die sich an der ganzen Vorderseite zeigen, und deren zwei in vereinigter Zwillingsgestalt

ober dem Thore etwas hervortreten und einen Erker bilden. Dicht an dem rechten dieſer Zwillingsfenſter (dem Beſchauer gegenüber) lehnt ein, mit den lebendigſten Farben abgemalter Greis in langem ſchwarzen Faltenrock, mit ſilberweißem, bis an den Gürtel reichenden Bart, ganz vertieft in das vor ihm aufgeſchlagene Buch. Die Geſtalt iſt lebensgroß, jedoch nur die obere Hälfte ſichtbar, und mit dem Rücken gegen das kleine Seitenfenſterchen des Erkers gewendet.

Wohl wendete ihm die Geſtalt nicht immer den Rücken als ſie noch unter den Lebendigen wanderte, als ihrer Unthaten Maß noch nicht voll war. Oft ſah ſie durch dasſelbe in die menſchenwimmelnde Stadt hinaus, wie die Spinne aus dem Netz nach den Fliegen, die ſie darin verſtricken will. — Dies ſeit Jahrhunderten der Zerſtörung trotzende Bild iſt nämlich das Conterfei eines Preßburger Bürgers und Rathsherrn, das der Teufel ſo künſtlich und täuſchend in einem Augenblick an die Wand hinriß.

Gegen den Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts, in König Rudolphs unruhvollen Tagen, lebte zu Preßburg ein Mann, deſſen Blick und Willen kein öffentliches und kein Privatgeſchäft der Bürger entgehen

mochte, die ihn nicht liebten, nicht ehrten, aber scheuten und fürchteten. In dem düster strengen Antlitz sprach nichts als die Zunge, und diese möglichst leise, hohl, fast gespensterhaft. — Blitze unter den buschigten Augenbrauen hervorschießend, zerrissen manchmal auf eine nicht minder unheimliche Weise der Gesichtszüge schwarzgelbe Wetternacht.

Als ein armer Knabe war dieser Gefürchtete nach Preßburg gekommen, woher? wußte Niemand. — Er hatte sich in einer Reihe von Jahren zu den ersten Ämtern der Stadt emporgeschwungen. Wie? schien vielen ein unauflösbares Räthsel, denn er hatte nicht Freunde, nicht Verwandte, anfangs gar keine Mittel als in sich selbst. Aber was man ihm anvertraute, gedieh. Was gegen ihn auftrat, unterlag. Er wollte seinen Willen. Widerstand verzieh er nie. Das Verderben seiner Gegner sollte den Andern Lehre und Warnung seyn. Er erreichte sein Ziel. Alle suchten ihn, Alle fürchteten ihn. — Er lebte einsam und sehr dürftig. Er scharrte Schätze zusammen, Niemand wußte für wen? denn sein ganzer Haushalt bestand aus einer widrigen alten Magd. — Mancher Fluch und viele Thränen hingen an dem zusammengescharrten Mammon,

aber kaum vertraute dies der Bruder dem Bruder, ſo wurde der Gewaltige gefürchtet. — Der Stein der Weiſen, und der Lauf der Sterne, und die geheimen Kräfte der Natur füllten die Stunden, welche die gemeine Nothdurft der Stadt nicht für ſich in Beſchlag nahm. Er galt allgemein für einen Schwarzkünſtler, und der Verderber für ſeinen Bundesfreund, dem der graue Sünder für zeitliches Glück und Gut die ewige Seele zu eigen gegeben habe.

Der hohe Rath der Stadt ſaß einſt beiſammen, Recht und Gerechtigkeit zu ſchenken dem Gedrückten, und frevleriſche Eigenmacht niederzuhalten unter die eiſernen Schranken des Geſetzes. — Da ſtürzte ein armes Weib jammernd in den Gerichtsſaal: »Kümmerlich,« ſo lautete ihre Klage, »hätten ſie und ihr Mann mit häufigen Unfällen und unaufhörlicher Verfolgung ringend, ſich ernährt von der ſchweren Arbeit ihrer Hände und vom Ertrag eines kleinen Grundſtückes, das an das Eigenthum eines reichen Bürgers grenze. Vor drei Tagen habe der Himmel ihr den Mann nach langem Krankenlager hinweggenommen, und der reiche Nachbar ihr das Feld zur Vergrößerung und Ausründung ſeines Beſitzthumes gewaltthätig entriſſen. Sie rufe zu Gott und zu den Vätern

der Stadt um Schirm wider das himmelschreiende Unrecht. Leider aber sitze der Räuber mitten in ihrem ehrenwerthen Kreise. Es sei jener gefürchtete Rathsmann.« Die Betroffenheit war allgemein, und die verschiedenartigsten Regungen bewegten sich wechselnd durch die Versammlung.

Der Beklagte allein blieb in der gewöhnlichen Versteinerung. Der Ton steigerte, die Miene verzog sich nicht, die Geberde blieb stumm. Ohne aufzusehen, zog er eine Pergamentrolle aus dem Busen, beweisend: seit vielen Jahren sei dies Grundstück rechtmäßig von ihm erworben, aber einst dem Manne der Klägerinn für einen geleisteten Dienst zu lebenslangem Nutzgenuß überlassen worden. Nun er todt sei, nehme er sein Eigenthum zurück, nach dem gewöhnlichen, natürlichen Laufe des Rechtes. Das könne Niemand stören, noch wehren!

Unbegreiflich, unmöglich schalt das bedrängte, jammernde Weib dies Vorgeben. — Offenkundig sei es der ganzen Stadt, daß jenes Grundstück nicht nur ihres Mannes von Jugend an, sondern schon seines Vaters und Großvaters gewesen; besage die Urkunde anders, so sei sie ein verfälschtes Machwerk unheilvoller Lüge.

Wider alle Gewohnheit entstand ein lebhafter Zwiespalt der Meinungen im Rathe, und erhoben sich Zweifel über die Echtheit oder Unechtheit des vorgelegten Kaufbriefes, dennoch wogte endlich die Mehrzahl dem Unterdrücker zu. Da rief das Weib mit verzweifelndem Händeringen: »ihr mächtiger Gegner solle sein Recht durch einen feierlichen Eidschwur erhärten. Vermöge er mit festem Bewußtseyn seine Rechte zum Himmel empor zu heben, so möge das Feld sein bleiben, ihr aber nur die Barmherzigkeit Gottes!«

Langsam, aber fest erhob sich der finstere räthselhafte Mann, schritt an das Ende des Tisches mit nachdrücklichem Tritt, aber gesenkten Blicks vor das Ebenbild des Gekreuzigten, schlug auf das Buch des Gesetzes, und las mit seiner Grabesstimme die furchtbar ernsten Worte des Eides. Er hatte sie eben geendet, und erhob nun die Rechte zum Schwur.

Da machte auf Einmal ein Schlag, daß die Erde bebte und die Thürme sich zu neigen schienen, alle Anwesenden starr und blaß gleich aufgerichteten Leichnamen, Stürme pfiffen heulend durch die Ritzen, rüttelten und klingelten an den Fenstern, wunderliche Töne schrien aus den dicken Mauern hervor.

In wenigen Augenblicken war das Bewußtſeyn in die Verſammlung zurückgekehrt, aber der gefürchtete Rathsmann aus ihrer Mitte verſchwunden. Eine große Öffnung an einem Seitenfenſter bezeichnete die Stelle, wo der Böſe den Frevler für die Hölle hinweggeholt, und zur Warnung des Meineids — in lebendigen, ſo oft man es auch verſuchte, ſtets unvertilgbaren Zügen, ſein ſchaudererregendes Ebenbild zurückgelaſſen hat.

Sanct Georgs Felſenſprung.

In tiefe Trauer war das ganze Volk der Walachen verſenkt, das von den weltherrſchenden Römern entſprungen, noch gerne mit ſeiner Abſtammung und mit dem Namen ſeiner tapfern Ahnen prangt. Ihr edelſtes Kleinod, die Tochter ihres Königs hatte ein tödtliches Fieber ergriffen. Langes Leid laſtete auf dem Volk, und Jeglicher erwartete fürchtend den Schlag, als ſollte er das eigene Haupt treffen! Viele weiſe Meiſter wurden berufen, doch ihre Kunſt war vergeblich, täglich wich das Leben mehr, bleicher und bleicher wurden die holden Wangen und Lippen, kaum glimmte noch ein ſchwacher Funke und verzweiflungsvoll beugte ſich jeder dem Unabwendbaren. Da erſchien noch ein altergrauer Arzt, und nachdem er lange des Lebens Spuren verfolgt, that er den Ausſpruch, die Königstochter ſollte pilgern zu den heiligen Brunnen, die lebenglühend dem Innern der Erde entquellen; vermöchte der Natur gewal-

tige Kraft nicht das Leben feſt zu bannen, dann ſei es auch der Kunſt unmöglich, des Todes gierigem Rachen ſein Opfer zu entreißen.

Freudig erglänzte der ſchwache Hoffnungsſtrahl, und unter der pflegenden Hut zarter Frauen, und dem gewaltigen Schirm rüſtiger Kämpen begann die Fürſtinn ihre Fahrt in das ſchauerliche Felſenthal der Lebensquelle.

Es wohnte auf den Höhen über dieſen Klippen ein frommer Rittersmann, Georg genannt.

Einſt ruhte er im Schatten einer alten Eiche, ſinnend über des Chriſtenthumes hohe Geheimniſſe, denen uns allen ſeinen Brüdern ſein Sinn zuerſt ſich erſchloſſen hatte, indeß im freudigen Sonnenglanz ſeine Roſſe auf der Weide ſich tummelten und wachſam ſeine getreuen Hunde um und neben ihm lauerten. Da ſcholl urplötzlich durch die Schwüle des Mittags dumpfes Getöſe aus dem Thale. Hoch auf horchten die Hunde, als der Ruf noch einmal hülfeflehend zum Himmel ſich hob. Da ſchwang ſich Georg auf ſeinen blendenden Streithengſt, die tapfere Fauſt mit dem ſiegreichen Speere bewehrt, ſprengte er dem Jammerflehen zu.

Doch plötzlich bäumte ſich ſein Roß, denn zu ſei-

nen Füßen gähnte der Abgrund und ein grauſend Schauſpiel bot ſeinem Blicke ſich dar. Jammernd knieten edle Frauen umher, in ihrer Mitte die Tochter des Fürſten, ohnmächtig ob dem gräßlich drohenden Tode, ringsumher lagen zerſchmetterte Leichen ihrer Ritter, und der übrigen geringes Häuflein zagte bebend zurück vor der ſchrecklichen Drachengeſtalt, die ſich ihnen in furchtbarer Trägheit langſam als ein wandelnder Berg entgegen wälzte, nichts kündigte Leben an ihm, als das Vernichtung flammende Auge und die doppelgeſpaltene feurige Zunge, die in gieriger Luſt ihren Opfern entgegen lechzte.

Nirgend ſah Georg einen Weg, herzzerreißend drang zu ihm der Unglücklichen Hülferuf, die ihn für einen rettenden Engel des Himmels hielten. Da gab er ohne Zaudern dem Hengſte die Sporen, und ſprang im ſauſenden Fluge mit ſeinen getreuen Rüden den thurmhohen Felſen hinab, daß ob dem gewaltigen Sprunge der toſende Fluß erſchrocken verſtummte und einige Schritte zurück trat! — Nach wüthendem Kampfe verhauchte der Lindwurm ſein Leben zu des Siegers Füßen ſich windend, und heißer Dank der Geretteten lohnte das kühne Wagniß.

Auf daß nicht dem Leichnam neue Brut verder-

bend entwachſe, löſte Georg den Kopf, und ſtürzte in Serviens Gebirgen ihn hinab in einen bergetiefen Schlund, über dem nachhin die Burg Columbats ihre dräuenden Zinnen erhob; doch entqualmt noch alljährlich jenem finſtern Abgrund ein ungeheurer Schwarm verderblicher Mücken, die über das Land ſich verbreitend, das Vieh mit giftgeſchwollenen Stichen tödten.

Noch ſchleicht in tiefem Schweigen der ſonſt im lauten Plätſchern daherrauſchende Fluß um den Fuß der Klippe, von welcher der Heilige den rieſigen Sprung gewagt. Noch ſind gewaltigen Felsblöcken die Spuren der Roßeshufen und die Fährten der Hunde eingeprägt, wo ſie ſelbe zuerſt im Sturz berührt, und mit inniger Andacht verehrt des Thales Bewohner dieſe Spuren, die vom kühnen Muthe ſeines Heiligen zeugen, ſeit mehr als einem Jahrtauſend! —

Die Sagen vom Stibor.

Im Waagthale viele Meilen entlang, herrſchte Herr Stibor, ein edler Pole, am Hofe König Ludwigs I. und ſeiner Tochter Maria hoch geſchätzt, von letzterer ſo wie dem Luxemburger Siegmund mit Land und Leuten reichlich begabt. Und wo der Blick auch hinfiel auf Berg und Fluß, auf Wieſ und Flur, und Stadt und Burg, ſah er nur was dem Günſtling zu eigen, ſeines Winkes harrte, ſein Gebot verehrte. Mit gewaltiger Fauſt beherrſchte der gewaltige Mann die ihm untergebene Provinz, und nannte ſich einen Herrn der Waag, denn ſein Gebiet bildete ihre beiden Ufer. Auf ſeines Königs Ruf der erſte im Felde, wandte ſich ſein Banner nur dann heimwärts, wenn kein Streit mehr auszufechten, kein Feind zu bekriegen, keine Gerechtſame des gekrönten Gebieters zu verfechten war. Die eigene blieb von jedermann unangetaſtet, denn Furcht hielt jeden fern, vom ungleichen Spiel. Wenn dann die Zeit der Ruhe ein-

getreten, überraſchte wohl die Langweile auf Augenblicke den mächtigen Woiwoden, die ſich weder durch die Schwänke und Schnurren des Hofnarren, noch durch Hörnerſchall und Paukenſchlag oder Becherklang niederkämpfen ließ. Nur in der Flucht aus den düſtern Mauern, an die ſie feſtgebannt ſchien, war Heil zu finden; ſo ging es denn hinaus in das Freie, oder des Forſtes Dickicht in Begleitung von Mannen und Rüden im raſchen Kriegeszug die einſchlummernde Kraft zu wecken und zu üben, gegen die Bewohner des Waldes. Gar manch Abenteuer, das ſich unvermuthet geſtaltete, erhöhte die Luſt an dem edlen Weidwerk, dem die Palme vor allen anderen Beſchäftigung blieb. Herr Stibor würde nicht der Mann ſeiner Zeit geweſen ſeyn, hätte nicht die Jagd Zeit und Neigung vielfach in Anſpruch genommen. Einſt hatte er lange einem mächtigen Ur nachgeſetzt, bis er ihn gefällt, und ſaß nun unter prächtigen Gezelten, den Imbiß verzehrend, in Mitte des ſich herum lagernden zahlreichen Gefolges. Da nahte ſich neugierig eine Schar Kinder, die herrlichen Zelte, und prächtigen Waffen und ſtattlichen Pferde zu ſehn. Die Knechte befahlen ihnen barſch, ſich zu entfernen, doch der Woiwode durch ſein Jagdglück in

gute Laune verſetzt, hieß die Kinder näher treten, ließ ſich mit ihnen in ein Geſpräch ein, und fand beſonders Wohlgefallen an einem Knaben, der ſogleich vortrat, als ſei er zum Anführer der kleinen Schar beſtimmt, und des Gebieters Fragen muthvoll beantwortete. Speiſe ward auf Stibors Geheiß allein, ein Waldſtück nebſt Pfeil und Bogen, dem Redner gereicht. Am nächſten Morgen führte die Jagd den Woiwoden in ein fruchtbares, von Bäumen beſchattetes Thal. Hier erblickte er die geſtrigen kleinen Gäſte beſchäftiget, zeltartige Hütten aus Baumzweigen in großer Emſigkeit zu erbauen, in der Mitte aber den ſtattlichen kleinen Anführer mit Bogen und Pfeil geziert mit einem niedlichen Mädchen ſitzend, und mit würdevollem Anſtand Befehle ertheilend, durch die als leitende Vorſchriften das Ganze gefördert ward. Ein beifällig Lächeln zog über das ſonſt finſtere faltenreiche Angeſicht des Dynaſten, und nachdem er ein Weilchen an dem kindiſchen Treiben ſich ergetzt, rief er dem gebietenden Anführer zu: »Was macht ihr »da, Kinder, ſoll das Eure Wohnung ſeyn?« »Ja »Herr,« erwiederte dieſer unerſchrocken, »wir ſpie»len Jagd, und ich bin ſo wie Ihr, Herr der Waag. »Dies hier iſt unſer Dorf, und Suſe mein Weib.«

»Du ſollſt wahr geſprochen haben,« entgegnete der Woiwode, »ein Dorf ſoll auf dieſer Stelle erſtehn, »deſſen Name — wie heißeſt du Knabe — Thomas »Trebich — wohl — Trebichawa ſoll deſſen Name »ſeyn, dir aber das ſtattlichſte Haus, und Suſon »eine Ausſteuer werden. Und ſo viel ihr Kinder hier »ſeid, ſo viel Häuſer ſollen ſich hier erheben, mit »Feld und Wieſe und Wald begabt auf ewige Zei»ten. Dazu will ich einen Freibrief Euch geben, daß »Ihr Stiborß gedenket, und des heutigen Tages, »und deſſen ſich noch freuen Eure Enkel und Ur»enkel.«

Wie es der Mächtige verhieß, ſo geſchah es alsbald, und obſchon Jahrhunderte ſeitdem verfloſſen, iſt der Brief doch noch vorhanden, auch freuen ſich deſſen die Urenkel der Erwerber, denn gar mancher Wohlthat und Erleichterung macht er ſie theilhaftig, die ihre Nachbarn entbehren, denen ſich die Gunſt des Herrn nicht in gleichem Maße zugewandt.

Wohl war es auch bei ähnlicher Gelegenheit, daß ein raſch geſprochnes Wort ein gewaltig Werk hervorrief, dem ſelbſt in ſeiner gegenwärtigen Erniedrung der Bewunderung Tribut nicht verſagt werden kann, aber nicht freuten ſich deſſen die Vaſallen noch ihre

Nachkommen, denn nicht Wohlthat kam den einen oder den andern von dannen. Von den Beſchwerden der Jagd auszuruhn — ſo berichtet die Überlieferung — lagerte eines Tages der Waag mächtiger Gebieter im Freien, einem ungeheuren Felſenkoloß gegenüber, der im Hintergrunde von herrlich grünenden Bergen umgeben, kahl und nackt jenen gleichſam zum Hohn, als ahne er höhere Beſtimmung, ſich aus der Erde ſtolz in die Lüfte erhob. In emſiger Geſchäftigkeit mühte ſich der Höflinge Schar die Zeit mit Kurzweil, Lob und Schmeichelei um ihren trägen Gang zu betriegen, und des Herren Gunſt in heiterer Gemüthsſtimmung ſich zu erhalten. Den größten Aufwand an Witz und guten Einfällen machte Butzko, der Hofnarr, gerade heute vom Glück ſo ſehr begünſtiget, daß er ſich öfter des Beifalls ſeines ſonſt ernſten, ja meiſt finſteren Machthabers zu erfreuen hatte. Ihn dafür zu lohnen, erlaubte ihm Stibor, ſich eine Gunſt zu erbitten, und Butzko trat heran und bat, der Herr möge ein Schloß auf jenem Fels erbauen, und ihm zu eigen ſchenken. Da lachten die Höflinge, und einer meinte, wohl ſei die Bitte des Narren werth, denn Unmögliches erbittend, habe er die Gelegenheit verſäumt, Nützliches

zu erlangen. — »Unmögliches?« donnerte plötzlich des Woiwoden Stimme, indeß ſich die Stirne in finſtere Falten zog, »was iſt meinem Machtgebot un»möglich, oder iſt jemand da, der zweifelt?« — Wohl»an mein kluger Narr, deine Bitte ſei gewährt, in »Jahresfriſt die Burg erbaut, und Betzko nach dir »benannt.«

Alſobald regte und bewegte ſich eine Unzahl von Arbeitern und Leibeigenen rund um und auf dem Berg, zu verwirklichen, was kurz vorher als möglich nur dem Narren ſchien. Und da die Beſchwerlichkeiten ſich häuften, Thiere und Menſchen (freilich als Leibeigene nur geringer Beachtung werth) ermattet als Opfer der übermäßigen Anſtrengung hinſanken, und das Werk mit der kurz bemeſſenen Zeit nicht gleichen Schrittes wuchs, befahl Herr Stibor das Thal der Waag zu ſperren, und jeden Vorüberziehenden anzuhalten, damit er frohne und karre acht Tage lang, bevor ihm vergönnt iſt, ſeine Straße weiter zu ziehn. Selbſt Herren und Frauen, die den Wachpoſten in die Hände fielen, mußten ſich bequemen, Leute und Roſſe acht Tage lang bei dem feenhaften Bau verwendet zu ſehn, indeß ſie ſelbſt prächtige Bewirthung genoſſen. So gelang es dem des Wider-

ſpruches nie gewärtigen, das raſch geſprochene Wort zu löſen, indem er bewies, daß ihm nichts unmöglich ſei, als was der eigene Wille nicht begehrt. Noch war des Jahres letzter Tag nicht zu Ende, ſtand die neue Burg herrlich zu Schutz und Trutz und des Lebens Annehmlichkeit gerüſtet und verſehen da, des Narren Namen führend, und ihm huldigend. Aber eines edleren Gebieters ſchien ſie werth, zu groß war der Aufwand, um bloß ein Narrenſchlößlein gegründet zu haben, zu ſchwach die Hand, das in ſie Gelegte feſt und ernſt zu bewahren, darum vertauſchte Stibor mit Butzko die Burg gegen reichliche Entſchädigung an nutzbringenden Gründen, und erkor ſie zu ſeinem Hauptſitz, beſaß er gleich der Veſten und Schlöſſer wohl noch über dreißig im Lande.

Stets blieb ſie ihm auch im Verfolg der Zeiten werth und theuer; zu ihrer Verſchönerung bot er italiſche Künſtler und Meiſter aller Art auf, dagegen pries man ſie durch das weite Ungarn als ein Weltwunder des an Pracht und Glanz ſeines Gleichen nur wenige haben. Weitläufige Gärten mit edlem Wild bevölkert, von Lauben und Schattengängen durchſchnitten, durch Springbrunnen und künſtliche Waſſerfälle erfriſcht, gewährten Kühle und Labung in

des Sommers heißen Tagen, indeß Malereien, koſtbare Waffen, Geräthe und Kunſtgebilde in Menge manchen Stoff zur Bewunderung und angenehmen Beſchäftigung in der Burg ſelbſt gaben. Sie ward auch deshalb auserſehn, die Vermählung des einzigen Sohnes, mit Frank des Woiwoden von Zechen gleichfalls einziger Tochter, Katharine, der Erbinn ungeheuren Vermögens und Beſitzthums zu feiern. Groß waren die Vorbereitungen dazu, denn groß war die Anzahl, hoch der Rang der geladenen Gäſte, und ein ganzes Jahr ſollte das Feſt dauern, denn die Zeugen der Trauung — ſo hatte Stibors Ladung beſagt — wünſche er zugleich als Pathen ſeines erſten Enkelkindes zu begrüßen, und um deſſen von ihrer Seite gewiß zu ſeyn, ſie bis dahin gar nicht mehr zu entlaſſen. Ob dieſe Zumuthung allen Gäſten gleich angenehm geweſen, berichtet die Sage keinesweges, daß aber die Feſtlichkeiten auf der Burg ein volles Jahr ununterbrochen währten, und nur nachdem die junge Frau Mutter geworden, zu Ende gingen, dies geht noch von Mund zu Munde, mit dem Zuſatz, mehrere der Gäſte habe dort der Tod, manche Frau das Wochenbett überraſcht, allein dies alles auch nicht die geringſte Störung verurſacht, und

Sang und Spiel, Jagd, Turniere, Bankette und Gelage keinesweges unterbrochen.

An dieſe heitern Bilder einer uns unerreichbaren Vorzeit, knüpft ſich die Kunde von dem auf ſchauderhafte Weiſe herbeigeführten Tode des Woiwoden, und der Anblick jener ſenkrecht abgeſchnittenen Felſenkuppe, wo er Statt gehabt. Die Veranlaſſung dazu war folgende: Unter den wenigen Gegenſtänden, die ſich der Zuneigung des finſtern rauhen Mannes (denn ſo ſchildert ihn des Volkes Erzählung trotz reicher Spende und Gabe an Kirchen und Klöſter) zu erfreuen hatten, ſtand keiner ſo hoch, als ein Jagdhund von ſeltener Schönheit und Güte. Dagegen beſaß er auch alle Untugenden eines verzärtelten Lieblings, die jedermann läſtig fielen, außer dem Herrn, gegen den er ſie durch falſche Schmeichelei und unbedingten Gehorſam zu verdecken wußte. Bei Tiſche ſaß einſt im Kreiſe zahlreicher Gäſte der Gefürchtete, als dieſer ſein Liebling, der ſonſt ſtets zu deſſen Füßen gelagert war, heulend und mit zerſchmettertem Bein hereinhinkte, in klagenden Tönen Schmerz verkündend, und deſſen Linderung von dem gewohnten Ruheplatz erwartend. Auffuhr Stibor von ſeinem Sitz mit einem Fluch, daß weit die Halle